

David
BALDACCI

Das
VERSPRECHEN

Roman

Club
Premiere



New York, 1940: Bei einem Autounfall stirbt der bekannte Schriftsteller Jack Cardinal. Seine Frau Amanda und die Kinder, die zwölfjährige Lou und ihr kleiner Bruder Oz, überleben leicht verletzt, doch Amanda fällt kurz nach dem Aufprall des Wagens ins Koma. Louisa Mae Cardinal, einzige Verwandte und Urgroßmutter der Kinder, ist sofort bereit, die beiden zusammen mit ihrer todkranken Mutter auf ihrer kleinen Farm in Virginia aufzunehmen. Lou und Oz, die bisher in der Großstadt gelebt haben, gewöhnen sich nur langsam an die fremde Umgebung und den beschwerlichen Alltag in rauer Natur – ohne Strom und fließendes Wasser. Doch der Rechtsanwalt Cotton Longfellow hält seine schützende Hand über die Familie und kümmert sich liebevoll um Amanda, indem er ihr täglich vorliest – auch wenn es keinerlei Anzeichen dafür gibt, dass sie ihr Bewusstsein wiedererlangen könnte. Da schlägt das Schicksal noch einmal auf grausame Weise zu: Plötzlich sind Lou und Oz vollkommen auf sich allein gestellt, und auch ihr neues Zuhause ist bedroht. Jetzt können die Geschwister nur noch auf ein Wunder hoffen, das ihre Mutter aus dem Koma erwachen lässt – und sie selbst vor dem Waisenhaus bewahrt ...

David Baldacci, geboren 1960 und aufgewachsen in Richmond, Virginia, war Strafverteidiger und Wirtschaftsanwalt, ehe er mit *Der Präsident* (verfilmt als *Absolute Power*) seinen ersten Weltbestseller schrieb. Mit seinen weiteren Romanen, *Total Control*, *Die Versuchung*, *Die Wahrheit* und *Die Verschwörung* hat er sich als einer der führenden Thriller-Autoren etabliert. David Baldacci lebt mit seiner Frau und zwei Kindern in Virginia.

Über seinen neuesten Roman *Das Versprechen* sagte der Autor:

»Obwohl ich mit Thrillern bekannt geworden bin, haben mich Geschichten über meine Heimat Virginia immer magisch angezogen. Es ist eine Ironie des Schicksals, dass ich als Schriftsteller die letzten zwanzig Jahre damit zugebracht habe, dem Stoff für Romane hinterherzujagen, ohne je die Schatztruhe im Hof meiner eigenen Familie zu sehen.«

DAVID BALDACCI

DAS

VERSPRECHEN

ROMAN

Aus dem Amerikanischen von
Uwe Anton

Non-profit ebook by tigger
Mai 2004
Kein Verkauf!

Club
Premiere

DEUTSCHE ERSTVERÖFFENTLICHUNG

Die amerikanische Originalausgabe erschien unter dem Titel
»Wish You Well«

Umwelthinweis:

Dieses Buch und der Schutzumschlag
wurden auf chlorfrei gebleichtem Papier gedruckt.
Die Einschrumpffolie – zum Schutz vor Verschmutzung –
ist aus umweltverträglichem und recyclingfähigem
PE-Material.

Ungekürzte Lizenzausgabe

der RM Buch und Medien Vertrieb GmbH
und der angeschlossenen Buchgemeinschaften

Copyright © 2000 der Originalausgabe by Columbus Rose, Ltd.

Copyright © 2001 der deutschsprachigen Ausgabe by
Verlagsgruppe Lübbe GmbH & Co. KG, Bergisch Gladbach
Textredaktion: Wolfgang Neuhaus und Helmut W. Pesch

Umschlagfotos: Stone (oben); Bavaria (unten)

Satz: Dörlemann Satz, Lemförde

Druck und Bindung: GGP Media, Pößneck

Printed in Germany 2001

Buch-Nr. 07309 8

www.derclub.de

Für meine Mutter,
die mich zu diesem Roman inspirierte

VORWORT

Von den Ortsnamen abgesehen, ist *Das Versprechen* frei erfunden, nicht aber die Bühne, auf der die Geschichte spielt: die Appalachen. Ich bin in diesen Bergen aufgewachsen, in der Obhut zweier Frauen. Viele Jahre lang war das Bergland unser Zuhause. Meine Großmutter mütterlicherseits, Cora Rose, wohnte die letzten zehn Jahre ihres Lebens bei meiner Familie in Richmond, verbrachte zuvor aber ungefähr sechs Jahrzehnte auf den Gebirgshöhen im Südwesten Virginias. Wenn ich als Junge auf Cora Roses Schoß saß, lernte ich viel über das Land und das Leben dort. Meine Mutter, die jüngste von zehn Geschwistern, verbrachte ihre ersten siebzehn Lebensjahre auf dem Berg und erzählte mir, als ich heranwuchs, faszinierende Geschichten aus ihrer Jugend. Das harte, entbehrungsreiche Leben in den Bergen und die Abenteuer, die meine Romanfiguren dort erleben, wären meiner Mutter aus eigener realer Erfahrung vertraut.

Außerdem verbrachte ich im Rahmen der Vorbereitung auf diesen Roman viel Zeit damit, Gespräche mit meiner Mutter zu führen – eine für mich in vieler Hinsicht aufschlussreiche Zeit.

Wenn wir erwachsen sind, glauben die meisten von uns, alles über die eigenen Eltern und andere Familienangehörige zu wissen. Doch wer sich die Zeit nimmt, nachzufragen und den Antworten mit wachem Ohr zu lauschen, wird die Erfahrung machen, dass man noch viel Neues über die Menschen lernen kann, denen wir so nahe sind und die wir deshalb so gut zu kennen glauben. Auch *Das Versprechen* stützt sich zum Teil auf mündliche Überlieferung: Geschichten darüber, wo meine

Mutter aufwuchs und unter welchen Lebensumständen. Solche Geschichten weiterzuerzählen, gehört zu einer aussterbenden Kunst – was traurig stimmt, denn in der mündlichen Überlieferung liegen sowohl tiefer Respekt vor den Lebenden als auch die Erfahrungen und das Wissen der Ahnen verborgen. Ebenso bedeutsam ist, dass die Oral History, die erzählte Geschichte, persönliches Erleben und Erinnerungen von Menschen bewahrt, die nach deren Tod anderenfalls für immer verschüttet blieben. Fatalerweise leben wir gegenwärtig in einer Zeit, in der man ausschließlich nach vorn zu blicken scheint, als gäbe es in der Vergangenheit nichts, das unserer Beachtung wert wäre. Die Zukunft ist stets angenehmer und faszinierender und übt eine Anziehungskraft auf uns aus, der die Vergangenheit nichts Vergleichbares entgegenzusetzen hat. Doch es ist durchaus denkbar, dass sich der kostbarste Besitz unseres Menschseins gerade durch solche Rückschau offenbart. Wenngleich ich mir als Autor von Spannungsromanen einen Namen gemacht habe, fühlte ich mich stets von Geschichten angezogen, die in der Vergangenheit meiner Heimat Virginia wurzeln, sowie von den Erzählungen von Menschen, deren Wünsche und Erwartungen durch ihre Umwelt stark eingeschränkt sind, was auf der anderen Seite ein Gewinn ist, denn diese Menschen werden gerade durch ihre außergewöhnlichen Lebensumstände mit einer Fülle besonderer Fertigkeiten und Erfahrungen ausgestattet. Ironischerweise habe ich als Schriftsteller die letzten zwanzig Jahre damit verbracht, Jagd auf Stoff für Geschichten zu machen, und dabei völlig übersehen, dass eine Fülle von Material in meiner eigenen Familiengeschichte zu finden ist. Ich entdeckte diese Materialien zu einem späteren Zeitpunkt, als es eigentlich der Fall hätte sein sollen. Aber vielleicht ist gerade dies der Grund dafür, dass das Schreiben

dieses Romans zu einer der lohnendsten Erfahrungen meines Lebens wurde.

KAPITEL 1

Die Luft war feucht; dichte graue Wolkenbänke waren aufgezogen und kündeten von bald einsetzendem Regen, und der strahlend blaue Himmel war rasch verblasst. Der 1936er Lincoln Zephyr, eine viertürige Limousine, bewegte sich träge, ohne besondere Eile über die kurvenreiche Straße. Der appetitliche Duft von frisch gebackenem Brot und Hähnchen, von Pfirsich- und Zimtkuchen stieg aus dem Picknickkorb auf, der verlockend zwischen den beiden Kindern auf der Rückbank platziert war, und erfüllte das Wageninnere.

Die zwölfjährige Louisa Mae Cardinal – von ihrer Familie kurz »Lou« genannt – war groß und schlank für ihr Alter; ihr Haar hatte die Farbe von sonnengebleichtem Stroh, und ihre Augen waren strahlend blau. Sie war ein hübsches Mädchen, von dem man zuversichtlich annehmen durfte, dass es zu einer sehr schönen Frau heranwachsen würde. Doch Lou würde sich strikt weigern, Teepartys auszurichten oder sich einen Zopf zu flechten oder Rüschenkleider zu tragen – und würde sich durchsetzen. Das war Teil ihres Wesens.

Ein Notizblock lag auf Lous Schoß, und emsig wie ein Fischer sein Netz füllte sie die leeren Seiten, indem sie alles niederschrieb, was ihr bedeutsam erschien. Ihrem eifrigeren, ja begeisterten Gesichtsausdruck nach zu schließen, schien das Mädchen mit jedem Wort, jedem Satz einen fetten Fang einzuholen. Lou war hoffnungslos dem Schreibteufel verfallen – ein Wesenzug, der keineswegs einer kindlichen Laune entsprang, sondern den sie vom Vater hatte, der die Lust am Schreiben noch ungleich stärker verspürte.

Auf der anderen Seite des Picknickkorbes saß Lous Bruder Oz. Der Name war eine Kurzform seines Taufnamens Oscar. Er war erst sieben und zierlich für sein Alter, obgleich seine großen Füße hoffen ließen, dass aus ihm mal ein stattlicher Mann werden mochte. Doch er besaß weder die schlanken Gliedmaßen noch die körperliche Anmut seiner älteren Schwester noch deren natürliche Zuversicht, die so klar und funkelnnd in ihren Augen zu lesen war. Stattdessen hielt Oz seinen abgewetzten Plüschteddy im unentrinnbaren Griff eines Catchers an sich gedrückt, ängstlich beinahe und Halt suchend, was ihm eine Ausstrahlung verlieh, die andere Menschen auf Anhieb für ihn einnahm. Wer Oz Cardinal kennen lernte, gelangte unausweichlich zu der Überzeugung, dass er ein kleiner Junge mit großem Herzen war – so groß und überströmmend, wie Gott es nur den schwachen und verletzlichen Seelen gab.

Gedankenverloren saß Jack Cardinal hinter dem Steuer. Das drohende Unwetter nahm er nicht zur Kenntnis; nicht einmal der Insassen des Wagens schien er sich gewahr zu sein. Seine schlanken Finger trommelten auf dem Lenkrad. Die Fingerkuppen hatten mit den Jahren, in denen sie monoton auf Schreibmaschinentasten eingehämmert hatten, Schwienen bekommen. Deutlich sichtbar war auch eine kleine Einkerbung am rechten Mittelfinger, an dem sich über die Jahre hinweg ungezählte Bleistifte beharrlich ihr Bett geschaffen hatten. Ein Stigma, wie Jack oft spöttisch bemerkte.

Wie viele Schriftsteller bevorzugte auch Jack überschaubare »Bühnen«, dicht bevölkert von Figuren voller Fehler und Schwächen – Figuren, die sich von Seite zu Seite weiterentwickelten und für den Leser greifbarer und vertrauter wurden, als es die eigene Familie augenblicklich für Jack war. So

mancher Leser mochte zu Tränen gerührt sein, sobald eine lieb gewordene Romanfigur durch die Feder des Autors sterben musste, doch selbst die Schönheit und Ausdruckskraft der Sprache Jack Cardinals überdeckte niemals den Ernst seiner Geschichten, denn die Themen, die darin steckten, waren von machtvoller Größe. Doch dann gab es hier und da wieder eine besonders gut formulierte Zeile, die einen zum Lächeln, mitunter sogar zum lauten Lachen brachte; denn eine Prise Humor war in der Regel das wirksamste Mittel, einen schmerzlichen Sachverhalt möglichst schonend zu vermitteln.

Jack Cardinals schriftstellerische Begabung hatte ihm viel Lob von Seiten der Kritiker, aber wenig Geld eingebracht. Nicht einmal der Lincoln Zephyr gehörte ihm; der Luxus eines eigenen Automobils, ob der Wagen nun schmuck oder schlicht war, schien für Jack auf immer unerreichbar zu sein. Der Lincoln war für den heutigen Picknick-Ausflug lediglich von einem Freund und Bewunderer Jacks ausgeliehen. Und die Frau auf dem Beifahrersitz hatte ihren Mann bestimmt nicht seines Geldes wegen geheiratet.

Amanda Cardinal trug die besondere Eigenart ihres Gatten gewöhnlich mit Fassung. Auch diesmal ließ ihre Miene eine Art gutherzige Resignation erkennen: Sie hatte sich damit abgefunden, dass Jacks Gedanken wieder einmal durch die Welten seiner Fantasie schweiften – Welten, die ihm stets die Flucht vor den unangenehmen Dingen des Lebens ermöglichten. Später dann, wenn die Decke auf dem Rasen ausgebreitet und das Picknick angerichtet war und die Kinder spielen wollten, würde Amanda ihren Mann behutsam aus seinem literarischen Universum zurück auf die Erde holen müssen.

Doch ausgerechnet heute wurde sie von einer tiefen Unruhe erfasst, während sie Meile um Meile dahinfuhren. Sie brauch-

ten diesen gemeinsamen Ausflug dringend, nicht allein wegen der frischen Luft und der Ruhe und des guten Essens in freier Natur. Dieser außergewöhnlich warme Vorfrühlingstag erwies sich in vielerlei Hinsicht als ein Geschenk des Himmels. Amanda schaute zu den düsteren Wolken hinauf.

Verzieh dich, Unwetter. Bitte, verschwinde.

Um ihre angespannten Nerven zu beruhigen, drehte Amanda sich zu Oz um und lächelte. Ihr wurde immer warm ums Herz beim Anblick des kleinen Jungen, obgleich er ein sensibles, leicht zu ängstigendes Kind war. Amanda hatte ihren Sohn oft in den Armen gewiegt, wenn er von einem Albtraum geplagt worden war. Zum Glück wich Oz' schreckerfülltes Weinen rasch einem Lächeln, sobald er die Mutter erkannte, und jedes Mal hätte Amanda ihn dann am liebsten für immer so sicher und geborgen in den Armen gehalten.

Oz hatte sein Äußeres unverkennbar von der Mutter geerbt, während Lous Gesicht Amandas hohe Stirn und Jacks schmale Nase und sein spitzes Kinn verband – eine anziehende Kombination. Doch hätte man Lou gefragt, nach wem sie käme, hätte sie auf Anhieb geantwortet: »Nach Dad natürlich.« Was keineswegs hieß, dass sie ihre Mutter nicht respektierte; es zeigte bloß, dass Lou sich in erster Linie als Tochter des Schriftstellers Jack Cardinal betrachtete.

Amanda wandte sich wieder ihrem Mann zu und streifte mit ihren Fingern seinen Unterarm. »Neue Story im Anflug?«, fragte sie.

Jack löste sich langsam aus seiner neuesten Geschichte, und entführte aus seinen Fantasiewelten schaute er seine Frau an, ein Grinsen auf den vollen Lippen, das neben einem vieldeutigen Blitzen seiner grauen Augen für Amanda das attraktivste körperliche Merkmal ihres Gatten war.

»Wie ein Vogel im Wind«, sagte Jack. »Die Freiheit des Schriftstellers.«

»Als Gefangener deiner eigenen Ideen«, erwiderte Amanda sanft und nahm die streichelnde Hand von seinem Arm.

Während ihr Mann wieder in seine Gedankenwelt abdriftete, beobachtete Amanda, wie Lou an ihrer eigenen Story arbeitete. Sie sah deutlich das Potenzial für viel Glück, aber auch manch unvermeidbaren Schmerz im späteren Leben ihrer Tochter. Doch Amanda konnte nicht Lous Leben für sie führen; sie war zum Zuschauen verdammt, wenn ihr kleines Mädchen Nackenschläge und Niederlagen hinnehmen musste.

Ohnehin hätte Amanda niemals helfend die Hand nach Lou ausgestreckt; denn wie Lou nun einmal war, hätte sie diese sicher zurückgewiesen. Sollten jedoch Lous Finger einmal Hilfe suchend nach der Hand der Mutter greifen, würde Amanda immer für ihr kleines Mädchen da sein. Es war ein prekäres Verhältnis, das stets die Gefahr von Missverständnissen barg, doch schien es die einzige mögliche Lösung für Mutter und Tochter zu sein.

»Und wie geht es mit deiner Story voran, Lou?«

Den Kopf weiterhin gesenkt, während die Hand sich, vom Enthusiasmus jugendlicher Schreibkunst geführt, über das Papier bewegte, sagte Lou: »Gut.« Amanda spürte nur zu deutlich die Mitteilung, die hinter dieser knappen Antwort an sie gerichtet war: Das Schreiben gehörte zu den Dingen, bei denen es nicht lohnte, mit Nichtschreibern darüber zu reden. Amanda nahm die versteckte Kritik so nachsichtig hin wie alles, was sie im Umgang mit ihrer eigenwilligen Tochter hinnehmen musste. Manchmal jedoch brauchte sogar eine Mutter ein weiches Kissen, auf das sie ihr Haupt betten konnte; deshalb drehte Amanda sich nun halb im Sitz, streckte die

Hand nach hinten aus und zerwuselte das Haar ihres Jüngsten. Söhne waren bei weitem nicht so kompliziert, und in dem Maße, wie Lou sie strapazierte, richtete Oz sie wieder auf.

»Und wie geht's dir so, Oz?«, fragte Amanda.

Der kleine Junge stieß einen krähenden Laut aus, der wie eine Bombe im Wagen explodierte und sogar Jack aus seinen Gedanken riss.

»Miss English sagt, ich bin der beste Hahn, den sie je gehört hat«, erklärte Oz und krähte noch einmal, wobei er die Arme wie Flügel schlug.

Amanda lachte, und sogar Jack schaute sich kurz nach seinem Sohn um und lächelte ihn an.

Lou bedachte ihren kleinen Bruder mit einem gequälten Blick, langte dann jedoch über den Korb und tätschelte sanft Oz' Hand. »Bist du auch, Oz. Sogar viel besser, als ich in deinem Alter gewesen bin«, sagte sie.

Amanda lächelte über Lous Bemerkung; dann wandte sie sich ihrem Mann zu. »Sag mal, Jack, du kommst doch zur Aufführung von Oz' Schultheater, oder?«

Lou kam ihrem Vater mit der Antwort zuvor: »Du weißt doch, Mommy, dass Pa an einer Geschichte arbeitet. Er hat bestimmt keine Zeit zuzugucken, wie Oz einen Hahn spielt.«

»Ich werd's versuchen, Amanda. Diesmal wirklich«, sagte Jack. Doch Amanda kannte den Zweifel in seiner Stimme, der eine neuerliche Enttäuschung für Oz ankündigte. Und für sie.

Amanda drehte sich weg und starrte durch die Windschutzscheibe. Ihre Gedanken standen ihr ins Gesicht geschrieben: *Ein Leben lang verheiratet mit Jack Cardinal – ein Leben voll mit Ich-werd's-versuchen.*

Oz' Enthusiasmus blieb Gott sei Dank ungebrochen. »Und nächstes Mal bin ich der Osterhase. Kommst du dann auch,

Mom? Du kommst doch, ja?«

Amanda schaute ihn mit dem strahlenden Lächeln und dem unschuldigen Augenaufschlag eines liebreizenden Engels an.

»Du weißt doch, dass Mommy das nie verpassen würde«, sagte sie und wuschelte ihm noch einmal sanft durchs Haar.

Doch Mommy würde es verpassen. Sie alle würden es verpassen.

KAPITEL 2

Amanda schaute aus dem Wagenfenster. Ihre Gebete waren erhört worden; das Unwetter war vorübergezogen und hatte lediglich ein paar Tropfen eines ländlichen Nieselregens und gelegentliche schwache Windböen gebracht, die es nicht einmal geschafft hatten, die Äste der Bäume richtig zu schütteln. Amanda, Jack und die Kinder waren ziemlich aus der Puste gewesen, als sie die ausgedehnten Rasenflächen, die sich durch den Naturpark wanden, von einem Ende zum anderen durchquert hatten. Man musste es Jack hoch anrechnen, dass er so ausgelassen mitgespielt hatte. Wie ein Kind war er über die kiesbedeckten Wege gestürmt, während er Lou oder Oz, die begeistert lachten, huckepack trug. Einmal war er sogar ohne seine Mokassins losgerannt, hatte sich von den Kindern jagen lassen und die Schuhe in einem beherzten Kampf zurückgerobert. Später hängte er sich zur Freude aller kopfüber an eine Schaukel. Genau so etwas brauchten die Cardinals zurzeit.

Am Ende dieses schönen Tages hatten die Kinder vor Müdigkeit regelrecht schlappgemacht, und sie alle hatten an Ort und Stelle ein Nickerchen eingelegt, dicht an dicht, ein großes Knäuel aus ineinander verschlungenen Gliedmaßen. In tiefem Schlummer hatten sie wohlig geseufzt: müde, glücklich ruhende Menschen. Ein Teil Amandas hatte für den Rest ihres Lebens so liegen bleiben wollen; sie hatte das Gefühl gehabt, in diesem Moment all das geschafft zu haben, was die Welt ihr jemals an halbwegs erträglichen Prüfungen auferlegen würde.

Als die Familie nun in die Stadt zurückfuhr – in ihr kleines, schmuckes Zuhause, das ihnen nicht mehr lange gehören

würde –, machte sich ein wachsendes Gefühl des Unbehagens in Amanda breit. Sie hatte keine besondere Freude an Konfrontationen, wusste jedoch, dass dergleichen mitunter notwendig war, wenn es einen wichtigen Grund gab. Sie schaute auf die Rückbank. Oz schlief. Lous Kopf lehnte an der Scheibe; sie schien vor sich hin zu dösen. Da Amanda ihren Mann kaum einmal für sich allein hatte, packte sie die Gelegenheit beim Schopf.

»Wir müssen wirklich mal über Kalifornien reden, Jack«, sagte sie leise.

Ihr Ehemann blinzelte, obgleich kein Sonnenstrahl durch die Windschutzscheibe fiel; inzwischen lag tiefe Dunkelheit über dem Land.

»Das Filmstudio hat schon Aufträge für Drehbücher auf Hände liegen«, sagte er.

Sie bemerkte, dass er diese Feststellung ohne eine Spur von Enthusiasmus machte. Davon ermutigt, bohrte sie weiter. »Du bist ein preisgekrönter Romancier. Deine Bücher werden sogar an Schulen gelesen. Du wirst als der begabteste Erzähler unserer Generation bezeichnet.«

Er schien müde ob dieser Lobeshymnen. »Ach ja?«

»Warum also gehst du nach Kalifornien und lässt dir von anderen sagen, was du zu schreiben hast?«

Sein Blick wurde trüb. »Ich hab keine andere Wahl.«

Amanda packte seine Schulter. »Doch, Jack, du hast eine Wahl. Du glaubst doch nicht ernsthaft, dass die Schreiberei für den Film alle Probleme löst. Denn das wird sie nicht!«

Die erhobene Stimme ihrer Mutter brachte Lou dazu, langsam den Kopf zu drehen und die Eltern anzustarren.

»Oh, danke, vielen Dank für dein Vertrauen«, sagte Jack sarkastisch. »Ich weiß es zu schätzen, Amanda. Besonders

jetzt. Du weißt, dass es für mich nicht gerade einfach ist.«

»So habe ich es nicht gemeint. Wenn du nur mal darüber nachdenken würdest ...«

Lou beugte sich plötzlich nach vorn und berührte die Schulter ihres Vaters, kaum dass Amanda die Hand weggezogen hatte. Das Lächeln des Mädchens war strahlend, doch unverkennbar gezwungen. »Also, ich fand Kalifornien toll, Dad.«

Jack grinste gequält und gab Lou einen Klaps auf die Hand. Amanda konnte förmlich spüren, wie Lous Herz schon bei dieser kleinen Geste einen freudigen Hüpfer machte. Ihr war bewusst, dass Jack nicht einmal ahnte, wie stark sein Einfluss auf seine Tochter war; alles, was Lou tat, wog sie sorgfältig danach ab, ob es Daddy gefiel oder nicht – eine Tatsache, die Amanda zusehends ängstigte.

»Jack, Kalifornien ist nicht die Antwort auf unsere Probleme, ganz bestimmt nicht«, sagte Amanda. »Du musst das endlich einsehen. Du wirst damit nicht glücklich.«

Seine Stimme wurde gereizter. »Ich bin die überschwänglichen Kritiken leid. Ich habe die Ehrungen und Auszeichnungen satt. Davon kann ich meine Familie nicht ernähren. Meine gesamte Familie.« Er schaute flüchtig nach Lou, und es schien Amanda, als zeige sich ein Anflug von Scham auf seinem Gesicht. Sie wollte sich zu ihm beugen, ihn in die Arme schließen und ihm sagen, dass er der wunderbarste Mann sei, dem sie je begegnet war. Aber das hatte sie ihm schon gesagt, und er wollte immer noch nach Kalifornien ziehen.

»Ich könnte zurück in meinen Lehrberuf. Das würde dir die Freiheit verschaffen, zu schreiben, was du willst. Die Leute werden Jack Cardinals Werke noch lesen, wenn es uns schon lange nicht mehr gibt.«

»Ich würde lieber irgendwohin gehen und anerkannt sein,

solange ich noch lebe.«

»Aber du bist anerkannt. Oder zählen wir gar nicht?«

Jack schaute zerknirscht drein: ein Schreiber, von den eigenen Worten überführt. »So habe ich 's doch nicht gemeint, Amanda. Tut mir leid.«

Lou langte nach ihrem Notizblock. »Pa, ich bin jetzt mit der Geschichte fertig, von der ich dir erzählt habe.«

Jacks Blick blieb auf Amanda gerichtet. »Deine Mutter und ich haben gerade was Wichtiges zu bereden, Lou.«

Amanda hatte seit Wochen darüber nachgedacht, seit dem Augenblick, da Jack ihr seine Pläne für ein neues Leben vorgestellt hatte: Drehbücher in Kalifornien schreiben, inmitten von Sonnenschein und Palmen und für Unsummen an Geld. Sie glaubte zu wissen, dass Jacks Fähigkeiten als Schriftsteller verblassen würden, sobald er die Bildwelten fremder Menschen in Worte fasste und seine eigenen Geschichten durch die anderer ersetze – aus dem einzigen Grund, mehr Geld damit zu verdienen.

»Warum gehen wir eigentlich nicht nach Virginia?«, fragte sie, verstummte jedoch im gleichen Atemzug.

Jacks Finger spannten sich fest um das Lenkrad. Draußen waren weit und breit keine anderen Autos zu sehen, keine Lichter außer denen des Lincolns. Der Himmel zeigte sich als eine einzige, wenig Vertrauen erweckende Wolkenbank; kein einziger heller Stern war zu sehen, der ihnen den Weg weisen konnte. Genauso gut hätten sie über einen flachen, tiefblauen Ozean gleiten können, egal in welche Richtung. Bei einem solch unheimlichen Zusammenspiel von Himmel und Erde ließ der Verstand sich leicht täuschen.

»Was soll das jetzt mit Virginia?« Jacks Tonfall war misstrauisch und lauernd geworden.

Amanda drückte in ihrer wachsenden Verzweiflung seinen Arm.

»Deine Großmutter! Die Farm in den Bergen. Der Schauplatz all dieser wundervollen Romane. Dein Leben lang hast du darüber geschrieben und bist nie dorthin zurückgekehrt. Die Kinder haben Louisa bis heute nicht kennen gelernt. Du meine Güte, selbst ich bin ihr noch nie begegnet. Findest du nicht, dass es langsam Zeit dafür wird?«

Die lauter gewordene Stimme seiner Mutter weckte Oz. Lous Hand langte zu ihm hinüber, streichelte seine schmächtige Brust und übertrug ihre Ruhe auf ihn. Lou reagierte ganz von selbst auf die Situation, denn Amanda war nicht die einzige Beschützerin des Kleinen.

Jack blickte nach vorn, sichtlich verärgert über dieses Gespräch.

»Wenn alles so kommt, wie ich es geplant habe, wird Louisa in absehbarer Zeit für immer bei uns wohnen können. Wir werden uns schon um sie kümmern. In ihrem Alter kann sie nicht in den Bergen bleiben. Es ist ein verdammt hartes Leben da oben«, fügte er grimmig hinzu.

Amanda schüttelte den Kopf. »Louisa würde die Berge niemals verlassen. Ich kenne sie zwar nur aus ihren vielen Briefen und deinen Geschichten, aber das weiß selbst ich.«

»Man kann nicht immer in der Vergangenheit leben. Und jetzt Schluss mit diesem Thema. Wir gehen nach Kalifornien. Und werden dort glücklich sein.«

»Das glaubst du doch nicht im Ernst, Jack. Das kannst du nicht glauben!«

Einmal mehr wagte Lou einen Vorstoß. »Willst du jetzt meine Geschichte hören, Pa?«

Amanda legte eine Hand auf Lous Arm, während sie gleich-

zeitig zu dem verängstigten Oz hinschaute und versuchte, ihm ein beruhigendes Lächeln zu schenken, wenngleich innere Ruhe das Letzte war, das sie empfand. Doch jetzt war eindeutig nicht die rechte Zeit für eine Diskussion über ihre Zukunft.

»Lou, Schatz, warte bitte einen Augenblick ... Jack, wir können uns später weiter unterhalten. Aber bitte nicht jetzt, nicht vor den Kindern.« Plötzlich erfasste sie eine unsägliche Furcht, wohin das alles führen könnte.

»Was meinst du damit, ich könne das nicht im Ernst glauben?«, sagte Jack.

»Bitte, Jack, nicht jetzt.«

»Du selbst hast diesen Streit vom Zaun gebrochen. Wirf mir nicht vor, ihn jetzt auch beenden zu wollen.«

»Jack, lass uns bitte später darüber ...«

»Nein! Jetzt, Amanda!«

Diesen scharfen Tonfall kannte sie bei ihm nicht, doch er schüchterte sie nicht ein, sondern machte sie noch wütender. »Also gut. Du hast kaum einmal so viel Zeit mit den Kindern verbracht wie heute. Immer bist du auf Reisen, Lesungen, Veranstaltungen ... Schon jetzt möchte jeder ein Stück von Jack Cardinal, auch wenn sie dir für dieses Privileg nichts zahlen wollen. Glaubst du wirklich, das würde in Kalifornien besser? Lou und Oz werden dich da genauso selten zu Gesicht bekommen.«

Jacks Augen, Wangenknochen und Lippen bildeten einen einzigen Verteidigungswall gegen Amanda. Je mehr er sich anspannte, desto mehr war seine Stimme angefüllt mit einer aggressiven Mischung aus seiner eigenen Qual und der Absicht, sie auf seine Frau abzuwälzen. »Willst du mir etwa unterstellen, ich würde mich nicht um meine Kinder kümmern?«

Amanda durchschaute seine Taktik sofort; dennoch gab sie nach. Mit ruhiger Stimme sagte sie: »Vielleicht nicht mit Absicht. Aber du bist so sehr deiner Schreiberei verfallen ...«

Lou kletterte beinahe auf die Vordersitze. »Dad kümmert sich wohl um uns. Du weißt ja nicht, was du redest. Das stimmt doch alles gar nicht! Du spinnst ja!«

Jacks Verteidigungswall richtete sich nun gegen seine Tochter. »Sprich nicht in diesem Ton mit deiner Mutter. Niemals! Hast du verstanden?«

Amandas Blicke streiften Lou, doch gerade, als sie ein versöhnliches Wort zu finden versuchte, kam die Tochter ihr zuvor.

»Pa, das hier ist die mit Abstand beste Geschichte, die ich je geschrieben habe. Ich schwör's. Ich les dir mal den Anfang vor, ja?«

Doch zum wahrscheinlich ersten Mal in seinem Leben war Jack Cardinal nicht an einer Geschichte seiner Tochter interessiert. Er drehte den Kopf nach hinten und schaute Lou streng an. Bevor Amanda Luft holen konnte, verwandelte sich unter Jacks vernichtendem Blick der hoffnungsrohe Gesichtsausdruck des Mädchens in tiefste Enttäuschung.

»Nicht jetzt, Lou, hab ich gesagt!«

Jack wandte den Blick langsam wieder nach vorn – und sah im selben Augenblick das Gleiche wie Amanda, und beiden trieb es schlagartig das Blut aus den Gesichtern. Der Mann war über den Kofferraum seines liegen gebliebenen Autos gebeugt. Sie waren ihm bereits so nahe, dass Amanda im Scheinwerferlicht die viereckige Ausbuchtung seines Portmonees in der Gesäßtasche der Hose sehen konnte. Der Mann würde nicht einmal mehr die Zeit haben, sich umzudrehen und seinen Tod mit fünfzig Meilen die Stunde heranrasen zu sehen.

»Mein Gott!«, schrie Jack.

Er riss das Steuer hart nach links. Der Lincoln Zephyr reagierte mit unerwarteter Wendigkeit, schoss um eine Handbreite an dem fremden Wagen vorbei und schenkte dem achtlosen Mann einen weiteren Tag Leben. Der Lincoln aber kam von der Straße ab und geriet auf eine abfallende Böschung. Vor ihnen ragten drohend Bäume auf. In hektischer Verzweiflung kurbelte Jack das Steuer wieder nach rechts.

Amanda schrie und langte nach ihren Kindern, als der Wagen unkontrolliert hin und her geschleudert wurde. Sie merkte, dass der schwere, hecklastige Zephyr jeden Moment aus dem Gleichgewicht geraten konnte.

Jacks Augen waren zu Silberdollars der Angst geweitet, sein Atem stockte. Als der Wagen zurück über die Straße auf den unbefestigten Seitenstreifen schleuderte, stürzte Amanda nach hinten auf die Rückbank. Ihre Arme schlossen sich um ihre Kinder, zogen sie an sich. Ihr Körper befand sich irgendwie zwischen Lou und Oz und all dem Schrecklichen draußen, das dem Auto zusetzte. Jack kurbelte erneut das Steuer zurück, doch der Wagen war endgültig außer Kontrolle geraten; die Bremsen waren nutzlos. Das Auto schrammte knapp an irgendetwas vorbei, bei dem es sich um Bäume handeln konnte, die einen Aufprall niemals verziehen hätten – und dann geschah das, was Amanda von Anfang an befürchtet hatte: Der Lincoln überschlug sich.

Als das Dach des Wagens auf dem Boden aufschlug, flog die Fahrertür auf, und wie ein Schwimmer, den eine plötzliche Woge erfasste, wurde Jack Cardinal hinausgeschleudert und verschwand in der Dunkelheit. Der Zephyr überschlug sich erneut und streifte einen Baum, der seinen Schwung bremste. Gesplittertes Glas ergoss sich über Amanda und die Kinder.

Das Geräusch von berstendem Metall, vermischt mit ihren Schreien, war schrecklich anzuhören. Der ätzende Geruch auslaufenden Benzins breitete sich aus; Rauchschwaden stiegen auf. Und bei jedem Überschlag, jedem Aufprall und jedem Stoß hielt Amanda ihre Kinder mit schier übermenschlicher Kraft, die nicht von ihr allein zu kommen schien, sicher in den Sitz gedrückt. Jeden Stoß fing sie ab, so gut es ging, und hielt ihn von den Kindern fern.

Das Blech des Zephyrs kämpfte eine verbissene Schlacht mit dem harten Erdboden neben der Straße, doch die Erde trug am Ende den Sieg davon und zerdrückte das Dach und die rechte Seite des Wagens. Ein scharfes Metallteil traf Amanda am Hinterkopf, und Blut schoss hervor. Während sie kraftlos zusammensank, kam der Wagen mit einem letzten Dreher auf dem Dach liegend zur Ruhe. Seine Schnauze wies in die Richtung, aus der sie gekommen waren.

Verzweifelt versuchte Oz, seine Mutter zu erreichen; das Nichtbegreifen war die einzige Mauer zwischen dem kleinen Jungen und einer möglicherweise tödlichen Panik.

Mit einer peitschenschnellen Bewegung jugendlicher Gewandtheit befreite Lou sich aus den zerfetzten Eingeweiden des Wagens. Die Scheinwerfer des Zephyrs funktionierten seltsamerweise noch, und im diffusen Gewirr aus grellem Licht und schattigem Dunkel suchte das Mädchen verzweifelt nach ihrem Vater. Sie hörte Schritte näher kommen und schickte ein Dankgebet zum Himmel, weil ihr Daddy überlebt hatte. Doch ihre Worte erstickten im Ansatz. Im Schein der Autolampen sah sie den Körper ihres Vaters ausgestreckt auf dem Erdboden, den Hals in einem unmöglichen Winkel abgeknickt, der auf den ersten Blick erkennen ließ, dass Jack Cardinal tot war.

Dann hämmerte jemand mit bloßen Händen gegen das Wrack

des Wagens, und der Mann, den Jack beinahe über den Haufen gefahren und getötet hätte, sagte irgendetwas. Lou beachtete den Fremden gar nicht, dessen Leichtsinn soeben ihre Familie zerstört hatte. Sie drehte sich um, schaute ihre Mutter an.

Auch Amanda hatte Jack entdeckt, der im unbarmherzigen Scheinwerferlicht starr und verrenkt am Boden lag. Für einen unglaublich langen Moment tauschten Mutter und Tochter einen Blick, der aber nur in eine einzige Richtung verlief. Vorwürfe, Zorn, Hass – all dieses Schreckliche erblickte Amanda auf dem Gesicht ihrer Tochter, und die Empfindungen legten sich so schwer über Amanda Cardinal wie eine Steinplatte, die auf ihre Gruft herabgesenkt wurde; das Empfinden war schlimmer als die Summe aller Albträume, die sie je durchlitten hatte. Als Lou sich von der Mutter abwandte, ließ sie ein menschliches Wrack zurück. Und als Amandas Augen sich endgültig schlossen, hörte sie Lou nur noch hysterisch nach ihrem Vater schreien.

»Pa, komm zurück! Pa, verlass uns nicht!«

Dann versank Amanda Cardinal im Nichts.

KAPITEL 3

In dem gleichmäßigen Schlag der Totenglocke lag eine Art stille Frömmigkeit. Wie ein monotoner, trostloser Landregen bestrich der Klang die Umgegend, in der die ersten Bäume ausschlügen und das Gras sich nach der Ruhe des Winters wieder aufzurichten begann. Rauchwölkchen aus den Kaminen der kleinen Siedlung in der Nähe trafen sich am blauen Himmel zu einem friedlichen Stelldichein. Im Süden waren die steil emporragenden, berühmten Wolkenkratzer New Yorks zu erkennen. Doch vor dem majestatisch blauen Himmel verblass-ten diese steinernen Monamente, die von Millionen Dollars und Tausenden müder Rücken zeugten, zur Belanglosigkeit.

Die große Natursteinkirche wirkte wie ein fester Anker, wie etwas, das unmöglich von der Stelle bewegt werden konnte, egal wie gewaltig die menschlichen Probleme waren, von denen ihr Portal bestürmt würde. Dennoch konnte dieser trutzige Fels in der Brandung für denjenigen, der sich ihm langsam näherte, Geborgenheit und Trost ausstrahlen. In seinem Innern erscholl hinter den dicken Mauern neben dem Läuten der Glocke noch ein anderer Klang.

Christlicher Gesang.

Die fließenden Klänge von »Amazing Grace« wogten das Mittelschiff hinunter und brandeten gegen die Porträts von Männern mit weißen Kragen, die einst die meiste Zeit ihres Lebens damit verbracht hatten, sich die Beichten der Gläubigen anzuhören und ihnen als Buße und für ihr Seelenheil ganze Rosenkränze von Gegrüßet-seist-du-Marias aufzuerlegen. Dann wogte die Welle des Liedes weiter, schwampte um

Christusfiguren herum, die den Heiland sterbend am Kreuz zeigten oder wie er aus dem Grabe erstand, und brach sich endlich am Weihwasserbecken, das sich unmittelbar am Eingangsportal befand. Das Sonnenlicht drängte sich durch die kräftigen Farben der Glasfenster und übergoss Gläubige und Sünder gleichermaßen mit allen Schattierungen des Regenbogens. Die Kinder riefen angesichts dieses farbenprächtigen Spektakels stets voller Staunen *Oooh!* und *Aaah!*, bevor sie es widerstrebend auf dem Weg ins Kircheninnere durchschritten, zweifellos in dem Glauben, dass Kirchen vor allem dazu da seien, eine Fülle bunten Lichts hervorzubringen.

Durch das eichene Doppelportal hörte man bis in den letzten Winkel der Kirche den Gesang des Chors, und der kleine Organist pumpte mit einer für sein Alter und seine schwächliche Konstitution erstaunlichen Energie in sein Instrument, was das Zeug hielt. »Amazing Grace« dröhnte immer lauter. Der Priester verharrte am Altar und hielt die langen Arme unverdrossen erhoben, wie um nach des Himmels Weisheit und Trost zu greifen. Ein stilles Gebet der Hoffnung erhob sich just in dem Moment von ihm, als die Woge des Kummers ihn zu überrollen drohte, die ihm von den Trauergästen entgegenschlug. Und an diesem Tag benötigte der Priester wahrhaftig besonders viel göttlichen Beistand, denn es war nicht immer einfach, Tragödien durch den Verweis auf Gottes Willen zu rechtfertigen.

Der Sarg stand vor dem Altar. Das polierte Holz war bedeckt mit Wolken von Engelshaar, einem dicken Strauß roter Rosen und einigen wenigen, besonders schönen Schwertlilien, und doch blieb beim Anblick des massigen Mahagoni-Ungetüms einem jeden ein Kloß in der Kehle stecken. Jack und Amanda Cardinal hatten sich in dieser Kirche ihr Eheversprechen

gegeben. Seitdem hatten sie das Gotteshaus nicht mehr betreten. Bis heute hätte niemand ahnen können, dass ihre Rückkehr knapp vierzehn Jahre später zu ihrer eigenen Totenmesse stattfinden würde.

Lou und Oz saßen in der vordersten Reihe der voll besetzten Kirche. Oz hatte wie immer seinen Teddy an die Brust geknuddelt und hielt den Kopf gesenkt. Tränen tropften auf den abgeschliffenen Holzboden zwischen dünnen Beinchen, die diesen Boden noch gar nicht erreichen konnten. Ein blaues Gesangbuch lag ungeöffnet neben ihm; nichts lag dem Jungen in diesem Moment ferner als Singen.

Lou hatte einen Arm um Oz' Schultern gelegt, doch ihre Blicke blieben auf den Sarg geheftet. Es machte keinen Unterschied für sie, dass der Deckel geschlossen war. Auch der Schild aus wunderschönen Blumen konnte das Bild nicht vertreiben, das sie von dem Toten im Inneren hatte. Lou hatte beschlossen, aus Anlass des heutigen Tages ein Kleid zu tragen. Bisher hatte es nur wenige solche Anlässe gegeben; die verhassten Uniformen, die sie und Oz hatten tragen müssen, um die Vorschriften an der katholischen Schule zu erfüllen, zählten nicht. Ihr Vater hatte Lou immer gern in Kleidern gesehen, hatte sie sogar einmal für ein Kinderbuch, das er geplant, aber nie veröffentlicht hatte, im Kleid gezeichnet. Lou zog sich die weißen Strümpfe hoch, die bis zu ihren knochigen Knien reichten. Ein Paar neue schwarze Lackschuhe drückte ihre schmalen Füße, die ganz fest auf dem Boden standen.

Lou hatte sich nicht die Mühe gemacht, »Amazing Grace« mitzusingen. Sie hatte dem Priester zugehört, der behauptete, der Tod sei im Grunde ein Anfang und in Gottes unerforschlichen Ratschlüssen müsse dies eigentlich eine Zeit der Freude sein, nicht des Leids, und dann hörte sie gar nicht mehr zu,

betete nicht einmal für die verlorene Seele ihres Vaters. Sie wusste, Jack Cardinal war ein guter Mensch gewesen, ein hervorragender Schriftsteller, ein Erzähler wunderschöner Geschichten. Sie wusste, man würde ihn sehr vermissen. Kein Chor und kein Geistlicher, nicht einmal Gott brauchte ihr diese schlichten Tatsachen vor Augen zu halten.

Der Gesang erstarb, und einmal mehr redete der Priester drauflos, während Lou eine Unterhaltung zweier Männer hinter ihr aufschnappte. Schon ihr Vater war ein skrupelloser Lau-scher gewesen, stets auf der Suche nach dem authentischen Wortlaut von Gesprächen, und seine Tochter teilte diese Neugier. Jetzt hatte sie noch mehr Grund denn je.

»Wie sieht's aus? Hast du irgendwelche brillanten Einfälle gehabt?«, flüsterte der ältere Mann seinem jüngeren Begleiter zu.

»Was für Einfälle? Wir sind Verwalter eines Nachlasses, den es gar nicht gibt«, hörte sie die hitzige Antwort des jüngeren Mannes.

Der Ältere schüttelte den Kopf und fuhr noch leiser fort, sodass Lou sich anstrengen musste, um überhaupt etwas zu verstehen.

»Doch, es gibt etwas. Jack hat immerhin zwei Kinder und eine Frau hinterlassen.«

Der Jüngere schaute zur Seite. »Eine Frau?«, sagte er dann mit leisem Zischen. »Die Kinder könnten genauso gut Waisen sein.«

Es war nicht klar, ob Oz diese Worte gehört hatte, aber er hob plötzlich die Hand und legte sie auf den Arm der Frau neben ihm: seine Mutter im Rollstuhl. Eine weiß gewandete Pflegerin saß auf der anderen Seite Amandas, die Arme unter ihrem Hängebusen verschränkt; die Frau blieb sichtlich unbe-

röhrt vom Tod eines ihr Fremden.

Ein dicker Verband lag um Amandas Kopf, und ihr kastanienbraunes Haar war kurz geschoren. Ihre Lider waren geschlossen. In Wirklichkeit hatte sie die Augen seit dem Unfall nicht mehr geöffnet. Die Ärzte hatten Lou und Oz deutlich gemacht, dass ihre Mutter körperlich zum größten Teil wiederhergestellt sei. Das Problem bestand jetzt anscheinend nur darin, dass ihre Seele aus dem Körper geflüchtet war.

Später, draußen vor der Kirche, brachte der Leichenwagen Lous Vater fort, und Lou schaute ihm nicht einmal mehr nach. Im Kopf hatte sie sich von ihrem Vater bereits verabschiedet. In ihrem Herzen aber würde sie niemals Abschied von ihm nehmen können.

Sie führte Oz durch die Reihen der dunklen Anzüge und Trauerkleider. Lou war der Trauermienen müde, der tränenfeuchten Blicke, die sich auf sie richteten, der Beileidsbekundungen, der Münder, die ob ihres herben Verlustes – und des Verlustes für die literarische Welt – eine Salve der Betroffenheit nach der anderen abfeuerten. Diese Leute! Deren Vater lag nicht tot in dem Kasten. Es war und blieb ganz allein ihr Verlust, ihrer und der ihres Bruders. Und Lou war es leid, sich für diese selbst für sie unverständliche Tragödie in ihrem Leben bei den Leuten entschuldigen zu müssen. »Es tut mir ja so leid«, säuselten sie. »Wie traurig. Ein großer Mann. Ein wundervoller Mann. Aus dem Leben gerissen auf dem Höhepunkt seines Schaffens. So viele Geschichten bleiben nun unerzählt.«

»Seid nicht traurig«, überlegte Lou sich schon die Antwort. »Habt ihr den Priester denn nicht gehört? Das ist eine Zeit der Freude. Der Tod ist schön. Der Tod ist gut. Kommt und singt mit mir.«

Die Leute würden sie anstarren, unsicher lächeln und sich dann zurückziehen, um ihre »Freude« mit jemandem zu genießen, der weniger unverständliches Zeug brabbelte.

Danach würden sie an das ausgehobene Grab gehen, an dem der Priester zweifellos noch weitere erbauliche Worte bereithielt, die Kinder segnete und die heilige Erde benetzte; dann würde das anderthalb Meter tiefe Loch mit gewöhnlicher schmutziger Erde aufgefüllt, und dieses widerliche Spektakel würde endlich ein Ende haben. Der Tod verlangte ein Ritual, weil die Gesellschaft es so wollte. Doch Lou hatte nicht vor, sich dieses Ritual jemals aufdrängen zu lassen. Sie musste sich jetzt um wichtigere Dinge kümmern.

Jene beiden Männer, die in der Kirche hinter Lou und Oz miteinander geflüstert hatten, standen beisammen auf dem grasbewachsenen Parkplatz. Außerhalb des Kirchenraumes besprachen sie nun in normaler Lautstärke die ungewisse Zukunft der so arg geschrumpften Familie Cardinal.

»Ich wünschte, bei Gott, Jack hätte uns nicht als Nachlassverwalter benannt«, seufzte der Ältere und zog ein Päckchen Zigaretten aus der Brusttasche. Er zündete sich eine an und drückte das Streichholz zwischen Daumen und Zeigefinger aus. »Hab immer geglaubt, eher ins Gras beißen zu müssen als er.«

Der jüngere Mann starre betreten auf seine Schuhe, die auf Hochglanz poliert waren. »Wir können sie nicht einfach im Stich lassen«, sagte er, »in der Obhut fremder Menschen. Die Kinder brauchen jemanden – dringend.«

Der andere blies Rauch in die Luft und blickte dem unförmigen Leichenwagen hinterher. Weit über ihnen bildete ein Schwarm Krähen eine lose Formation, ein letzter, formloser Gruß an Jack Cardinal. Der Mann stippte die Asche ab. »Kinder gehören in ihre Familie. Diese beiden haben aber keine

mehr.«

»Bitte, entschuldigen Sie.«

Als die Männer sich umdrehten, standen Lou und Oz hinter ihnen und blickten sie an.

»Aber wir haben doch noch Familie«, sagte Lou. »Unsere Urgroßmutter, Louisa Mae Cardinal. Sie wohnt in Virginia, wo mein Vater aufgewachsen ist.«

Die Miene des jüngeren Mannes hellte sich auf, als wäre die Last der Welt – oder zumindest zweier Kinder – von seinen schmalen Schultern genommen worden. Der ältere Mann blickte erstaunt drein.

»Eure Urgroßmutter? Die lebt noch?«, fragte er.

»Meine Eltern haben kurz vor dem Unfall darüber gesprochen, zu ihr nach Virginia zu ziehen.«

»Meinst du denn, dass sie euch nehmen würde, dich und deinen Bruder?«, hakte der jüngere Mann ungeduldig nach.

»Sie wird uns nehmen«, war Lous prompte Antwort, obgleich sie in Wahrheit keine blasse Ahnung hatte, ob die alte Frau sich tatsächlich auf so etwas einließ.

»Uns alle?« Die Frage kam von Oz.

Lou wusste, dass ihr kleiner Bruder an die Mutter im Rollstuhl dachte. Und sie sagte mit einer Stimme, die keinen Widerspruch duldet, zu den beiden Männern: »Ja, uns alle.«

KAPITEL 4

Als Lou aus dem Fenster des fahrenden Zuges blickte, kam ihr der Gedanke, dass sie eigentlich nie viel um New York City gegeben hatte. Klar, in ihrer Kindheit hatte sie die zahlreichen Angebote der Stadt genießen können, hatte sich die Zeit mit Besuchen in Museen und Tierparks und Theatern vertrieben. Sie hatte sich auf der Aussichtsplattform des Empire State Building über die ganze Welt erhoben, hatte gelacht und geschrien über die Posse der Stadtbewohner, zwischen himmelhoch jauchzend und zu Tode betrübt, hatte Szenen von großer emotionaler Intimität beobachtet und war Zeugin leidenschaftlicher Zurschaustellung öffentlicher Empörung geworden. Einige dieser Ausflüge in die Stadt hatte sie gemeinsam mit ihrem Vater unternommen, der ihr dabei öfters gesagt hatte, dass die Entscheidung für das Schreiben weniger mit der schlichten Wahl eines Berufs zu tun hatte als vielmehr mit der Entscheidung für eine Grundeinstellung dem Leben gegenüber. Und das Geschäft eines Autors, führte Jack behutsam weiter aus, war das Geschäft des Lebens an sich, sowohl in seinem erhebenden Glanz als auch in seiner komplizierten Zerbrechlichkeit. Und so war Lou auf diesen Erkundungszügen eine Eingeweihte geworden, ständig in Bann gezogen von der Belesenheit und den Träumereien eines der wortgewandtesten Autoren der Gegenwart, aber ebenso häufig auch in der Zurückgezogenheit der bescheidenen Wohnung der Cardinals in einem Haus ohne Aufzug in Brooklyn.

Und ihre Mutter hatte Lou und Oz durch sämtliche Stadtteile New Yorks geschleift, hatte die Kinder Stück für Stück vertraut

gemacht mit den verschiedenen wirtschaftlichen und sozialen Stufen einer urbanen Gesellschaft, denn Amanda Cardinal war als gebildete Frau selbst überaus neugierig auf solche Zusammenhänge. Die Kinder hatten in der Folge eine umfassende Allgemeinbildung erhalten; Lou hatte überdies Respekt, eine tiefe Nachdenklichkeit und das Verlangen entwickelt, ihre Mitmenschen eingehend zu beobachten.

Aber deswegen gerade hatte sie sich nie richtig für diese Stadt begeistern können. Viel gespannter war sie jetzt auf ihr neues Ziel. Jack Cardinal hatte den größten Teil seines Erwachsenenlebens in New York City verbracht; dort war er zwar umgeben von einem unerschöpflichen Reservoir an Stoff für Geschichten, das andere Autoren auf Jahre hinaus mit guten Kritiken und finanzieller Sicherheit ausgestattet hätte, doch Jack hatte sich dafür entschieden, seine Erzählungen dort anzusiedeln, wohin seine Kinder nun unterwegs waren: in den Bergen Virginias, die im großen Zeh des topografischen Stiefels dieses Bundesstaats aufragten. Da ihr verstorbener Vater diese Gegend für wert befunden hatte, sein Lebenswerk dort anzusiedeln, war Lou die Entscheidung, dorthin zu gehen, umso leichter gefallen.

Sie rutschte zur Seite, damit Oz aus dem Fenster schauen konnte. Falls Hoffnung und Furcht jemals als *ein* Gefühl zum Ausdruck gebracht werden und auf einem einzigen Gesicht Platz finden konnten, dann auf dem des kleinen Jungen. Mit jedem Atemzug sah Oz Cardinal aus, als wollte er entweder lachen, bis ihm die Rippen aus der Brust hervorbrachen, oder angesichts unsäglichen Schreckens in Ohnmacht fallen. In letzter Zeit jedoch hatte es nur Tränen gegeben.

»Es sieht von hier kleiner aus«, bemerkte er, während er das Gesicht der Stadt zuwandte, die mit ihren Lichtern und den

Beton- und Steinkolosse mit ihren Skeletten aus verschweißtem Stahl rasch hinter ihnen zurückblieb.

Lou nickte beipflichtend. »Warte erst mal, bis wir die Berge Virginias sehen – die sind noch viel größer als Wolkenkratzer. Und die bleiben auch so groß, egal, aus welcher Richtung du schaust.«

»Woher willst du das wissen? Du hast die Berge doch noch nie gesehen.«

»Und ob ich sie gesehen habe! In Büchern.«

»Sehen die auf Papier denn auch so groß aus?«

Hätte Lou es nicht besser gewusst, hätte sie Oz' Bemerkung als klugscheißenisch aufgefasst, doch sie wusste genau, dass ihr Bruder keine Spur dieses Wesenzugs besaß.

»Glaub mir, Oz, die Berge sind groß. Und ich habe darüber auch in Dads Büchern gelesen.«

»Aber alle Bücher hast du nicht gelesen. Dad hat mal gesagt, du wärst nicht alt genug dafür.«

»Na ja, *ein* Buch hab ich ganz gelesen. Aus den anderen hat Dad mir aber Teile vorgelesen.«

»Hast du schon mal mit dieser Frau gesprochen?«

»Mit wem? Louisa Mae? Nein, aber sie freut sich, dass wir kommen. Das haben die Leute gesagt, die ihr geschrieben haben.«

Oz dachte darüber nach. »Ist 'ne gute Nachricht, würd ich sagen.«

»Aber sicher.«

»Sieht die eigentlich so aus wie Pa?«

Diesmal war seine Schwester aufgeschmissen. »Nun ja, ich kann nicht behaupten, dass ich sie schon mal auf 'nem Bild gesehen habe.«

Es war klar, dass diese Antwort den kleinen Oz nun wieder

beunruhigte. »Und was ist, wenn sie böse ist? Oder gruselig aussieht? Können wir dann wieder nach Hause fahren?«

»Virginia ist jetzt unser Zuhause, Oz.« Lou lächelte ihn an. »Sie wird schon nicht so unheimlich aussehen und auch nicht böse sein. Wenn sie so wäre, hätte sie uns wohl gar nicht erst aufgenommen.«

»Aber Hexen sind manchmal so, Lou. Denk nur an Hänsel und Gretel. Hexen überlisten einen. Die wollen dich nämlich aufessen. Das tun die alle. Ehrlich! Ich hab nämlich auch Bücher gelesen.«

»Solange ich bei dir bin, wird keine Hexe auch nur den Versuch wagen, dich anzufassen.« Sie griff nach seinem Arm und zeigte, dass es ihr ernst war, und schließlich entspannte Oz sich wieder und schaute hinüber zu den anderen Insassen des Schlafwagenabteils.

Die Fahrt war von Freunden Jacks und Amandas bezahlt worden; gemeinsam hatten sie keine Kosten und Mühen gescheut, die Kinder in ein gesichertes Leben zu entlassen. Das schloss sogar eine Krankenpflegerin mit ein, die sie begleitete, um eine gewisse Zeit mit ihnen in Virginia zu bleiben und für Amanda zu sorgen.

Unglücklicherweise schien die in Dienst gestellte Pflegerin es als ihre Pflicht zu betrachten, nicht nur ein Auge auf ihre Mutter zu haben, sondern auch als Erzieherin widerspenstiger Kinder auftreten zu müssen. Kein Wunder also, dass Lou und die Frau einander von Anfang an nicht hatten ausstehen können. Lou und Oz beobachteten, wie die hoch gewachsene, knochige Frau sich mit ihrer Patientin beschäftigte.

»Könnten wir eine Weile mit ihr alleine sein?«, fragte Oz schließlich leise. Für ihn war die Pflegerin ein Mittelding aus Giftschlange und böser Fee; sie jagte ihm eine Heidenangst ein.

Es kam Oz so vor, als könne die Hand der Frau sich im nächsten Augenblick in ein Messer und er, Oz, sich in das einzige mögliche Ziel der Klinge verwandeln: Das Märchen von Hänsel und Gretel war somit nicht der einzige Grund für die schreckliche Vorstellung gewesen, einer Hexe in die Hände zu fallen. Oz hegte keine große Hoffnung, dass die Pflegerin seiner Bitte folgen würde, doch überraschenderweise tat sie es.

Als die Frau die Tür des Abteils ins Schloss gleiten ließ, schaute Oz seine Schwester an. »Ich glaube, die ist doch nicht so übel.«

»Von wegen, Oz. Die will nur eine rauchen.«

»Woher weißt du, dass sie raucht?«

»Wegen der Nikotinflecken an ihren Fingern. Außerdem stinkt sie nach Zigarettenqualm; hast du es nicht gerochen?«

Oz setzte sich neben seine Mutter, die in einer der unteren Kojen lag. Die Arme waren über der Brust gekreuzt, die Augen geschlossen, und ihr Atem ging leise, aber zumindest atmete sie.

»Wir sind's, Mom. Ich und Lou.«

Lou schaute verärgert drein. »Oz, sie kann uns nicht hören.«

»Und ob sie kann!« In den Worten des Jungen lag eine Aggressivität, die Lou erschreckte, da sie sein Wesen zu kennen glaubte. Sie verschränkte die Arme und wandte den Blick ab. Als sie Oz' wieder anschaute, hatte der ein kleines Kästchen aus seinem Koffer genommen und es geöffnet. An der Halskette, die er daraus hervorzog, hing als Anhänger ein kleiner Quarzstein.

»Oz, bitte«, beschwore ihn seine Schwester, »hörst du auf damit?«

Er beachtete sie nicht und hielt die Kette über seine Mutter. Amanda konnte essen und trinken, wenngleich sie aus für die

Kinder unerfindlichen Gründen ihre Glieder nicht bewegen und nicht sprechen konnte, und ihre Augen öffneten sich nie. Das war es, was Oz am schlimmsten zusetzte, ihm andererseits aber auch die meiste Hoffnung machte. Er war der Ansicht, dass bloß irgendeine Kleinigkeit beseitigt werden müsse – so wie ein Steinchen im Schuh oder ein Pflaster, das ein Rohr verstopfte. Er musste bloß dieses kleine Hindernis aus dem Weg räumen, und seine Mom wäre wieder bei ihnen.

»Du bist so was von bescheuert, Oz! Hör auf damit!«

Oz hielt kurz inne und schaute seine Schwester an. »Weißt du, Lou, dein Problem ist, dass du an gar nichts glaubst.«

»Und dein Problem ist, dass du an alles glaubst.«

Oz schwang die Kette langsam über seiner Mutter hin und her. Er schloss die Augen und murmelte Worte, die man kaum verstehen konnte und die er wahrscheinlich selbst nicht verstand.

Lou stand dabei und wurde zusehends nervöser, bis sie den Unsinn nicht länger erdulden wollte. »Wenn jemand dich sieht, hält er dich für verrückt. Und weißt du was? Du bist verrückt!«

Oz hielt mit seinen Beschwörungen inne und warf ihr einen bösen Blick zu. »Jetzt hast du alles verdorben. Für diese Behandlung muss es ganz still sein.«

»Behandlung? Was für 'ne Behandlung? Wovon redest du überhaupt?«

»Möchtest du, dass Mom so bleibt, wie sie jetzt ist?«

»Von mir aus. Ist schließlich ihre eigene Schuld!«, schnauzte Lou ihn an. »Hätte sie nicht diesen dämlichen Streit mit Pa vom Zaun gebrochen, wäre der verdammte Unfall nicht passiert.«

Oz war wie betäubt von diesen Worten. Sogar Lou selbst schaute überrascht, dass sie so etwas sagen können. Doch

ihr Naturell ließ nicht zu, irgendetwas zurückzunehmen, das sie einmal gesagt hatte.

Keiner der beiden schaute in diesem Augenblick zu Amanda. Hätten sie es getan, wäre ihnen etwas aufgefallen: ein Zucken des Augenlids, das vermuten ließ, dass Amanda ihre Tochter irgendwie gehört hatte – um dann noch tiefer in jenen Abgrund zu fallen, der sie bereits so unentrinnbar gefangen hielt.

Wenngleich die meisten Fahrgäste es nicht merkten, wechselte der Zug allmählich die Richtung, als die Gleise sich von der Innenstadt weg in Richtung Süden schlängelten. Als sie über eine Weiche rumpelten, rutschte Amandas Arm von ihrem Oberkörper und pendelte an der Seite ihres Bettes.

Oz war einen Augenblick lang überrascht. Man konnte deutlich spüren, wie der Junge glaubte, Zeuge eines Wunders geworden zu sein, eines Wunders von biblischen Ausmaßen, ähnlich dem, als ein geschleuderter Stein einen Goliath gefällt hatte. Er schrie aus Leibeskräften: »Mom! Mommy!«, und war so aufgeregt, dass Lou ihn beinahe zu Boden gezerrt hätte. »Lou, hast du das eben gesehen?«

Doch Lou brachte kein Wort heraus, hatte sie doch angenommen, ihre Mutter würde nie wieder solch eine Reaktion zeigen. Gerade hatte sich auch auf Lous Lippen das Wort »Mom« gebildet, als die Tür sich öffnete und die Pflegerin, von Oz' Schrei herbeigerufen, wie eine weiße Steinlawine ins Abteil rollte. Ihr Gesicht war ein einziger schroffer Block der Missbilligung. Kleine Schwaden Zigarettenrauch waberten um ihren Kopf, als wäre jeden Moment mit einer spontanen Selbstentzündung zu rechnen. Wäre Oz nicht gerade dermaßen auf seine Mutter fixiert gewesen, er wäre beim Anblick der Frau wohl panisch aus dem Fenster gesprungen.

»Was ist denn hier los?« Sie taumelte vorwärts, als der Zug

erneut ruckelte, bevor er seine schnurgerade Bahn Richtung New Jersey fand.

Oz ließ die Kette fallen und wies auf seine Mutter.

»Sie hat sich bewegt. Ehrlich. Mom hat den Arm bewegt. Wir haben's beide gesehen, stimmt's, Lou?«

Doch Lou konnte nur von ihrer Mutter zu Oz und wieder zurück starren. Es kam ihr vor, als hätte jemand ihr einen Pfahl durch die Kehle getrieben; sie brachte kein Wort heraus.

Die Pflegerin untersuchte Amanda flüchtig, und ihr sauertöpfisches Gesicht wurde noch mürrischer; offenbar hielt sie die Unterbrechung ihrer Zigarettenpause für unverzeihlich. Sie legte Amandas lose baumelnden Arm zurück auf ihren Oberkörper und bedeckte ihn mit dem Bettzeug.

»Der Zug ist bloß durch eine Kurve gefahren. Mehr war da nicht.« Als sie sich daranmachte, das Laken zu richten, entdeckte sie die Kette auf dem Abteilboden, den belastenden Beweis für Oz' Versuch, die Rückkehr seiner Mutter in die Wirklichkeit zu beschleunigen.

»Was ist das denn?« Zorn schwang in ihrer Stimme mit, als sie sich bückte und Beweisstück eins im Fall gegen den kleinen Jungen aufhob.

»Ich hab's doch nur gebraucht, um Mom zu helfen. Das ist 'ne Art – nervös blickte Oz seine Schwester an – »'ne Art Zauber.«

»So ein Unsinn.«

»Ich würd's aber gern zurückhaben.«

»Eure Mutter befindet sich in einem katatonischen Zustand«, beharrte die Frau in einem kalten, rechthaberischen Tonfall, den sie stets dann anzunehmen schien, wenn sie den Verletzlichen und Unsicheren Schrecken einjagen wollte, und in Oz fand sie ein leichtes Opfer. »Es gibt kaum Hoffnung, dass sie

jemals das Bewusstsein wiedererlangt. Und am allerwenigsten wegen einer kleinen Kette, junger Mann.«

»Bitte, geben Sie sie mir zurück«, sagte Oz und presste die Hände wie zum Gebet zusammen.

»Ich habe dir gerade gesagt ...« Die Frau hielt inne, als sie eine Berührung an der Schulter spürte, und drehte sich um. Lou stand ganz dicht vor ihr. Das Mädchen schien in den letzten paar Sekunden merklich gewachsen zu sein, und die Art, wie sie Kopf, Hals und Schultern vorstreckte, ließ Mut und Entschlossenheit erkennen. »Geben Sie ihm sofort die Kette zurück!«

Das Gesicht der Pflegerin lief ob dieser Ungehörigkeit rot an. »Von Kindern nehme ich keine Anweisungen entgegen.«

Schnell wie der Wind schnappte Lou sich die Kette, doch die Pflegerin war überraschend kräftig. Es gelang ihr, die Kette einzustecken, obgleich Lou wie eine Furie kämpfte.

»Das hilft eurer Mutter nicht«, fauchte die Pflegerin in einer Wolke von Lucky Strike. »Jetzt setzt euch bitte hin und seid still!«

Oz schaute seine Mutter an, und der Schmerz darüber, seinen kostbaren Quarzstein wegen der Kurve eines Eisenbahngleises verloren zu haben, stand ihm deutlich ins Gesicht geschrieben.

Lou und Oz setzten sich ans Fenster und verbrachten die nächsten träge dahingleitenden Meilen damit, stumm den Sonnenuntergang zu beobachten. Dann wurde Oz wieder zappelig, und Lou fragte ihn, was los sei.

»Ich fühle mich schlecht, weil wir Pa so allein zurücklassen.«

»Er ist doch gar nicht allein, Oz.«

»Doch. Ist er wohl. In dem Holzkasten. Und jetzt wird's dunkel. Bestimmt hat er Angst. Das ist nicht richtig, Lou.«

»Er ist nicht in diesem Kasten. Er ist jetzt bei Gott. Die sitzen

da oben, schauen zu uns runter und reden über uns.«

Oz blickte zum Himmel. Seine Hand hob sich, als wollte er winken; dann aber hielt er verunsichert inne.

»Wink ihm ruhig, Oz. Er ist da oben.«

»Schwör es. Auf Ehre und Gewissen.«

»Alles, was du willst. Nun wink schon.«

Oz tat wie geheißen und grinste ein wenig geziert.

»Was ist?«, fragte seine Schwester.

»Ich weiß nicht. Fühlt sich irgendwie gut an. Glaubst du, er winkt zurück?«

»Na klar. Und auch der liebe Gott. Du weißt doch, wie Pa ist. Der erzählt jedem seine Geschichten. Die beiden haben sich bestimmt schon angefreundet.«

Lou winkte nun auch, und als ihre Finger sich auf das kühle Fensterglas zubewegten, machte sie sich für einen Augenblick vor, dass sie selbst an das glaubte, was sie soeben ihrem Bruder vorgeflunkert hatte. Und sie fühlte sich tatsächlich besser dabei.

Seit Jacks Tod hatte der Winter beinahe vor dem Frühling kapituliert. Lou vermisste ihren Vater Tag für Tag mehr, und in ihrem Innern breitete sich mit jedem Atemzug eine gewaltige Leere aus, dehnte sich ins Unermessliche. Ach, wenn ihr Vater doch lebend und gesund wäre! Und bei ihnen. Aber das war unmöglich. Ihr Vater war ein für alle Mal von ihnen gegangen. Ein Gefühl unendlicher Qual erfüllte sie. Sie schaute zum Himmel empor.

Hallo, Dad. Bitte vergiss mich nie, denn auch ich werde dich nie vergessen. Lou formte die Worte unhörbar für Oz. Als sie endete, glaubte sie weinen zu müssen, doch sie konnte es einfach nicht – nicht, wenn Oz dabei war. Wenn sie weinte, würde höchstwahrscheinlich auch ihr Bruder in Tränen ausbre-

chen, und das womöglich für den Rest seines Lebens.

»Wie fühlt es sich wohl an, tot zu sein?« Oz starre in die Nacht hinaus, als er die Frage stellte.

Es dauerte eine Weile, bis Lou ihm antwortete. »Na ja, wenn man tot ist, fühlt man wohl gar nichts mehr. Aber auf eine ganz andere Art fühlt man dann doch irgendwie alles. Alles, was gut ist. Wenn man ein anständiges Leben geführt hat, versteht sich. Wenn nicht ... na, du weißt ja.«

»Die Hölle?«, fragte Oz, und als er das schreckliche Wort aussprach, lag das ungeschminkte Grauen in seinem Blick.

»Du brauchst keine Angst davor zu haben. Und Dad sowieso nicht.«

Oz' Blick wanderte weiter, bewegte sich zögernd, aber stetig auf Amanda zu. »Wird Mom auch sterben?«

»Wir alle sterben eines Tages.« Lou wollte diesmal nichts beschönigen, nicht einmal für Oz, doch sie drückte ihn an sich. »Aber eins nach dem anderen. Wir haben noch 'ne Menge vor.«

Lou starre hinaus, während sie ihren Bruder in den Armen hielt. Nichts galt für ewig, das wusste sie genau.

KAPITEL 5

Es war noch sehr früh am Morgen. Die Vögel waren gerade erst erwacht und schüttelten ihre Flügel auf. Kalte Dunstschleier stiegen vom warmen Boden empor, und die Sonne zeigte sich vorerst nur als glühender Strich am östlichen Horizont. Sie hatten in Richmond Halt gemacht, wo die Lokomotive gewechselt worden war; dann hatte der Zug das Shenandoah Valley mit seinem fruchtbaren Boden und dem milden Klima durchquert, das dort praktisch alles wachsen ließ. Doch nach und nach wurde dieser Winkel des Landes schroffer.

Lou hatte nur wenig geschlafen, denn sie hatte sich mit Oz die harte Bank geteilt, und ihr Bruder war in der Nacht sehr unruhig gewesen. In einem schaukelnden Zug unterwegs in eine neue, beängstigende Welt ... das hatte den schlafenden kleinen Kerl in eine wahre Wildkatze verwandelt. Lous Arme und ihr Oberkörper waren mit blauen Flecken übersät, denn Oz hatte im Schlaf um sich geschlagen, obwohl die große Schwester ihn fest im Arm gehalten hatte; ihre Ohren waren taub von seinen Schreien, obwohl sie ihm beruhigende Worte zugeflüstert hatte. Schließlich war Lou mit bloßen Füßen auf den kalten Abteilboden gestiegen, im Dunkeln zum Fenster gestolpert, hatte die Vorhänge zurückgezogen und war mit einem ersten Blick auf einen Berg in Virginia belohnt worden.

Jack Cardinal hatte seiner Tochter einmal erzählt, die Berge in dieser Gegend seien tatsächlich die Folge von zwei geologischen Aufwerfungen. Die erste sei vor Millionen von Jahren durch das Zurückweichen des Urmeeres und die Schrumpfung des Kontinents gebildet worden und habe sich zu einer gewal-

tigen Höhe emporgehoben, höher als die Rocky Mountains heute. Später seien die gewaltigen Gipfel durch Regen und Wind zu Hügeln abgetragen worden. Dann habe die Welt sich noch einmal geschüttelt, hatte Dad ihr erklärt, und das Gestein sei ein zweites Mal hochgedrückt worden, allerdings nicht ganz so hoch wie zuvor, und bilde seitdem die Appalachen, die wie drohende Hände zwischen Teilen Virginias und West-Virginias aufragten und sich von Kanada bis hinunter nach Alabama erstreckten.

Die Appalachen hätten eine frühe Ausdehnung der Siedler nach Westen verhindert, lehrte Jack seine stets wissbegierige Lou, und die amerikanischen Kolonien lange genug zusammengehalten, um deren Unabhängigkeit von der britischen Krone zu erringen. In späterer Zeit hatten die Bodenschätzungen in den Bergen und deren Ausläufern dazu beigetragen, dass eines der größten Industriegebiete entstand, das die Welt je gesehen hatte. Trotzdem, hatte Jack mit einem resignierten Lächeln hinzugefügt, war der Mensch nie auf den Gedanken gekommen, sich bei den Bergen zu bedanken, die seiner Sache immer so dienlich gewesen waren.

Lou wusste, wie sehr ihr Vater die Berge Virginias geliebt hatte und dass er vor den schroffen Felszinnen in Ehrfurcht erstarrt war. Oft hatte er Lou erzählt, dass etwas Magisches an einem Gebirgszug sei; er glaube fest daran, dass es im Gebirge Kräfte gebe, die mit Vernunft und Logik niemals zu erklären seien. Lou hatte sich häufig gefragt, wie ein Haufen Dreck und Steine, so hoch er auch war, ihren Vater derart beeindrucken konnte. Nun aber bekam sie zum ersten Mal ein Gespür dafür, denn etwas Vergleichbares hatte sie noch nie gesehen.

Die baumbestandenen Erhebungen aus Erde und Schiefer, auf die Lous Auge zunächst gefallen war, hatten sich lediglich

als erste Ausläufer erwiesen. Hinter diesen »Kindern« zeichneten sich bald die Umrisse ihrer größeren »Eltern« ab, der eigentlichen Berge. Sie schienen sich von der Erde bis zum Himmel zu erstrecken; so riesig und gewaltig, dass sie unnatürlich wirkten, wenngleich sie direkt aus der Erdkruste geboren waren. Und irgendwo da draußen in diesen Bergen lebte die Frau, nach der Lou benannt, der sie aber nie begegnet war. Trost und Misstrauen gleichermaßen begleiteten den Gedanken an Louisa Mae Cardinal. Für eine Schrecksekunde hatte Lou das Gefühl, als habe sie der ratternde Zug in ein fremdes Universum hineingetragen. Dann erkannte sie Oz neben ihr, und obwohl der kleine Kerl nicht gerade dazu angetan war, anderen Vertrauen einzuflößen, fühlte Lou sich augenblicklich ruhiger, weil er bei ihr war.

»Ich glaube, wir kommen immer näher«, sagte sie und knetete Oz' kleine Schultern, um die Anspannung zu lösen, die er einem neuerlichen Ansturm von Albträumen zu verdanken hatte. Lou und ihre Mutter hatten sich auf diesem Gebiet zu Experten entwickelt. Amanda hatte ihr einmal erzählt, sie habe nie jemanden gesehen, der so sehr von nächtlichen Albträumen geplagt werde wie Oz. Und es war nicht einfach damit getan, ihn später zu bemitleiden oder das Licht einzuschalten. Man musste für den kleinen Jungen da sein und ihn aus seinen körperlichen und geistigen Verknotungen befreien, so gut es eben ging.

Das hätte Lous eigene Bibel sein können: *Du sollst keine größere Pflicht haben, als deinen Bruder Oz zu beschützen.* Dieses Gebot gedachte sie stets in Ehren zu halten, mehr als alle anderen.

Der kleine Junge besah sich die Landschaft genauer. »Wo sind wir hier? Wohin fahren wir?«

Lou zeigte aus dem Fenster. »Irgendwo nach da.«

»Ob die Eisenbahn direkt vor dem Haus hält?«

Lou lächelte über die Bemerkung. »Nein. Jemand wird uns wohl vom Bahnhof abholen.«

Der Zug fuhr in einen Tunnel, der quer durch einen der Berge getrieben worden war, und schleuderte sie in eine noch tiefere Dämmerung. Augenblicke später schossen sie aus dem Tunnel wieder ins Licht, und dann ging es steil nach oben! Der Aufstieg ließ Lou und Oz ängstlich aus dem Fenster schauen. Über ihnen zeigte sich eine Art Gerüst. Der Zug wurde langsamer und rollte auf eine Brücke, vorsichtig tastend wie ein Fuß, den man behutsam ins kalte Wasser am Rand eines Beckens steckt. Lou und Oz schauten in die Tiefe, konnten den Grund des Tals im noch schwachen Licht des Tages aber nicht erkennen. Es kam ihnen vor, als wären sie an den Himmel versetzt worden, irgendwie in die Lüfte erhoben von einem stählernen Vogel, der viele Tonnen wog. Dann, mit einem Mal, war der Zug wieder auf festem Grund, und die Kletterpartie ging weiter. Als der Wagon wieder an Geschwindigkeit gewann, atmete Oz erleichtert auf; ein Aufatmen, das zu einem Gähnen wurde – vielleicht, dachte Lou, ein Zeichen, dass seine Angst sich gelegt hatte.

»So langsam gefällt's mir hier«, erklärte Oz plötzlich, wobei er seinen Teddy an die Scheibe hielt. »Guck mal, da draußen«, sagte er zu dem Stofftier, das keinen Namen hatte; jedenfalls wusste Lou von keinem. Dann schoss sein Daumen in den Mund und erkundete nervös dessen Inneres. Oz hatte gewissenhaft daran gearbeitet, mit dem Daumenlutschen aufzuhören, doch nach all den Ereignissen der letzten Zeit war er rückfällig geworden.

»Es wird alles gut, oder, Lou?«, nuschelte er.

Sie setzte sich ihren kleinen Bruder auf den Schoß und kitzelte seinen Nacken mit dem Kinn, bis Oz sich voll Wonne an sie schmiegte.

»Uns wird es ganz bestimmt gut gehen.« Und Lou zwang sich zu glauben, dass es wirklich so sein würde.

KAPITEL 6

Der Bahnhof von Rainwater Ridge entpuppte sich als besserer Holzschuppen mit eingeschlagenem, von Spinnweben bedecktem Fenster sowie einer Türöffnung ohne Tür. Nur ein Katzensprung trennte diese Ruine aus verrosteten Nägeln und schiefen Brettern von den Gleisen.

Der schneidende Wind, der sich seinen Weg durch Klüfte und Schneisen in Fels und Wald gebahnt hatte, war eisig, und die Gesichter der wenigen Wartenden zeugten ebenso wie die verkümmerten Bäume, die am Bahnhof standen, von der schonungslosen Gewalt seiner Schärfe.

Lou und Oz schauten zu, wie ihre Mutter in einen alten Krankenwagen geladen wurde. Als die Pflegerin in das Fahrzeug stieg, warf sie ihren Schützlingen einen finsternen Blick zu, das Ergebnis des Streits vom Vortag, der offensichtlich noch an der Frau nagte.

Als die Türen des Wagens geschlossen wurden, nahm Lou die Kette mit dem Quarzanhänger aus der Manteltasche und reichte sie Oz. »Ich bin in ihr Abteil geschlichen, als sie noch schließt. Die Kette war noch in ihrer Tasche.«

Oz grinste, verstaute sein wertvolles Stück und stellte sich auf die Zehenspitzen, um seiner Schwester den verdienten Kuss auf die Wange zu geben. So standen die beiden neben ihrem Gepäck und warteten geduldig auf Louisa Mae Cardinal.

Ihre Haut war gründlich geschrubbt und jedes Haar an die ihm zugewiesene Stelle gekämmt – Lou hatte sich mit Oz besonders viel Zeit genommen. Sie hatten ihre beste Kleidung angezogen, was ihre wild pochenden Herzen aber kaum beru-

higen konnte. Die beiden standen schon eine ganze Weile da, als sie hinter sich jemanden bemerkten.

Der Farbige war jung und – in seltsamer Übereinstimmung mit der umgebenden Natur – groß und kantig gebaut, mit breiten Schultern, gewaltigem Brustkorb und Armen, die an mächtige Schinkenstücke erinnerten. Seine Taille war schmal, doch nicht zu sehr, die Beine lang, wobei eins jedoch vom Knie abwärts seltsam nach außen gedreht war. Seine Haut hatte die Farbe von dunklem Rost. Er sah auf seine Füße hinab, was Lous Aufmerksamkeit ebenfalls dorthin lenkte. Seine alten Arbeitsschuhe, stellte das Mädchen fest, waren von einer solchen Größe, dass ein Neugeborenes bequem darin Platz gefunden hätte. Sein Overall war so abgetragen wie die Schuhe, aber sauber – oder zumindest so sauber, wie Wind und Wetter es hier oben zuließen. Artig streckte Lou die Hand aus, doch der schwarze Hüne ergriff sie nicht.

Stattdessen hob er mit einem kraftvollen Schwung ihr Reisegepäck auf und wandte den Kopf abrupt zur Straße hin. Lou interpretierte es als eine Art »Hallo!«, »Kommt mit!« und »Meinen Namen kriegt ihr später zu hören!« – alles in eine einzige, effiziente Bewegung gepackt. Er hinkte los, und das verkrümmte Bein entpuppte sich nun eindeutig als Behinderung. Lou und Oz schauten einander kurz an und trotteten ihm schließlich hinterdrein. Oz umklammerte seinen Teddy und Lous Hand. Zweifellos hätte der Junge auch noch den Zug in Schlepp genommen, wenn es irgend möglich gewesen wäre, um, falls nötig, eine schnelle Flucht zu gewährleisten.

Die lange, viertürige Hudson-Limousine besaß die Farbe einer Essiggurke. Das Auto war alt, aber innen sauber. Sein breiter Kühler sah aus wie ein Grabstein, und die beiden vorderen Kotflügel existierten schon lange nicht mehr, genauso

wenig die Heckscheibe. Lou und Oz hatten auf der Rückbank Platz genommen, während der Mann fuhr. Er bediente den dicken, langen Schalthebel mit leichter Hand, und wenn er den Gang wechselte, knirschte das Getriebe kaum einmal.

Nach dem erbärmlichen Zustand des Bahnhofs hatte Lou nicht viel mehr an Zivilisation hier oben erwartet. Doch nach etwa zwanzig Minuten Fahrt rollten sie in eine Ortschaft hinein, die man wohl als Stadt bezeichnen musste, auch wenn diese magere Ansammlung von Häusern und Gassen in New York City kaum einen Häuserblock ausgemacht hätte.

Das Ortseingangsschild verriet, dass sie sich nun in Dickens, Virginia, befanden. Die Hauptstraße war immerhin zweispurig und asphaltiert und war an beiden Seiten von Bauten aus Holz und Stein gesäumt, die ziemlich gut in Schuss waren. Eines der Gebäude war sogar fünf Stockwerke hoch, und ein Schild besagte, dass es sich um ein Hotel mit fairen Preisen handelte. Automobile gab es hier reichlich, zumeist große Fords und Chrysler-Limousinen, außerdem schwere Trucks unterschiedlichster Art, mit Schmutz dekoriert. Sie alle waren in schrägen Parkbuchten vor den Gebäuden abgestellt.

Es gab kleine Geschäfte, Restaurants und ein frei zugängliches Warenlager mit Türmen von Dominozucker und Papier-servietten, Post Toasties und Quaker Oats, die man von draußen sehen konnte. Außerdem gab es einen Autohändler, bei dem glänzend polierte Wagen in den Schaufenstern standen, und daneben eine Esso-Tankstelle mit Doppelzapfsäulen. Ein uniformierter Mann füllte gerade mit breitem Grinsen den Tank einer zerbeulten La-Salle-Limousine, hinter der schon ungeduldig ein staubiger, zweitüriger Nash wartete. Vor einem Café hing ein großes Coca-Cola-Blechschild, und an der Wand eines Haushaltswarenladens prangte eine Reklametafel für Eveready-

Batterien. Telefon- und Strommasten aus Holz säumten die eine Seite der Straße; schwarze Leitungen gingen von ihnen ab und führten zu den Gebäuden. Ein Geschäft verkaufte Klaviere und Orgeln »zu günstigen Preisen«. An einer Straßenecke befand sich ein Kino, an einer anderen eine Wäscherei. Gasbetriebene Laternen standen zu beiden Seiten der Straße; auf Lou und Oz wirkten sie wie übergroße glühende Streichhölzer.

Auf den Bürgersteigen wimmelte es von Leuten aller Art, von elegant gekleideten Damen mit teuren Frisuren, auf denen schlichte Hüte saßen, bis hin zu mürrischen, gebeugten Arbeitern, die wohl in den hiesigen Kohlebergwerken schufteten, von denen Lou gelesen hatte.

Als sie den Ort fast durchquert hatten, gelangten sie an das größte und zugleich beeindruckendste Gebäude. Es war aus roten Ziegeln erbaut; die Front wies einen zwei Stockwerke hohen Giebel auf, der von weißen Doppelsäulen gestützt wurde und mit einem steil emporragenden Zinnblechdach versehen war, das man schwarz gestrichen hatte; an seiner Spitze wurde das Dach von einem steinernen Uhrenturm geschmückt. Die Flaggen Virginias und der USA flatterten in einer leichten Brise. Der schmucke rote Backsteinbau stand allerdings auf einem hässlichen, gerillten Betonfundament. Diese ungewöhnliche Kombination wirkte auf Lou wie der Anblick von jemand, der zu schmutzigen Schuhen eine schöne Hose trug. Die eingemeißelte Inschrift über den Säulen lautete schlicht »Court House«, Gerichtsgebäude. Und dann ließen sie die letzten Häuser von Dickens hinter sich.

Ein wenig verwirrt lehnte Lou sich zurück. Die Geschichten ihres Vaters handelten von gewaltigen Bergen und dem einfachen Leben in einem Landstrich, wo Jäger an Lagerfeuern aus Hickory-Scheiten saßen, ihr Wild brieten und ihren bitteren

Kaffee tranken; wo Farmer vor Sonnenaufgang auf die Felder zogen und ihr Land bestellten, wobei sie bis zum Umfallen schufteten; wo Bergarbeiter sich in die Erde gruben und ihre Lungen mit Staub füllten, der sie eines Tages umbringen würde; und wo Holzfäller mit den messerscharfen Schneiden ihrer Äxte und Sägen jungfräuliche Schonungen sauber hielten. Ein wacher Verstand, eine genaue Kenntnis des Landes und ein starker Rücken waren hier überlebenswichtig. Gefahren lauer-ten auf steilen Hängen und in lehmigen Tälern, und das alles überragende Gebirge wachte über Mensch und Tier, bestimmte die Grenzen des Erreichbaren und das gesamte Leben. Einen Ort wie Dickens mit seinen gepflasterten Straßen, dem Hotel, den CocaCola-Schildern und Klavieren zu günstigen Preisen durfte es hier eigentlich gar nicht geben. Doch plötzlich wurde Lou klar, dass ihr Vater über eine Epoche geschrieben hatte, die gut zwanzig Jahre zurück lag.

Sie seufzte. Hier hatte sich augenscheinlich alles verändert, sogar die Berge und ihre Bewohner. Vermutlich, so sagte sich Lou, lebte ihre Urgroßmutter nun doch in einer ziemlich gewöhnlichen Gegend mit ziemlich gewöhnlichen Nachbarn. Vielleicht hatte sie eine Katze und ging jeden Samstag in einen Laden, in dem es nach Chemikalien und Zigaretten roch, um sich die Haare machen zu lassen. Lou und Oz würden Orangenlimonade trinken, auf der Veranda vor dem Haus herum-hampeln, sonntags brav zur Kirche gehen und den Leuten winken, die in ihren Autos vorbeifuhren, und das Leben würde gar nicht so anders sein, als es in New York gewesen war. Daran war zwar nichts auszusetzen, aber es war nicht die abenteuerliche, atemberaubende Wildnis, die Lou hier erwartet hatte. Es war nicht das Leben, das ihr Vater selbst erlebt und über das er geschrieben hatte, und Lou versuchte, sich ihre

Enttäuschung nicht anmerken zu lassen.

Das Auto fuhr durch weitere Meilen Wald, ließ so manchen Felsen und tief eingeschnittene Täler zurück, und dann entdeckte Lou ein neues Schild. Diese Stadt hieß Tremont. Hier muss es jetzt sein, überlegte das Mädchen. Tremont schien gerade mal ein Drittel der Größe von Dickens aufzuweisen. Ungefähr fünfzehn Autos parkten schräg vor Geschäften, die denen der größeren Stadt ähnelten. Aber hier gab es kein Hochhaus und kein Gericht, und die Asphaltstraße war einem Schotterweg gewichen. Lou sah sogar hier und da einen Reiter mit Pferd. Und dann hatten sie Tremont hinter sich gelassen, und es ging noch höher hinauf. Ihre Urgroßmutter, mutmaßte Lou, wohnte offenbar außerhalb von Tremont.

Die nächste Ansiedlung, die sie durchquerten, hatte schon kein Ortseingangsschild mehr, das ihren Namen verraten hätte; die Hand voll Gebäude und die wenigen Menschen, die man hier sah, hätten auch kaum einen Namen gerechtfertigt. Die Straße war nun unbefestigt, und der Wagen holperte bei seiner Fahrt über die Buckelpiste von einer Seite zur anderen. Lou erblickte ein flaches Postgebäude, daneben einen abgestützten Haufen loser Bretter, ohne irgendein Schild, sowie eine verrottete Leiter. Schließlich gab es noch eine halbwegs große Gemischtwarenhandlung mit dem Namen »McKenzie's« an der Außenwand. Davor waren Kisten mit Zucker, Mehl, Salz und Pfeffer gestapelt. In einem Schaufenster von McKenzie's konnte man ein paar blaue Overalls, Pferdegeschirre und Petroleumlampen entdecken. Das war schon so ziemlich alles, was es in diesem namenlosen Kaff am Rande der armseligen Straße gab.

Als sie über den weichen Boden fuhren, kamen sie an schweigenden Männern mit eingefallenen Augen vorbei;

manche waren unrasiert, und die meisten trugen dreckige einteilige Arbeitskleidung, Schlapphüte und derbe Schuhe. Sie waren zu Fuß, auf Maultieren oder Pferden unterwegs. Eine Frau mit leerem Blick, müdem Gesicht und knochigen Gliedmaßen, gekleidet in eine Baumwollbluse und einen Rock aus grob gewebter Wolle, der an den Hüften mit Sicherheitsnadeln zusammengerafft war, schaukelte auf einem kleinen Planwagen vorbei, welcher von zwei Maultieren gezogen wurde. Hinten im Wagen hockte eine Schar von Kindern auf Säcken mit Saatgut, die größer waren als sie selbst. Auf Gleisen, die parallel zur Straße verliefen, hatte eine Dampflokomotive mit zahlreichen angehängten Kohlewagons unter einem Wasserturm Halt gemacht und schien mit großen Schlucken zu trinken; bei jedem gierigen Zug quoll Rauch aus ihrem Schlot. An einem Berghang in einiger Entfernung konnte Lou eine Kohlenschütté auf hölzernen Pfählen ausmachen, und eine weitere Reihe Kohlenlaster fuhr wie eine Kolonne gehorsamer Arbeiterameisen unterhalb des Gebildes vorbei.

Sie fuhren über eine große Brücke. Ein winziges Schild klärte sie darüber auf, dass zehn Meter unter ihnen der McCloud River floss. In den Strahlen der aufgehenden Sonne glänzte das Wasser rosa und erinnerte an eine meilenlange, gewundene Zunge. Die Häupter der Berge erstrahlten in rauchigem Blau; unmittelbar darunter bildeten die Nebelschleier ein duftiges Schultertuch.

Da keine Ortschaften mehr vor ihnen zu liegen schienen, hielt Lou es für an der Zeit, sich mit dem jungen Mann am Steuer näher bekannt zu machen.

»Wie heißen Sie?«, fragte sie. Sie hatte viele Farbige kennen gelernt, in der Regel Schriftsteller, Dichter, Musiker und Bühnenschauspieler, mit denen ihre Eltern befreundet gewesen

waren. Aber auch andere. Während der Exkursionen mit ihrer Mutter durch die Stadt hatte Lou farbige Menschen getroffen, die den Müll wegschafften, Taxen herbeiwinkten, Gepäck trugen, auf die Kinder anderer Leute aufpassten, Straßen reinigten, Fenster wischten, Schuhe putzten, Essen zubereiteten, Wäschereien betrieben und die Beleidigungen wie auch die Trinkgelder ihrer weißen Auftraggeber mit stets gleich freundlicher Miene entgegennahmen.

Dieser Bursche da am Lenkrad war anders, auch weil er offensichtlich nicht gern sprach. Damals in New York hatte Lou sich mit einem höflichen alten Herrn angefreundet, der im Yankee-Stadion, in das Lou und ihr Vater sich manchmal fortgestohlen hatten, um sich ein Spiel anzuschauen, einer recht niederen Arbeit nachgegangen war. Dieser alte Mann, der gerade mal einen Ton dunkler war als die Erdnüsse, die er verkaufte, hatte Lou erzählt, dass Farbige einem jeden Tag die Ohren voll quatschen würden, außer am Sonntag, an dem Gott und die Frauen Gelegenheit bekommen sollten, sich auch einmal zu Wort zu melden.

Der Hüne am Lenkrad fuhr gemächlich weiter; sein Blick verirrte sich nicht einmal in den Innenspiegel, als Lou ihn von hinten ansprach. Ein Mangel an Interesse, den Lou an ihrem Begleiter nicht so ohne weiteres akzeptieren wollte.

»Meine Eltern haben mich Louisa Mae Cardinal genannt, nach meiner Urgroßmutter. Aber man nennt mich Lou – einfach nur Lou. Mein Vater ist John Jacob Cardinal. Er ist ein sehr berühmter Schriftsteller. Sie haben bestimmt von ihm gehört.«

Weder brummte der junge Mann, noch rührte er einen Finger. Der Verlauf der Straße schien ihn so sehr in den Bann geschlagen zu haben, dass eine Dosis Familiengeschichte der

Cardinals nicht damit konkurrieren konnte.

Oz meldete sich zu Wort, um seine Schwester zu unterstützen. »Er ist jetzt tot, unsere Mutter aber nicht.«

Dieser ungebetene Kommentar rief ein Stirnrunzeln auf Lous Gesicht hervor, und rasch schaute Oz aus dem Fenster, vorgeblich, um die Landschaft zu bewundern.

Als der Hudson abrupt hielt, wurden die Kinder ein wenig unsanft nach vorn geworfen.

Der Junge, der dort stand, war kaum älter als Lou, aber ungefähr genauso groß. Er hatte rotes Haar: zerzauste Locken, die seine gewaltigen Segelohren nicht zu bedecken vermochten, mit denen er leicht an einem Nagel hätte hängen bleiben können. Der Junge trug ein fleckiges kragenloses Hemd und einen schmutzigen Overall, der seine knochige Gestalt nicht verbergen konnte. Obwohl es nicht gerade warm war, ging er barfuß. Er hatte eine lange, aus einem Ast geschnitzte Angelrute und eine verbeulte Köderdose bei sich, die vor Urzeiten einmal blau gewesen sein musste. Ein schwarz und braun gefleckter Hund stand neben ihm und ließ seine schlappige rosa Zunge aus dem Maul hängen. Der Junge legte die Angel und den Kasten durch das offene Fenster des Wagens auf die Rückbank und kletterte auf den Beifahrersitz, als gehörte der Hudson ihm. Der Hund folgte ihm auf dem Fuße.

»Howdy-howdy, Hell No«, begrüßte der fremde Junge freundschaftlich den Fahrer, der den Neuankömmling mit der leisesten Andeutung eines Nickens bedachte.

Lou und Oz schauten sich angesichts dieser höchst sonderbaren Begrüßung konsterniert an.

Der Kopf des Jungen ruckte wie der eines Stehaufmännchens über die Lehne des Sitzes empor, und er starrte auf Lou und Oz. Seine schmalen Wangen und die kleine Knubbelnase

waren mit unzähligen Sommersprossen gesprenkelt, und wenn die Sonne sein Haar nicht beschien, wirkte es noch röter. Seine Augen hatten die Farbe von rohen Erbsen; im Zusammenspiel mit dem roten Haar erinnerten sie Lou an Weihnachtspapier.

»Wette, ich kenn euch. Ihr seid die von Miss Louisa, hab ich Recht?«, sagte er mit einem breiten, aber angenehmen Akzent und einem gewinnenden koboldhaften Grinsen.

Lou nickte bedächtig. »Ich bin Lou. Und das ist mein Bruder Oz«, sagte sie mit einem Hauch unverbindlicher Freundlichkeit, wenn auch nur, um ihre Nervosität zu verbergen.

Schneller als ein Verkäufer den Fuß in die Tür setzen konnte, hatte der Junge ihnen die Hand gereicht. Seine Finger fühlten sich schwielig an und trugen die vielen Spuren des harten Landlebens und eine so bemerkenswerte Sammlung verschiedener Drecksschichten, dass sich nicht feststellen ließ, ob sie jemals Fingernägel besessen hatten. Lou und Oz starrten diese Finger unwillkürlich an.

Der Junge musste ihre Blicke bemerkt haben, denn er sagte: »Hab nach Würmern gebuddelt, bevor 's hell wurde. Die Lampe in einer Hand, die Blechdose in der anderen. Dreckarbeit, könnt ihr euch ja vorstellen.« Er sagte es so selbstverständlich, als hätten sie jahrelang unter einer heißen Sonne neben ihm gekniet und eklige Köder ausgegraben.

Oz betrachtete seine eigene Hand und entdeckte reichlich Erde, die beim Händeschütteln den Besitzer gewechselt hatte. Er grinste, weil es ihm vorkam, als hätten er und der Junge gerade Blutsbrüderschaft geschlossen. Ein Bruder! Das fand Oz einfach toll.

Der rothaarige Junge lächelte gutmütig zurück und zeigte dabei, dass die meisten seiner Zähne dort waren, wo sie hingehörten, auch wenn man nicht viele als gerade gewachsen oder

weiß bezeichnen konnte.

»Jimmy Skinner heiß ich«, stellte er sich schicklich vor, »aber die Leute nennen mich Diamond. Mein Pa hat mich so genannt, weil ich so 'nen harten Dickschädel hab. Der Hund da heißt Jeb.«

Als der Hund seinen Namen hörte, legte er den struppigen Kopf über den Sitz, und Diamond zog spielerisch einmal an einem Ohr, dann am anderen. Dann sah er Oz an.

»Wirklich 'n witziger Name. Oz.«

Oz schaute unter dem prüfenden Blick seines Blutsbruders besorgt drein. Gab es jetzt doch keine geheime Partnerschaft?

Lou antwortete für ihren Bruder. »Sein richtiger Name ist Oscar, wie Oscar Wilde. Oz ist nur sein Spitzname, wie der Zauberer von Oz.«

Diamonds Blick blieb an der Decke des Hudson haften. Er dachte angestrengt nach, kramte offensichtlich in seinem Gedächtnis.

»Wilde? Hab nie von irgendwelchen Wildes hier oben gehört.« Er verstummte, dachte noch einmal nach und runzelte die Stirn, dass die wuscheligen Brauen sich verzogen. »Und was für 'n Zauberer is' 'n das?«

Lou konnte ihr Staunen nicht verbergen. »Das Buch? Der Film? Judy Garland?«

»Der ängstliche Löwe?«, ergänzte Oz. »Und die böse Hexe?«

»Bin noch nie in 'ner Kinotheke gewesen.« Diamond warf einen Blick auf Oz' Teddy, und ein missbilligender Ausdruck legte sich auf sein Gesicht. »Biste nicht schon zu groß dafür? Was meinste, Sohn?«

Damit war die Sache für Oz besiegelt. Traurig wischte er die Hand am Sitz ab und machte damit seine und Diamonds bedeutsame Übereinkunft ungültig.

Lou lehnte sich so weit vor, dass sie Diamonds Atem riechen konnte. »Das geht dich nichts an, klar?«

Ein zurechtgewiesener Diamond ließ sich zurück auf den Vordersitz fallen und Jeb Dreck und Wurmsaft von seinen Fingern lecken. Es schien, als hätte Lou den Jungen mit Wörtern regelrecht angespuckt.

Der Krankenwagen war ihnen weit voraus und fuhr ziemlich langsam.

»Tut mir leid, das mit eurer Ma«, sagte Diamond, als wolle er die Friedenspfeife herumreichen.

»Ach, die wird schon wieder«, sagte Oz. Er war wie immer schlagfertiger als Lou, wenn es um ihre Mutter ging.

Lou starrte verbissen aus dem Fenster und hielt die Arme vor der Brust verschränkt.

»Hell No«, sagte Diamond, »wirf mich einfach an der Brücke raus. Wenn ich was Gutes fang, bring ich 's zum Mittagessen mit. Sagste Miss Louisa Bescheid?«

Lou beobachtete, wie Hell No das kantige Kinn vorstreckte und damit wohl ein freundliches, nachdrückliches »Okay, Diamond!« zum Ausdruck brachte.

Der Junge fuhr wieder auf dem Sitz herum. »He, wie wär's mit Fisch zum Mittagessen, in Schmalz gebraten?« Er schaute hoffnungsvoll drein, und seine Absichten waren zweifellos ehrenhaft; doch Lou hatte im Augenblick keine Lust, sich Freunde zu machen.

»Wär nich' übel, Diamond. Und dann könnten wir uns in diesem Kaff 'ne Kinotheke suchen.«

Kaum waren die Worte heraus, bereute Lou sie auch schon. Es lag nicht nur an dem enttäuschten Ausdruck auf Diamonds Gesicht, sondern auch daran, dass sie den Ort beleidigt hatte, in dem ihr Vater aufgewachsen war. Sie ertappte sich dabei, wie

sie gen Himmel blickte und nach wütenden Blitzen Ausschau hielt oder nach plötzlichem Regen, der wie Tränen fiel.

»Kommst aus 'ner großen Stadt, was?«, sagte Diamond.

Lou wandte den Blick vom Himmel ab. »Aus der größten. New York.«

»Hu, oh, das würd ich hier aber nich' rumerzählen.«

»Wieso denn nicht?«, blaffte Oz seinen Ex-Blutsbruder an.

Aber der hörte gar nicht mehr hin. »So, hier is' genau richtig, Hell No. Komm mit, Jeb.«

Hell No hielt an. Direkt vor ihnen befand sich die Brücke, wohl eine der kleinsten und wackeligsten, die Lou je zu Gesicht bekommen hatte. Sie war nur sechs Meter lang und bestand aus verzogenen Holzplanken, die man über ausrangierte, teerverschmierte Eisenbahnschienen gelegt hatte. Ein rostiger Metallbogen auf beiden Seiten sollte einen daran hindern, sage und schreibe anderthalb Meter tief in einen Bach zu stürzen, in dem mehr flache Felsen als Wasser zu sehen waren. Mit einem Sprung von dieser Brücke Selbstmord zu begehen, war wohl ziemlich unrealistisch. Und beim Anblick des seichten Geplätschers schwand Lous Hoffnung auf in Schmalz gebratenen Fisch, wobei ihr ein solches Gericht keineswegs besonders verlockend erschien.

Als Diamond sein Angelzeug von der Rückbank des Hudson nahm, beugte sich Lou, der ihre Bemerkung ein wenig leid tat, aber vor allem, weil ihre Neugierde einfach zu groß war, über den Sitz und flüsterte ihm durch das offene Fenster zu: »Wieso nennst du ihn Hell No?«

Ihre unerwartete Aufmerksamkeit ließ Diamond wieder freundlicher werden, und er lächelte sie an. »Weil's halt sein Name is'«, sagte er gutmütig. »Er wohnt bei Miss Louisa.«

»Woher hat er denn so einen Namen?«

Diamond warf einen Blick auf den Fahrersitz und tat so, als krame er in seinem Kasten nach irgendetwas. »Sein Pa kam mit ihm durch die Gegend hier, als Hell No noch 'n Baby war«, sagte er leise. »Hat ihn hier einfach auf die Erde gesetzt. Tja, als jemand ihn fragte: ›Du kommst doch zurück und holst dein Kind?‹, da hat er gesagt: ›Hell, no.‹ Hell No hat niemand je was Schlechtes getan, in sein ganzes Leben nich'. Und da gibt's nich' viele, die so was von sich sagen können. Vor allem nich' die Reichen.«

Diamond schnappte sich seine Köderdose und schulterte die Angelrute. Pfeifend schlenderte er davon, und Hell No setzte den Hudson wieder in Bewegung, Richtung Brücke. Das Gebilde ächzte und stöhnte bei jeder Drehung der Räder. Diamond winkte noch einmal, und Oz winkte mit seiner schmutzigen Hand zurück, vielleicht mit wieder aufflammender Hoffnung auf eine baldige, andauernde Freundschaft mit Jimmy »Diamond« Skinner, dem rotbekrönten Fischerkönig der Berge.

Lou hingegen starrte weiterhin auf den Fahrersitz. Auf einen Mann, den sie Hell No nannten.

KAPITEL 7

Die Höhe betrug nahezu tausend Meter, wenn nicht sogar ein bisschen mehr. Die Appalachen mochten zwar im direkten Vergleich zu den Rockys verblassen, aber für die Cardinal-Kinder waren sie hoch genug, und das nicht zu knapp.

Nachdem sie die schmale Brücke überquert und Diamond hinter sich gelassen hatten, hatte der sechsundneunzig PS starke Motor des Hudson zu stottern begonnen, und Hell No hatte in einen kleineren Gang geschaltet. Der Protest des Wagens war verständlich, denn die unebene, unbefestigte Straße führte in einem Winkel von fast fünfundvierzig Grad aufwärts und wand sich wie der Leib einer Klapperschlange den Berg hinauf. Die beiden Spuren der Straße, die man höchstens noch erahnen konnte, waren bei genauerer Betrachtung zu einer einzigen mal schmäleren, mal breiteren Fahrbahn verschmolzen. Herabgefallene Felsen lagen wie erstarrte Tränen des Berges am Wegesrand.

Oz schaute nur einmal hinaus, in die Tiefe, die wie der Abgrund der Hölle wirkte, danach nicht mehr. Lou hingegen blickte nach vorn. Ihr Aufstieg in den Himmel ängstigte sie kein bisschen.

Dann kam ihnen in einer Kurve unvermittelt ein Traktor entgegen. Er sah ziemlich mitgenommen aus; einige Teile fehlten, und das Gefährt wurde hauptsächlich mit rostigem Draht und anderem umfunktioniertem Müll zusammengehalten. Das Monstrum war für sich allein fast schon zu breit für die enge Straße, geschweige denn für es selbst und den schwerfälligen Hudson, der ihm entgegen kam. Ein paar Kinder

hingen und baumelten auf jede nur erdenkliche Weise an den Aufbauten der bulligen Maschine, als wäre sie ein fahrendes Klettergerüst. Ein Junge, ungefähr in Lous Alter, hing praktisch in der Luft und wurde nur von seinen zehn Fingern und seinem Gottvertrauen über dem Abgrund gehalten, und er lachte dabei! Die anderen Kinder, ein etwa zehnjähriges Mädchen und ein Junge in Oz' Alter, klammerten sich an so ziemlich allem fest, woran man sich festklammern konnte, und auf ihren Gesichtern spiegelte sich nacktes Entsetzen.

Der Mann, der das seltsame Vehikel steuerte, war noch erschreckender als die Vision eines außer Kontrolle geratenen Maschinenmonstrums, das wild um sich schlagende Kinder als Geiseln hielt. Ein Filzhut bedeckte den Kopf des Mannes; der Schweiß war in langen Jahren bis an sämtliche Stellen des Materials vorgedrungen. Sein Bart war struppig, sein Gesicht braun gebrannt und vom unbarmherzigen Gebirgsklima gebräunt. Er war recht klein von Gestalt, doch sein Körper wirkte gedrungen und muskulös. Seine Kleidung war so zerlumpt wie die der Kinder.

Der Traktor stand jetzt beinahe direkt über dem Hudson. Oz hielt sich die Hände vor die Augen; er war zu entsetzt, um an Schreien auch nur zu denken. Dafür schrie Lou kurz auf, als das Ungetüm weiter auf sie zuhielt.

Hell No, ganz die Ruhe selbst, brachte den Wagen irgendwie aus dem Weg des Traktors und hielt, um das andere Fahrzeug vorsichtig vorbeizulassen. Der Hudson geriet dabei so nah an den Rand der Passstraße, dass ein gutes Drittel der Reifen in beängstigender Weise schon auf der kühlen Bergluft zu stehen schien. Loses Geröll und kleine Steinchen rutschten über die Kante und wurden augenblicklich vom Spiel des Windes verstreut. Lou war sicher, dass sie abstürzen würden, und

packte Oz mit aller Kraft, als ob das irgendetwas genützt hätte.

Als der Traktor vorbeirumpelte, warf der Mann ihnen einen Blick zu, bevor er sich auf Hell No konzentrierte und rief: »Du blöder Nig...«

Der Rest wurde zum Glück vom Geräusch des Traktors und dem Gelächter und Jauchzen des in der Luft hängenden Jungen übertönt. Lou schaute Hell No an, der von all dem unberührt zu bleiben schien. Das war wohl nicht das erste Mal gewesen, vermutete sie – ein gefährliches Zusammentreffen dieser Art und die anschließende Beleidigung.

Und dann war wie ein plötzlicher Hagelschlag mitten im Juli der rollende Zirkus vorübergezogen. Hell No fuhr weiter.

Als Lous Nerven sich wieder beruhigt hatten, konnte sie tief unter ihnen beladene Kohlenlaster ausmachen, die auf der einen Straßenseite schwerfällig bergab rollten, während auf der anderen Seite leere Laster wild entschlossen wie Honigbienen die Steigung wieder hinaufzujagen schienen. Überall ringsum waren die Berghänge aufgegraben worden, sodass hier und da der nackte Fels zu sehen war; der Mutterboden und die Bäume waren verschwunden. Kohleloren tauchten wie Tröpfchen dunklen Blutes aus tiefen Wunden in den Felsflanken auf; dann wurde die Kohle auf die Ladeflächen der Laster geschüttet.

»Eugene.«

Lou und Oz starrten zum Fahrersitz. Der junge Farbige blickte sie im Innenspiegel an.

»Eugene«, wiederholte er. »So heiß ich. Diamond, der vergisst schon ma'. Is' 'n guter Junge. Mein Freund.«

»Hallo, Eugene«, sagte Oz, und dann sagte auch Lou Hallo.

»Seh nich' viel Leute. Kann nich' so gut reden. Tut mir leid.«

»Schon in Ordnung, Eugene«, versicherte Lou. »Ist ja auch nicht einfach, so mit Fremden.«

»Miss Louisa un' ich, wir sin' froh, dass ihr kommt. Gute Frau. Hat mir geholfen, als ich kein Zuhause hatte, 'n Glück, dass sie da is'.«

»Ja, das ist es. In letzter Zeit hatten wir nicht viel Glück«, sagte Lou.

»Hat mir erzählt von euch, alles. Über euern Pop un' eure Mom. Sie sorgt für eure Mom. Miss Louisa, die kann Kranke gesund machen.«

Oz schaute Lou mit wieder erwachter Hoffnung an, doch sie schüttelte sofort den Kopf.

Nach ein paar Meilen bog Eugene schließlich auf einen Weg ab, der lediglich aus zwei Spurrillen im zerdrückten Gras und farngesäumtem dichtem Buschwerk bestand. Als sie ihrem Ziel offensichtlich immer näher kamen, wechselten Lou und Oz einen Blick. Erwartung und Unruhe, Furcht und Hoffnung spiegelten sich in ihren kleinen Gesichtern.

Sie holperten über den unbefestigten Weg nach Norden, bis sie eine Lichtung erreichten. Hier öffnete sich das Land vor ihnen zu einem breiten Tal von natürlicher Schönheit. Grüne Wiesen wurden von weitem Mischwald gesäumt, der sämtliche Holzarten enthielt, derer das Land sich rühmte. Neben den Wiesen lag ein bunter Teppich aus Feldern; dahinter waren Pferche zu sehen mit grauen, verwitterten Zäunen, um die sich Ranken roten Weins wanden. In der Mitte der Pferche erhob sich eine große, zweistöckige Bretterscheune mit einem Walmdach mit Regenrinnen, alles bedeckt von Zedernholzschindeln, die mit Hammer und Spaltmesser zugeschlagen waren. In beide Seitenwände der Scheune waren große Tore eingelassen; über den Toren befanden sich Heuboden türen sowie vorstehende Balken für Flaschenzüge.

Drei Kühe lagen friedlich auf einer eingezäunten Weide,

während ein rotbraunes Pferd allein auf einer schmalen, von einem zickzackförmigen Zaun umfriedeten Koppel stand. Lou zählte ein halbes Dutzend geschorener Schafe in einem anderen Pferch. Gleich dahinter gab es einen weiteren eingezäunten Bereich, in dem riesig wirkende Schweine sich in Schlamm-pfützen suhlten, wie zu groß geratene rosige Babys beim Spielen im Dreck. Ein Paar Maultiere war vor einen großen Wagen gespannt, der vor der Scheune abgestellt war. Das Sonnenlicht blinkte auf den metallbereiften Holzrädern. In der Nähe der Scheune stand ein Farmhaus von bescheidenen Ausmaßen.

Noch andere Gebäude waren zu sehen, dazu große und weniger große Schuppen; die meisten waren aus Brettern roh zusammengezimmert, und einige verfielen bereits wieder. Ein Bauwerk an einem mit Ahornbäumen bestandenen Hang schien ganz aus Holzstämmen gebaut zu sein, die mit Lehm verfügt waren; es sah aus, als wäre es halb im Boden versunken. Die gerodeten Felder, die an den Enden anstiegen wie Lockenkrausen Haares, führten wie die Speichen eines Rades von den Farmgebäuden in ihrem Zentrum weg. Und hinter all dem ragten die Appalachen empor und ließen die ganze Farm mit allem Drum und Dran wie ein Spielzeugmodell erscheinen.

Endlich war Lou an den Ort gekommen, über den ihr Vater die meiste Zeit seines Lebens geschrieben und den er selbst nie wiedergesehen hatte. Sie atmete mehrmals schnell ein und aus und setzte sich ganz aufrecht hin, als sie auf das Haus zufuhren, in dem Louisa Mae Cardinal, die Frau, die ihren Vater mit aufgezogen hatte, sie erwartete.

KAPITEL 8

Im Farmhaus erklärte die Krankenpflegerin einer Frau, die aufmerksam lauschte und gezielte Fragen stellte, Amandas Zustand und informierte sie über unbedingt erforderliche Maßnahmen.

»Wir sollten uns noch auf einige Dinge verständigen, die *meine* Person betreffen«, sagte die Pflegerin abschließend. »Ich bin allergisch gegen Tiere und Pollen, also sorgen Sie bitte dafür, dass ich dem einen wie dem anderen so wenig wie möglich ausgesetzt werde. Unter keinen Umständen dürfen Tiere ins Haus. Außerdem halte ich eine sehr spezielle Diät. Ich werde Ihnen eine entsprechende Liste geben. Ach ja, und ich beanspruche freie Hand bei der Erziehung der Kinder. Ich weiß, das fällt nicht in meinen eigentlichen Aufgabenbereich, aber die beiden brauchen offenbar eine strenge Führung, und die werden sie von mir bekommen. Besonders das Mädchen wird ein hartes Stück Arbeit für mich. Sie wissen meine Offenheit sicher zu schätzen. So, jetzt können Sie mir mein Zimmer zeigen.«

»Ich weiß Ihre Offenheit zu schätzen«, sagte Louisa Mae Cardinal zu der Krankenpflegerin, »aber leider ha'm wir hier kein Zimmer für Sie übrig.«

Die hoch gewachsene Pflegerin baute sich so kerzengerade auf, wie sie konnte, blieb aber trotzdem kleiner als Louisa Mae. »Wie bitte?«, fragte sie indigniert.

»Sagen Sie Sam draußen, dass er Sie zum Bahnhof zurückbringt. Heute kommt noch ein Zug in Richtung Norden. Sie können ja ein wenig spazieren gehn, während Sie auf ihn

warten.«

»Meine Anweisungen lauten, hier zu bleiben und meine Patientin zu betreuen.«

»Ich werde mich selbst um Amanda kümmern.«

»Sie sind für diese Art Pflege nicht qualifiziert.«

»Sam und Hank müssen gleich losfahren, meine Liebe.«

»Ich muss in dieser Sache erst jemanden anrufen.« Die Pflegerin war so rot angelaufen, dass man fast befürchten konnte, sie selbst bald als Patientin versorgen zu müssen.

»Das nächste Telefon ist unten in Tremont. Aber selbst wenn Sie den Präsidenten der Vereinigten Staaten anrufen, das hier bleibt *mein* Haus.« Louisa Mae packte den Ellbogen der Pflegerin mit einer Kraft, die der Frau Tränen in die Augen trieb. »Und wir wollen doch nur das Beste für Amanda, nicht wahr?« Sie schob die Frau aus dem Zimmer und schloss die Tür hinter ihnen.

»Wollen Sie mir wirklich weismachen, Sie hätten hier kein Telefon?«, fragte die Pflegerin.

»Ich habe nicht mal Elektrizität oder wie das heißt, aber ich hab mir sagen lassen, dass so was ganz nett sein soll. Nochmals vielen Dank, und 'ne gute Heimfahrt.« Sie drückte der Pflegerin drei zerknüllte Dollarnoten in die Hand. »Ich würd' Ihnen gern mehr geben, meine Liebe, aber das ist mein ganzes Eiergeld.«

Die Pflegerin starnte einen Moment auf die Scheine. »Ich werde mich nicht von der Stelle rühren«, sagte sie, »bis ich mich überzeugt habe, dass meine Patientin ...«

Louisa Mae ergriff erneut ihren Ellbogen, diesmal noch fester, und führte sie zur Haustür. »Die meisten Leute hier haben bestimmte Vorstellungen davon, wer ihren Grund und Boden betreten darf und wer nicht. Warnschüsse werden ziemlich nah

am Kopf vorbeigezielt. Der zweite Schuss ist ... sagen wir mal, etwas direkter. Ich bin zu alt, um meine Zeit noch mit Warnschüssen zu vertrödeln, und ich hab meine Büchse noch nie mit Schrot geladen. Viel deutlicher kann ich jetzt wirklich nicht werden ...«

Als der Hudson vorfuhr, stand der Krankenwagen noch vor dem Farmhaus, welches über eine tiefe, kühle Veranda verfügte, auf der die Schatten kürzer wurden, als die Sonne höher stieg. Lou und Oz sprangen aus dem Wagen und gingen zu ihrem neuen Zuhause. Es war kleiner, als es aus der Ferne ausgesehen hatte. Und Lou fielen hinten und an den Seiten ein paar Anbauten auf, die nicht zum Hauptgebäude passten und allesamt auf unebenen Feldstein-Fundamenten standen; steinerne Treppenstufen führten von diesen Anbauten zur Veranda hinauf. Das ziegellose Dach war mit einem Material gedeckt, das wie schwarze Teerpappe aussah. Eine Brüstung umlief die Veranda, die an einigen Stellen abgesackt war. Der Schornstein war aus handgeformten Ziegeln gemauert; hier und da war der Mörtel aus den Fugen gequollen. Die Schindeln brauchten dringend einen neuen Anstrich und wiesen zahllose Hitzeblasen auf, und das Holz hatte sich an den Stellen, an denen Feuchtigkeit eingedrungen war, gedehnt und verzogen.

Lou sah ihr neues Heim als das, was es eindeutig war: ein altes Haus, das zahlreiche Renovierungen erlebt hatte und an einem Ort stand, wo es den unbarmherzigen Elementen ausgesetzt war. Aber der Rasen vor dem Haus war ordentlich gemäht, Treppe, Fenster und Vorbau waren sauber, und Lou bewunderte die frühen Blüten und Pflanzen in den Einweckgläsern und hölzernen Kübeln, die entlang des Verandageländers aufgestellt waren oder in Blumenkästen vor den Fenstern hingen. Roter Wein rankte an den Stützsäulen empor, eine

Matte wilder Maiglöckchen bedeckte einen Teil der Veranda, und eine viel verzweigte Geißblattrebe hatte sich über eine ganze Wand ausgebreitet. Auf der Veranda stand eine massive alte Werkbank, auf der Werkzeuge lagen, und daneben ein Holzstuhl mit gesplissener Sitzfläche.

Braune Hühner liefen den Kindern gackernd zwischen den Füßen herum, bis eine Schar böse dreinblickender Gänse laut schimpfend herangewackelt kam und die Hühner verscheuchte, die laut kreischend um ihr Leben liefen. Darauf näherte sich ein stolzer, gelbfüßiger Hahn und verjagte selbstbewusst die Gänse, schaute Lou und Oz hochmütig an, ließ ein lautes »Kikerikiii!« hören und stelzte majestatisch dorthin zurück, woher er gekommen war. Die Stute wieherte dazu von der Koppel ihre Begrüßung, wohingegen die Maultiere bloß vor sich hin starrten. Ihr Fell war kohlrabenschwarz; Ohren und Schnauze passten irgendwie nicht zueinander. Oz trat näher heran, um die Tiere besser anschauen zu können, und schreckte zurück, als eines der Mulis einen Laut von sich gab, den Oz noch nie im Leben gehört hatte und der ziemlich bedrohlich klang.

Lous und Oz' Aufmerksamkeit verlagerte sich auf die Haustür, die mit mehr Schwung als nötig aufgestoßen wurde. Die Pflegerin ihrer Mutter stürmte wütend aus dem Haus und eilte an Lou und Oz vorüber; ihre langen Arme und Beine schienen mit jeder Bewegung Salven verbissener Wut abzufeuern.

»So etwas ist mir im Leben noch nicht passiert!«, schrie sie die Appalachen an. Ohne ein weiteres Wort oder wenigstens eine Grimasse, ein erbostes Fäusteschütteln oder gar einen wütenden Tritt stieg sie in den Krankenwagen und wuchtete die zweiflügelige Tür zu, was zwei dumpfe Knalllaute erzeugte, als Metall auf Metall traf. Dann trat die freiwillige Ret-

tungseinheit einen taktischen Rückzug an.

Fassungslos drehten Lou und Oz sich zum Haus um, in der Hoffnung, dort Antworten zu finden.

Und dann starnten die Kinder *sie* an.

Im Türrahmen stand Louisa Mae Cardinal. Sie war sehr groß, und obwohl sie mager wirkte, sah sie doch so aus, als wäre sie stark genug, einen Bären zu erwürgen, und auch jederzeit dazu entschlossen. Ihr Gesicht war ledrig; wegen der tief eingegrabenen Falten erinnerte die Haut an knorrige Baumrinde. Obgleich sie sich ihrem achtzigsten Lebensjahr näherte, waren ihre Wangen noch straff. Sie hatte ein festes Kinn, aber einen etwas zu weich geratenen Mund. Ihr silberweißes Haar wurde im Nacken von einem schlichten Band zusammengehalten und fiel ihr bis auf die Hüfte.

Lou war erleichtert, dass ihre Urgroßmutter kein Kleid oder einen Rock trug, sondern ausgebeulte, völlig verblichene Jeanshosen, dazu ein indigoblaues Hemd, das an einigen Stellen ebenfalls ausgebleicht wirkte, und derbe Schuhe. Sie erschien wie eine überirdische, unbewegliche Statue, als sie majestatisch vor den Kindern stand, doch ihren bemerkenswerten haselnussbraunen Augen schien nichts zu entgehen.

Lou ging unerschrocken los, während Oz sein Bestes gab, hinter dem Rücken der Schwester zu bleiben. »Ich bin Louisa Mae Cardinal, und das ist mein Bruder Oscar.« Lous Stimme zitterte. Sie blieb nur einen Schritt von ihrer Namensvetterin entfernt stehen, und diese plötzliche Nähe enthielt einen bemerkenswerten Umstand: Ihre Profile waren nahezu identisch. Das Mädchen und die alte Frau schienen Zwillinge zu sein, lediglich durch Generationen getrennt.

Louisa sagte nichts; ihr Blick folgte dem Krankenwagen.

Lou bemerkte es. »Sollte die Frau nicht eigentlich hier blei-

ben und meine Mutter pflegen?«, fragte sie. »Mom kann nämlich nicht allein für sich sorgen, und wir müssen uns darum kümmern, dass es ihr gut geht.«

Lous Urgroßmutter betrachtete den Hudson.

»Eugene«, rief sie mit leicht näselndem Tonfall, der unleugbar den amerikanischen Süden verriet, »bring doch bitte die Taschen rein, mein Bester.« Erst dann schaute sie Lou direkt an, und obwohl ihr Blick streng war, fand sich dahinter doch etwas, das Lou Grund zu der Annahme gab, sich willkommen zu fühlen. »Wir wer'n schon gut auf eure Ma aufpassen.«

Louisa Mae drehte sich um und ging zurück ins Haus. Eugene folgte ihr mit dem Gepäck. Oz konzentrierte sich voll und ganz auf seinen Teddy und seinen Daumen. Seine großen blauen Augen zwinkerten unablässig – ein eindeutiges Zeichen dafür, dass seine Aufregung ihren Höhepunkt erreicht hatte. Dazu trug er eine Leidensmiene zur Schau, als wollte er noch in dieser Minute den weiten Weg zurück nach New York City zu Fuß gehen. Hätte er die Richtung gekannt, hätte er sein Vorhaben wahrscheinlich sogar in die Tat umgesetzt.

KAPITEL 9

Das Schlafzimmer, in das Lou einquartiert werden sollte, war ziemlich spartanisch eingerichtet und das einzige Zimmer im Obergeschoss, das nur über eine Stiege erreichbar war. Es verfügte über ein einziges breites Fenster, das auf das Farmland wies. Die verwinkelten Wände und die niedrige Decke waren anstelle von Tapeten mit alten Zeitungs- und Magazinseiten bedeckt. Die meisten waren stark vergilbt, und einige hingen lose herab, wo der Kleister sich verflüchtigt hatte. Ein einfaches Bett aus Hickory- und ein teilweise zernarbter Kleiderschrank aus Kiefernholz bildeten das einzige nennenswerte Inventar. Dazu gesellte sich noch ein kleiner, grob gezimmerter Holztisch am Fenster, wo das Morgenlicht hereinfiel. Er war eigentlich ziemlich nichtssagend, doch er weckte Lous Interesse, als wäre er aus reinem Gold und mit Brillanten besetzt.

Denn in dem Holz waren immer noch deutlich und klar die Initialen ihres Vaters zu lesen: *JJC. John Jacob Cardinal.* Das also musste jener Schreibtisch gewesen sein, an dem er einst mit dem Schreiben begonnen hatte. Lou stellte sich ihren Vater vor, wie er als kleiner Junge gewesen sein musste, mit zusammengekniffenen Lippen, konzentriert und präzise arbeitend, als er seine Initialen ins Holz ritzte, damals schon an seine Karriere als Schriftsteller denkend. Als Lou ehrfürchtig die eingeschnitzten Buchstaben berührte, erschien es ihr, als hätte sie ihre Hand auf die ihres Vaters gelegt. Aus irgendeinem Grund spürte Lou, dass ihre Urgroßmutter ihr absichtlich dieses Zimmer zugewiesen hatte.

Ihr Vater hatte sich über sein Leben an diesem Ort nur selten

geäußert. Doch wann immer Lou ihn nach ihrer Namensgeberin gefragt hatte, war John Cardinal gesprächig geworden. »Eine anständigere Frau hat es auf Erden nie gegeben.« Und dann hatte Jack meist etwas von seinem Leben in den Bergen preisgegeben, aber immer nur ein bisschen. Anscheinend behielt er sich die persönlichen Einzelheiten für seine Bücher vor, von denen Lou alle bis auf eines erst lesen durfte, wenn sie erwachsen war. So hatte der Vater ihr gesagt. Und deshalb stand Lou nun mit vielen unbeantworteten Fragen da.

Sie langte in ihren Koffer und holte ein kleines, holzgerahmtes Foto heraus. Das Lächeln ihrer Mutter war offen und strahlend, und obwohl das Bild nur eine Schwarzweiß-Aufnahme war, wirkte der Ausdruck in Amandas bernsteinfarbenen Augen beinahe hypnotisch. Lou hatte diese Farbe immer sehr geliebt, ja manchmal sogar gehofft, das Blau ihrer eigenen Augen wäre eines Morgens verschwunden und von diesem Zusammenspiel aus Braun und Gold ersetzt. Das Foto war an einem Geburtstag ihrer Mutter aufgenommen worden. Lou, noch ein kleines Mädchen, stand vor Amanda; die Mutter hatte beide Arme um sie gelegt. Auf dem Bild schien ihrer beider Lächeln für immer festgehalten zu sein. Lou wünschte sich oft, sich wenigstens ein bisschen an diesen fernen Tag in der Vergangenheit erinnern zu können.

Oz betrat das Zimmer, und Lou legte das Foto in den Koffer zurück. Wie üblich zeigte ihr Bruder einen verängstigten Gesichtsausdruck.

»Kann ich hier bei dir bleiben?«, bat er.

»In meinem Zimmer? Was stimmt denn nicht mit deinem?«

»Es ist direkt neben ihrem.«

»Du meinst neben Louisas?«

Oz bejahte sehr leise, wie jemand, der vor Gericht aussagen

musste. »Ja, und? Was ist denn so schlimm daran?«

»Sie macht mir Angst«, gestand er. »Ehrlich, Lou.«

»Sie hat uns doch bei sich aufgenommen, Oz.«

»Und ich bin richtig froh, dass ihr gekommen seid.« Louisa stand in der Türöffnung und kam herein. »Entschuldigt bitte, ich hatte noch keine Zeit für euch. Ich hab mich erst mal um eure Ma gekümmert.« Sie schaute Lou an. »Und um das, was sie benötigt.«

»Schon in Ordnung«, sagte Oz, während er zu seiner Schwester flitzte. »Du hast meine Schwester wohl ein bisschen erschreckt, aber ihr geht's schon wieder gut.«

Lou studierte das Gesicht der alten Frau, suchte nach Ähnlichkeiten mit ihrem Vater. Sie gelangte zu dem Schluss, dass es keine gab.

»Wir haben sonst niemanden mehr«, sagte Lou.

»Ich bin immer für euch da«, erwiderte Louisa Mae.

Sie trat näher, und Lou entdeckte plötzlich doch noch winzige Details einer Ähnlichkeit mit ihrem Vater. Sie verstand jetzt auch, warum der Mund der Frau so eingefallen war. Sie hatte nur noch wenige Zähne, und die waren allesamt gelb oder sogar schwarz.

»Tut mir leid, dass ich nich' zur Beerdigung kommen konnte. Nachrichten brauchen immer lang bis hier.« Sie senkte kurz den Blick, als wäre sie von irgendetwas tief ergriffen, das Lou aber nicht erkennen konnte. »Du also bist Oz. Und du bist Lou.« Louisa zeigte auf sie beide, als sie ihre Namen nannte.

»Das haben dir wohl die Leute erzählt, die uns zu dir geschickt haben«, sagte Lou.

»Nein, das wusste ich schon lange vorher. Ihr beide könnt Louisa zu mir sagen. Hier gibt's immer 'ne Menge zu tun, jeden Tag. Wir bauen alles an, was wir brauchen. Frühstück

um fünf. Abendessen bei Sonnenuntergang.«

»Um fünf Uhr morgens?«, rief Oz.

»Und was ist mit der Schule?«, fragte Lou.

»Die Schule heißt Big Spruce. Ist nur 'n paar Meilen von hier. Eugene wird euch am ersten Tag im Wagen mitnehmen, danach werdet ihr den Weg wohl auf Schusters Rappen zurücklegen müssen. Oder ihr nehmt die Stute. Die Maultiere kann ich euch nich' geben, die werden tagsüber hier gebraucht. Aber das Pferd wird's wohl auch tun.«

Oz erbleichte. »Wir können doch gar nicht reiten.«

»Ihr werdet's schon lernen. Mit Pferd und Muli kommt man hier oben sowieso am besten voran, wenn man nich' laufen will.«

»Was ist mit dem Wagen?«, fragte Lou.

Louisa schüttelte den Kopf. »Der kostet Geld, das wir ganz bestimmt nich' haben. Eugene weiß, wie er funktioniert, und hat 'n kleinen Schuppen dafür gebaut. Er lässt ihn hin und wieder an, weil man das machen muss, damit er läuft, wenn man ihn wirklich mal braucht, behauptet er jedenfalls. Ich wollt' das verdammt Ding nicht haben, aber William und Jane Giles von unten an der Straße haben's mir damals geschenkt, als sie fortzogen. Kann damit nicht fahrn. Hab auch nicht vor, es noch zu lernen.«

»Ist Big Spruce dieselbe Schule, auf die Pa gegangen ist?«, fragte Lou.

»Ja, aber das Schulgebäude von damals gibt's nicht mehr. Es war so alt wie ich und ist zusammengekracht. Aber ihr habt dieselbe Lehrerin. Veränderungen kommen hier genauso langsam an wie die Nachrichten. Habt ihr Hunger?«

»Wir haben im Zug was gegessen«, sagte Lou, die den Blick nicht vom Gesicht der Frau abwenden konnte.

»Gut. Eure Ma ist auf ihrem Zimmer. Ihr solltet jetzt zu ihr gehn.«

»Ich würde lieber hier bleiben und mich ein bisschen umschauen«, sagte Lou.

Louisa hielt die Tür auf. Ihre Stimme war sanft, aber fest: »Erst gehst du zu deiner Ma.«

Das Zimmer war komfortabel – es hatte gutes Licht, und ein Fenster stand offen. Selbstgenähte Vorhänge, von der Feuchte gekräuselt und von der Sonne gebleicht, wehten leicht in der Brise. Als Lou sich umsah, wurde ihr klar, dass es wahrscheinlich viel Mühe gekostet hatte, diesen Raum in so etwas wie ein Krankenzimmer zu verwandeln. Einige Möbel wirkten frisch poliert, der Boden war geschrubbt, der Geruch von Farbe hing noch in der Luft. In einer Ecke stand ein geschnitzter Schaukelstuhl, auf dem eine dicke Decke lag.

An den Wänden hingen uralte Ferrotypien von Männern, Frauen und Kindern, alle offenbar mit dem Feinsten bekleidet, das sie hatten: gestärkte blütenweiße Hemden und Melonenhüte für die Männer; lange Röcke und Hauben für die Frauen; spitzenbesetzte Halskrausen für die jungen Mädchen; enge Anzüge und geknotete Halstücher für die Jungen. Lou betrachtete sie genauer. Ihre Gesichter offenbarten die gesamte Bandbreite von Sturheit bis Frohsinn. Die Kinder wirkten noch am lebendigsten, die erwachsenen Frauen eher misstrauisch, als glaubten sie, es ginge um ihr Leben und nicht nur um ihre Photographie.

Amanda lag in einem Bett aus gelbem Pappelholz, wo sie von schweren Federkissen gestützt wurde. Eine Patchwork-Steppdecke war über sie gebreitet. Ihre Augen waren wie gewöhnlich geschlossen. Die Matratze war ebenfalls dick mit

Federn gefüllt, unförmig, aber weich und mit gestreiftem Drillisch bezogen. Ein verblichener Läufer lag neben dem Bett, damit bloße Füße nicht als Erstes am frühen Morgen kalten Boden berühren mussten. Den Teppich würde ihre Mutter wohl kaum benötigen, sagte sich Lou. An den Wänden waren Kleiderhaken angebracht, an denen ein paar Sachen hingen. In einer Zimmerecke stand eine alte Anrichte, darauf ein bemalter Porzellankrug und eine ebensolche Schüssel. Lou schlenderte durchs Zimmer, schaute hier etwas, berührte da etwas. Sie bemerkte, dass der Fensterrahmen leicht verzogen und die Glasscheiben stumpf waren, als wäre irgendwie Nebel in das Material eingedrungen.

Oz saß bei seiner Mutter, beugte sich über sie und gab ihr einen Kuss.

»Hallo, Mom.«

»Sie kann dich doch nicht hören«, murmelte Lou vor sich hin, als sie ihre Wanderung durch das Zimmer beendet hatte und aus dem Fenster schaute. Sie roch die Luft, die so rein war, wie das Mädchen es nie zuvor erlebt hatte; die Brise trug ein Gemisch von Düften verschiedener Blumen und Bäume mit sich, den Rauch brennender Holzscheite, den Geruch von langem Viehgras und von großen und kleinen Tieren.

»Es ist sicher ganz nett hier in ...« Oz schaute Lou an.

»Virginia«, half sie aus, ohne sich umzudrehen.

»Virginia«, wiederholte Oz. Er zog die Halskette aus der Hosentasche.

Vom Eingang her beobachtete Louisa die Szene und das Gespräch.

Lou drehte sich um und sah, was Oz vorhatte. »Oz, das mit der blöden Kette funktioniert doch nicht.«

»Warum hast du sie mir dann zurückgeholt?«, fragte er un-

gewohnt gereizt.

Das brachte Lou zum Verstummen; darauf wusste sie nichts zu antworten. Oz wandte sich ab und führte sein Ritual über Amandas Körper fort. Doch bei jeder Pendelbewegung des Quarzkristalls, bei jeder sanft gemurmelten Beschwörungsformel war Lou klar, dass er versuchte, einen Eisberg mit einem Streichholz zum Schmelzen zu bringen; und daran wollte sie nun unter keinen Umständen Anteil haben. Sie drängte sich an ihrer Urgroßmutter vorbei und rannte die Diele hinab.

Louisa trat ins Zimmer und setzte sich neben Oz. »Wofür soll das gut sein, Oz?«, fragte sie ihn und wies auf den Schmuckstein.

Oz nahm die Kette in die hohle Hand und besah sie sich aus der Nähe, wie jemand, der die Uhrzeit wissen will, auf eine Taschenuhr schaute, »n Freund hat es mir erzählt. Es soll Mom helfen. Lou glaubt das aber nicht.« Er hielt kurz inne. »Ich weiß nicht, ob ich 's selber glaube.«

Louisa fuhr ihm mit der Hand durchs Haar. »Manche sagen, wenn man nur glaubt, dass jemand gesund werden kann, ist das schon die halbe Medizin. Ich mein' das auch.«

Glücklicherweise wurde bei Oz die Verzweiflung gewöhnlich rasch von aufkeimender Hoffnung ersetzt. Er nahm die Kette und schob sie unter die Matratze seiner Mutter. »Vielleicht hilft das ja so. Ma wird doch wieder gesund, nicht wahr?«

Louisa schaute zuerst den kleinen Jungen und dann seine still daliegende Mutter an. Sie legte eine Hand auf Oz' Wange – sehr alte Haut berührte sehr junge, und dieses Zusammentreffen schien beiden zu behagen. »Glaub weiter dran, Oz. Hör niemals auf, dran zu glauben.«

KAPITEL 10

Die Küchenschränke bestanden aus abgenutztem Kiefernholz mit zahlreichen Astlöchern, der Fußboden ebenfalls. Die Dielenbretter knarrten leicht, als Oz sie mit einem kurzen Besen kehrte, während Lou Holzscheite in den eisernen Leib des Kochherdes füllte, der eine ganze Wand des Zimmers beanspruchte. Verdämmerndes Sonnenlicht fiel durch das Fenster und drang durch jeden Ritz in der Außenwand, und davon gab es viele. Eine alte Öllampe baumelte an einem Haken; dicke schwarze Eisenkessel hingen an der Wand. In einer anderen Ecke stand ein Vorratsschrank mit gehämmerten Metalltüren; eine Kette getrockneter Zwiebeln lag darauf, und eine gläserne Petroleumkanne stand direkt daneben.

Bei jedem Scheit von Eichen- oder Hickoryholz, den Lou in die Hand nahm, kam es ihr vor, als entdecke sie dabei ein Stück ihres bisherigen Lebens, bevor sie es ins Feuer warf und sich von ihm verabschiedete, wenn die Flammen es verzehrten. Der Raum war düster, und die Gerüche von Feuchtigkeit und brennendem Holz waren gleichermaßen stechend. Lou schaute hinüber zum Kamin. Seine Öffnung war groß, und sie vermutete, dass dort gekocht worden war, bevor Louisa sich den Herd aus dem Sears-Katalog hatte kommen lassen. Die Ziegel reichten bis an die Decke, und Eisennägel waren rundum in den Mörtel getrieben; daran hingen Werkzeuge und Kessel und noch weit seltsamere Gegenstände, die Lou beim besten Willen nicht benennen konnte, die aber alle offensichtlich noch benutzt wurden. In der Mitte der Kaminmauer hing ein langes Gewehr an einem Doppelhaken.

Das Klopfen an der Tür ließ beide zusammenfahren. Wer erwartete schon Besucher so hoch über dem Meeresspiegel? Lou öffnete die Tür, und Diamond Skinner strahlte sie mit seinem umwerfenden Lächeln an. Er hielt ihr ein Bündel Fische hin, als handele es sich bei dem Fang um das Geschmeide toter Könige. Der treue Jeb stand brav neben ihm und rümpfte bei der Witterung des Fischgeruchs die Nase.

Louisa kam von draußen hereingestiefelt. Schweiß schimmerte auf ihrer Stirn, und ihre behandschuhten Hände waren genauso dreckverschmiert wie ihre derben Schuhe. Sie zog die Handschuhe aus und fuhr sich mit einem Tuch aus ihrer Tasche über das verschwitzte Gesicht. Ihr langes Haar war unter einem verknoteten Kopftuch zusammengesteckt, nur einige silberne Strähnen lugten hervor.

»Wunderbar, Diamond, das sind die schönsten Schwarzbarsche, die ich je gesehen hab, mein Sohn.« Sie tättschelte Jeb. »Wie geht's dir, Mr Jeb? Hast du Diamond geholfen, die Fische zu fangen?«

Diamonds Grinsen geriet so breit, dass Lou seine sämtlichen Zähne hätte zählen können. »Ja, Ma'am. Hat Hell No denn nich' gesagt ...?«

Louisa hob den Zeigefinger und verbesserte den Jungen höflich, aber bestimmt: »Eugene!«

Diamond senkte schuldbewusst den Blick. »Ja, Ma'am, tut mir leid. Hat Eugene Ihnen nich' gesagt ...?«

»Dass du das Mittagessen bringst? Hat er. Und weil du es gefangen hast, bleibst du zum Essen. Und lernst Lou und Oz kennen. Ihr werdet sicher gute Freunde.«

»Wir sind uns schon begegnet«, sagte Lou ein wenig steif.

Louisa schaute von Lou zu Diamond und zurück. »Na, das is' ja prima. Diamond und du, ihr seid fast gleichaltrig. Und für

Oz ist es nur gut, dass noch ein anderer Junge hier ist.«

»Aber er hat doch mich!«, platzte Lou heraus.

»Aber ja«, gab Louisa ihr Recht. »Wie ist es, Diamond, bleibst du zum Essen?«

Er bedachte kurz das Angebot. »Ich hab heut nichts mehr vor, tja, also werd ich bleiben.« Diamond schaute Lou an, und dann wischte er sich über das schmutzige Gesicht und versuchte, eine seiner zahlreichen Haarlocken zu glätten. Doch Lou hatte sich schon abgewandt und bekam von seinen Bemühungen nichts mit.

Der Tisch war mit Glastellern und -tassen im Art-déco-Stil gedeckt. Louisa hatte das Geschirr im Lauf der Jahre gesammelt, wie sie den anderen erzählte, indem sie Kupons von Crystal-Winter-Haferflocken eingeschickt hatte. Das Geschirr war grün, rosa, blau, bernsteinfarben und violett. Wie hübsch es auch sein mochte, niemand konzentrierte sich wirklich darauf. Stattdessen schepperten und kratzten Zinkgabeln und Messer, als sie die Speisen zerkleinerten, nachdem Louisa das Tischgebet gesprochen und Lou und Oz sich bekreuzigt hatten, neugierig beobachtet von Diamond und Eugene, die aber beide nichts sagten. Jeb lag in der Ecke und wartete mit erstaunlicher Geduld darauf, dass er etwas abbekam. Eugene saß an einem Ende des Tisches und kaute stoisch vor sich hin. Oz hatte seine Portion so schnell verputzt, dass Lou ernsthaft überlegte, sich zu vergewissern, ob nicht auch noch die Gabel in seinem hungrigen Schlund verschwunden war. Louisa tischte Oz das letzte Stück Bratfisch auf, den Rest Gemüse und ein weiteres Stück von dem in Fett gebackenen Maisfladenbrot, das Lou besser schmeckte als jede Eiskrem.

Ihren eigenen Teller hatte Louisa nicht gefüllt.

»Du isst ja gar keinen Fisch, Louisa«, bemerkte Oz, als er schuldbewusst seinen Nachschlag betrachtete. »Hast du denn keinen Hunger?«

»So 'ne Mahlzeit is' was für kleine Jungs, die noch groß und stark werden müssen. Ich hab schon beim Kochen was gegessen, Schatz. Mach ich immer so.«

Eugene blickte Louisa bei diesen Worten fragend an, wandte sich aber wieder dem Essen zu.

Diamonds Blick wanderte zwischen Lou und Oz hin und her. Er schien erpicht darauf, neue Freunde zu gewinnen, ohne genau zu wissen, wie er das anstellen sollte.

»Kannst du mir ein paar Stellen zeigen, an denen mein Dad gewesen ist?«, fragte Lou ihre Urgroßmutter. »Alles, was er gern gehabt hat? Weißt du, ich schreibe nämlich auch.«

»Ich weiß«, sagte sie, und Lou schaute sie überrascht an. Louisa setzte ihren Becher Wasser ab und sah Lou eindringlich ins Gesicht. »Dein Pa, der hat gern über das Land hier geschrieben. Aber bevor er das konnte, hat er erst mal was sehr Kluges getan.« Sie machte eine kurze Pause, während Lou sich den Kopf darüber zerbrach, was Louisa meinte.

»Was denn?«, fragte das Mädchen schließlich.

»Er lernte, Land und Boden zu verstehn.«

»Das Land und ... den Boden?«

»Er enthält viele Geheimnisse, und nicht nur gute. Hier oben gibt es Dinge, die einem sehr wehtun können, wenn man nicht aufpasst. Das Wetter ist so unberechenbar, dass es dir das Herz bricht – und das Genick. Das Land hilft keinem, der sich nich' bemüht, es zu verstehn.« Bei diesen Worten richtete sie den Blick auf Eugene. »Bei Gott, Eugene könnte Hilfe brauchen. Wenn er nicht so schuften würd, wär diese Farm nich' mehr zu halten.«

Eugene aß ein Stückchen Fisch und spülte es mit einem Schluck Wasser hinunter, das er gerade aus einem Krug in sein Glas gefüllt hatte. Sein Mund verzog sich ein wenig, als Lou ihn anschaute. Sie wertete es als Lächeln.

»Jedenfalls ist es ein Segen, dass ihr zwei gekommen seid«, fuhr Louisa fort. »Einige Leute meinen vielleicht, ich würd nur euch damit helfen, aber das stimmt nich'. Ihr beide helft mir viel mehr als ich euch. Dafür bin ich euch dankbar.«

»Schon gut«, sagte Oz galant. »Freut uns, mit anpacken zu dürfen.«

»Du hast etwas von Hausarbeiten gesagt«, meinte Lou.

Louisa schaute Eugene an. »Es ist besser, dass ich 's euch zeige, statt es zu erklären. Morgen fangen wir an.«

Diamond konnte sich nicht mehr zurückhalten. »Johnny Bookers Pa sagt, ein paar Leute hätten sich bei ihm umgeschaut.«

»Was für Leute?«, fragte Louisa mit einer Spur Schärfe in der Stimme.

»Keine Ahnung. Aber sie stellen Fragen über die Kohlebergwerke.«

»Halt die Ohren offen, Diamond.« Louisa blickte Lou und Oz an. »Und ihr auch. Gott hat uns dieses Stück Boden gegeben, und er wird uns zu sich holen, wenn er es für richtig hält. Bis dahin muss die Familie für sich selber sorgen.«

Oz lächelte und beteuerte, er würde seine Ohren so offen halten, dass Dreck reinkäme. Alle außer Lou lachten darüber. Das Mädchen schaute bloß Louisa an und schwieg.

Der Tisch war abgeräumt, und Louisa wusch das Geschirr, während Lou die Handpumpe der Spüle bediente, so wie die alte Frau es ihr beigebracht hatte, auch wenn dabei nur ein sehr

dünner Wasserstrahl kam. Im Haus gab es keine sanitären Einrichtungen, hatte Louisa den Kindern erklärt, und ihnen die Außenanlagen sowie die kleinen Rollen Klopapier gezeigt, die in der Vorratskammer gestapelt waren. Nach Einbruch der Dunkelheit benötigte man eine Laterne, wenn man das Klo aufsuchen musste, und Louisa hatte Lou vorgeführt, wie man eine Laterne zum Brennen brachte. Außerdem gab es für jeden einen Nachttopf unter dem Bett, falls der Ruf der Natur einmal so dringlich sein würde, dass man es nicht mehr bis nach draußen schaffte. Louisa stellte sofort und kategorisch klar, dass die Reinigung des Nachttopfes seinem Benutzer vorbehalten blieb. Lou fragte sich, wie ängstlich ihr Bruder diese Anweisung aufnehmen würde, denn Oz war einsame Spitze, wenn es darum ging, mitten in der Nacht auf die Toilette zu gehen. Sie stellte sich vor, wie viele Abende sie draußen vor dem Klo verbringen würde, wenn Oz sein Geschäft verrichtete, und allein schon der Gedanke weckte Müdigkeit.

Direkt nach dem Essen waren Oz und Diamond zusammen mit Jeb draußen verschwunden. Lou beobachtete, wie Eugene das Gewehr aus der Halterung am Kamin nahm. Er lud die Waffe und verließ schweigend das Haus.

»Was hat er mit dem Gewehr vor?«, fragte Lou.

Louisa schrubbte die Teller kraftvoll mit einem gehärteten Maiskolben. »Er sieht nach dem Vieh. Wir müssen auf die Kühe und Schweine Acht geben. Old Mo treibt sich wieder rum.«

»Old Mo?«

»Ein Berglöwe. Old Mo ist ungefähr so alt wie ich, aber diese verdammte Katze ist noch immer 'ne echte Plage. Nicht unbedingt für Menschen, auch nicht für die Stute und die Maultiere, Hit und Sam. Leg dich nie mit Mulis an, Lou. Das

sind die härtesten Viecher, die Gott je geschaffen hat. Diese verdammten Biester nehmen dir einfach alles übel, bis zum Jüngsten Tag. Die vergessen niemals 'n Peitschenhieb oder 'n Tritt mit den Sporen. Manche behaupten, Maultiere wären fast so klug wie Menschen. Vielleicht sind sie deshalb so böse.« Sie lächelte kurz. »Aber Old Mo hat's auf Schafe, Schweine und Kühe abgesehn. Also müssen wir die beschützen. Es reicht, wenn Eugene nur mal mit dem Gewehr schießt, dann haut Mo schon ab.«

»Diamond erzählte mir, dass Eugene von seinem Vater hier ausgesetzt und zurückgelassen wurde.«

Louisa blickte sie streng an. »Alles Lüge! Tom Randall war ein guter Mann.«

»Was ist denn aus ihm geworden?«, bohrte Lou weiter, als Louisa keine Anstalten machte, weiter zu erzählen.

Louisa spülte erst noch einen Teller ab und stellte ihn zum Trocknen hin. »Eugenies Mutter ist jung gestorben. Tom hat das Baby hier bei seiner Schwester gelassen und ist rüber nach Bristol, Tennessee, gegangen, um Arbeit zu finden. Er war hier oben Bergmann gewesen, aber es kamen damals 'ne Menge Leute, die unter Tage arbeiten wollten, und die Neger werden immer als Erste entlassen. Und bevor Tom Eugene zu sich holen konnte, kam er bei 'nem Unfall ums Leben. Als Eugenes Tante dann auch noch starb, hab ich ihn halt genommen. Alles andere, was erzählt wird, das sind nur Lügen von Leuten, die Hass in ihrem Herzen haben.«

»Weiß Eugene das?«

»Natürlich! Ich hab's ihm selbst erzählt, als er alt genug war.«

»Warum sagst du dann nicht auch den Leuten die Wahrheit?«

»Die Leute hören nichts, was sie nicht hören wollen, egal,

wie sehr du 's versuchst.« Sie schaute Lou kurz an. »Kannst du das verstehn?«

Lou nickte, doch in Wahrheit war sie nicht ganz überzeugt, dass sie es verstand.

KAPITEL 11

Als Lou nach draußen ging, sah sie Diamond und Oz am Zaun der Koppel stehen, auf der das Pferd graste. Als Diamond Lou entdeckte, nahm er ein Zigarettenpapier und ein Häufchen Tabak aus der Tasche, rollte sich eine Zigarette, riss am Zaun ein Streichholz an und entzündete die Selbstgedrehte.

Oz und Lou starrten verblüfft. »Du bist zu jung für so was!«, rief Lou.

Diamond wischte ihren Protest mit einer Handbewegung fort und zauberte ein freundliches Lächeln auf sein Gesicht. »Pah, ich bin groß genug, 'n Mann is' 'n Mann.«

»Aber du bist nicht viel älter als ich, Diamond.«

»Das is' hier oben ziemlich egal.«

»Wo wohnst du eigentlich mit deiner Familie?«, fragte Lou.

»Unten an der Straße, 'n Stück weit weg.«

Diamond zog einen Baseball aus der Tasche und warf ihn. Jeb rannte hinterher und brachte ihn zurück.

»Ein Mann hat mir den Ball geschenkt, weil ich ihm die Zukunft vorhergesagt hab.«

»Und was hast du ihm gesagt?«, fragte Lou.

»Dass er 'nem Burschen namens Diamond seinen alten Ball schenken würde.«

»Es ist schon spät«, sagte Lou. »Machen deine Eltern sich keine Sorgen?«

Diamond stippte die Selbstgedrehte an seinem Overall aus und klemmte sich die Kippe hinters Ohr, während er erneut den Ball warf. »Nee, kein bisschen. Wie ich schon sagte, bin groß genug. Muss nix tun, was ich nich' tun will.«

Lou zeigte auf etwas, das an seinem Overall herabhing. »Was ist das da?«

Diamond schaute verlegen und grinste. »Die linke Hinterpfote von 'nem Friedhofskaninchen. Außer 'nem Kalbsherz der beste Glücksbringer überhaupt. Schitte, bringen sie euch in der Stadt eigentlich gar nix bei?«

»Ein Friedhofskaninchen?«, fragte Oz.

»Jawoll, Sir! Gefangen und abgemurkst in schwärzester Nacht aufm Friedhof.« Er nahm die Pfote von dem Bändchen und gab sie Oz. »Hier, Sohn, ich kann mir jederzeit 'ne neue holen, wenn ich will.«

Oz hielt die Pfote ehrfürchtig vor sich. »O Mann! Danke, Diamond.«

Oz beobachtete, wie Jeb hinter dem Ball herflitzte. »Jeb ist bestimmt ein guter Hund. Holt den Ball jedes Mal wieder.«

Als Jeb den Ball erneut brachte und Diamond vor die Füße legte, nahm der ihn und warf ihn zu Oz hinüber. »Wahrscheinlich gibt's bei euch in der Stadt nicht so viel Platz zum Werfen, aber probier's einfach mal, Junge.«

Oz blickte verzückt auf den Ball, als hätte er noch nie einen in den Händen gehalten. Dann blickte er zu Lou.

»Nun mach schon, Oz!«, sagte sie. »Du kannst es!«

Oz wirbelte herum und warf; sein Arm schnellte wie eine Peitschenschnur nach vorn, und der Ball flog aus seiner Hand wie ein flügge gewordener Vogel, stieg höher und höher. Jeb raste hinterher, aber der Hund erreichte die Aufschlagstelle nicht rechtzeitig. Ein maßlos verblüffter Oz begriff nicht, was er gerade getan hatte. Lou war ebenfalls baff.

Die Zigarette fiel vom Ohr des verdutzten Diamond. »Verdammich, wo hast du denn den Abschlag gelernt?«

Doch Oz konnte darauf nur mit dem unsicheren Lächeln

eines Jungen antworten, der gerade erst begriffen hatte, dass er vielleicht mit einer außergewöhnlichen sportlichen Fähigkeit gesegnet war. Wortlos drehte er sich um und machte sich selbst auf die Suche nach dem Ball.

Lou und Diamond hatte es fürs Erste die Sprache verschlagen, und plötzlich kam der Ball zurückgeflogen. In der einbrechenden Dämmerung konnten sie Oz schon nicht mehr erkennen, aber sie hörten ihn und Jeb angerannt kommen, ein lustig anzusehendes Konglomerat aus sechs rasenden Beinen.

»Was gibt es denn hier oben eigentlich sonst noch Aufregendes, Diamond?«, fragte Lou.

»Ich angel meistens. Hey, sag mal, hast du schon mal in 'ner Kiesgrube geschwommen?«

»In New York City gibt es keine Kiesgruben. Sonst noch was?«

»Na ja ...« Er legte eine dramatische Pause ein. »Da gibt's natürlich noch den verwunschenen Brunnen.«

»Einen Wunschbrunnen?«, rief Oz atemlos, der gerade mit Jeb im Schlepptau eingetroffen war.

»Wo denn?«, fragte Lou.

»Na, dann kommt mal mit.«

Captain Diamond und seine Infanterie überquerten die Baumgrenze und gelangten auf freies Gelände, ein Feld mit langem Gras, so ordentlich und gleichmäßig wie eine frisch gekämmte Frisur. Der Wind war kalt, aber sie waren viel zu aufgereggt, um sich von dieser kleinen Unbill behelligen zu lassen.

»Wo ist er?«, fragte Lou, die neben Diamond herlief.

»Psst! Wenn wir näher kommen, müssen wir ganz leise sein. Da spukt's nämlich.«

Sie gingen weiter. Plötzlich rief Diamond: »Sofort runter

auf'n Boden!«

Sie ließen sich gleichzeitig fallen, als wären sie alle mit ein und demselben Seil zusammengebunden.

Oz flüsterte mit zitternder Stimme: »Was ist denn los, Diamond?«

Diamond unterdrückte ein Grinsen. »Dachte, ich hätt was gehört. Man kann ja nicht vorsichtig genug sein, besonders, wenn's spukt.« Sie standen wieder auf.

»Was macht ihr denn hier?«

Der Mann war hinter einer Schonung von Hickorybäumen hervorgetreten, eine Flinte in der rechten Hand. Im Mondlicht vermeinte Lou das Glühen teuflischer Augen zu erkennen, die sie mit totem Blick musterten. Die drei standen erstarrt da, als der Mann näher trat. Und jetzt erkannte Lou ihn auch. Es war der Verrückte auf dem Traktor, der sie beinahe in den Abgrund gestoßen hatte. Er baute sich vor den Kindern auf und spuckte einen ekligen Strahl Kautabak aus, der unmittelbar vor ihren Füßen auf die Erde platschte.

»Ihr habt hier nix zu suchen«, sagte der Mann, hob die Waffe und legte den Lauf auf seinen linken Unterarm, sodass die Mündung auf die Kinder wies. Der Zeigefinger lag am Abzug.

Diamond trat vor. »Wir ha'm nichts getan, George Davis, sind bloß rumgelaufen, und dagegen gibt's wohl kein Gesetz, was?«

»Halt dein Maul, Diamond Skinner, bevor ich 's dir einschlage.« Der Mann starrte den angstschlotternden Oz an, der zurückwich und sich an den Arm seiner Schwester klammerte.

»Ihr seid die Gäste von Louisa, was? Die mit der kranken Ma, stimmt's?« Wieder spuckte er ihnen vor die Füße.

»Sie ha'm nix mit denen zu schaffen«, sagte Diamond. »Lass sie in Ruhe, Mann.«

Davis bewegte sich unbeeindruckt auf Oz zu. »Hier oben gibt's 'nen Berglöwen, Junge«, flüsterte er mit höhnischem Beiklang. Und gleich darauf brüllte er: »Soll er dich fressen?« Gleichzeitig tat er so, als wolle er sich auf Oz stürzen, der sich sofort fallen ließ und ins hohe Gras kauerte. Davis feixte böse über den verängstigten Jungen.

Lou stellte sich zwischen den Mann und ihren Bruder. »Lassen Sie uns in Frieden!«

»Gottverfluchte Göre«, sagte Davis, »willst du 'nem erwachsenen Mann vorschreiben, was er tun und lassen soll?« Er blickte Diamond an. »Du bist auf meinem Land, Junge!«

»Das is' nich' Ihr Land!«, sagte Diamond und ballte die Hände zu Fäusten. Sein besorgter Blick blieb auf das Gewehr gerichtet. »Das Land gehört keinem!«

»Willste damit sagen, ich bin 'n Lügner?« Davis' Stimme war scharf und drohend.

In diesem Augenblick erklang der Schrei. Er wurde schriller und schriller, bis Lou glaubte, er würde die Bäume entwurzeln oder Lawinen am Berg auslösen. Und warum auch nicht? Mit ein wenig Glück würden die Felsmassen ihren Widersacher unter sich begraben. Jeb kam knurrend angesprungen; ihm sträubte sich das Fell. Davis blickte erschrocken zu den Bäumen hinüber.

»Sie ha'm doch 'n Gewehr«, sagte Diamond. »Dann holen Sie sich Ihre alte Bergkatze! Oder ha'm Sie Schiss?«

Davis' Blick bohrte sich regelrecht in den Jungen; dann aber ertönte der Schrei erneut und traf sie bis ins Mark, und Davis trabte im Laufschritt zu den Bäumen.

»Worauf wartet ihr?«, rief Diamond, und sie liefen, so schnell sie konnten, zwischen den Bäumen hindurch und über offenes Feld. Eulen verspotteten sie mit ihrem unheimlichen

Ruf, und eine Virginische Wachtel wachtelte sie an. Unheimliche Dinge, die sie nicht erkennen konnten, flitzten die Eichenstämme hinauf und hinunter oder huschten vor ihnen her, doch keines konnte sie auch nur annähernd so in Furcht versetzen, wie es George Davis mit seiner Flinte geschafft hatte. Lou wirkte wie ein verwischter Fleck in der Dunkelheit und lief sogar schneller als Diamond. Doch als Oz stolperte und fiel, machte sie kehrt und half ihm wieder auf die Beine.

Schließlich hielten sie an, kauerten sich keuchend und außer Atem ins hohe Gras und lauschten gebannt nach einem durchgedrehten Davis oder einer sich nähernden Wildkatze.

»Was ist das für ein schrecklicher Mann?«, fragte Lou.

Diamond schaute sich vorsichtig um, bevor er antwortete. »George Davis. Ihm gehört die Farm neben der von Miss Louisa. 'n harter Knochen. Ein übler Kerl! Ist als Baby aufn Kopf gefallen, oder ein Muli hat ihn getreten, was weiß ich. Er hat hier oben in irgend 'ner Senke 'ne Kornbrennerei. Deswegen mag er 's nich', wenn sich hier einer rumtreibt. Wünschte, jemand würd ihn endlich abknallen.«

Kurz darauf erreichten sie eine weitere kleine Lichtung. Diamond hielt eine Hand hoch, und alle blieben stehen. Dann zeigte er so stolz nach oben, als hätte er soeben Noahs Arche entdeckt, die auf einem schlichten Berggipfel Virginias gestrandet war.

»Da ist es!«

Der Brunnen bestand aus moosverkrustetem Bruchstein und war teils schon zerbröckelt; dennoch besaß er tatsächlich etwas Gespenstisches. Die drei schlichen darauf zu; Jeb sicherte ihren Marsch nach hinten, während er im hohen Gras kleinere Tiere jagte.

Sie spähten über den Rand der Brunnenöffnung. Schwarz

und bodenlos erschien sie ihnen, als könnten sie durch den Brunnen hindurch auf die andere Seite der Welt blicken. Und als könnten alle möglichen Dinge, die im Brunnenschacht lauerten, ihrerseits zurückstarren.

»Wie kommst du darauf, dass er verzaubert ist?«, fragte Oz atemlos.

Diamond ließ sich neben dem Brunnen ins Gras fallen. Lou und Oz folgten seinem Beispiel.

»Vor ungefähr tausend Millionen Jahren«, begann Diamond mit dumpfer, spannungsgeladener Stimme, die Oz' Augen gleichzeitig größer werden und blinzeln ließ, bis ihm die Tränen kamen, »lebten hier oben 'n Mann und 'ne Frau. Die beiden warn verliebt, is' ja klar, und wollten natürlich heiraten. Aber die Familien von den beiden konnten sich nicht ausstehen und wollten nix von Hochzeit wissen. No, Sir! Also wollten die beiden durchbrennen. Aber irgendwas ging schief, und der Kerl dachte, die Frau hätt sich umgebracht. Der war so was von fertig, dass er hierher kam und in den Brunnen sprang. Und der is' ganz schön tief, ihr habt's ja gesehen. Tja, der Kerl ertrank. Inzwischen hatte sein Mädchen rausgefunden, was mit ihm passiert war. Sie kam auch hierher und sprang hinterher. Sind nie wieder aufgetaucht, die beiden. Blieben wie vom Erdboden verschluckt. Nicht 'n Fitzel davon übrig.«

Lou zeigte sich völlig unbeeindruckt von diesem traurig-schönen Märchen. »Klingt ganz so wie Romeo und Julia.«

Diamond schaute verwirrt. »Verwandte von dir?«

»Du hast dir das bloß zusammengesponnen«, sagte sie.

Um sie herum erklangen ganz eigentümliche Geräusche, wie Millionen dünner Stimmchen, die alle versuchten, durcheinander zu quasseln, so als hätten Ameisen plötzlich Kehlköpfe bekommen.

»Was ist das?«, fragte Oz und klammerte sich an Lou.

»Hätt'st besser nicht an meinen Worten gezweifelt, Lou«, zischte Diamond. Sein Gesicht hatte eine fahle Färbung angenommen. »Du hast die Geister verärgert.«

»Stimmt, Lou«, krähte ihr kleiner Bruder, der überall nach Dämonen der Hölle Ausschau hielt. »Man soll Geister nicht wütend machen.«

Die Geräusche erstarben langsam wieder, und Diamond, dessen Selbstsicherheit zurückgekehrt war, blickte Lou triumphierend an. »Hey, ist doch klar, dass das 'n Zauberbrunnen ist. Sieht doch jeder Blödhammel. Oder siehste hier 'n Haus weit und breit? Nee, und ich sag dir, warum. Der Brunnen ist früher mal direkt aus der Erde rausgewachsen, darum. Und er ist nicht bloß 'n verwunschener Brunnen, er is' auch, wie ihr 's nennen würdet, ein ... ein Wunschbrunnen!«

»Ein Wunschbrunnen?«, fragte Oz. »Wie meinst du das?«

»Der Mann und die Frau sind zwar nicht zusammengekommen, aber die sind immer noch verliebt. Tja, Menschen sterben eben, aber die Liebe nie. Das hat den Brunnen verzaubert. Seitdem kommt jeder hierher, der 'nen Wunsch hat. Er wünscht sich was, und es passiert. Immer. Ob 's regnet oder schneit.«

Oz' Hand verkrallte sich in Lous Hemdärmel. »Jeder Wunsch? Bestimmt?«

»Ja. Allerdings gibt's 'nen kleinen Haken.«

»Hab ich 's mir doch gedacht«, sagte Lou. »Und welchen?«

»Na, weil diese Leute hier gestorben sind und dadurch den Brunnen verzaubert haben, muss jeder, der sich was wünscht, auch irgendwas opfern.«

»Was denn opfern?«, fragte Oz, der so außer sich geraten war, dass er wie eine Seifenblase über dem üppigen Gras zu

schweben schien.

Diamond hob theatralisch die Arme in den düsteren Himmel.
»Für den, der sich was wünscht, muss es das Wichtigste auf der ganzen verdammteten Welt sein!«

Lou war überrascht, dass Diamond nicht auch noch eine Verbeugung vor seinem Publikum machte. Als Oz sie am Ärmel zupfte, wusste sie, was jetzt unweigerlich kommen musste.

»Lou, vielleicht können wir ja ...«

»Nein!«, sagte sie scharf. »Oz, du musst endlich begreifen, dass das Pendeln mit Ketten, dieser Wunschbrunnen und das alles nicht funktioniert. Nie!«

»Aber Lou ...«

Das Mädchen erhob sich und schüttelte die Hand ihres Bruders ab. »Jetzt sei nicht blöd, Oz. Am Ende heulst du wieder.«

Lou rannte los. Nach kurzem Zögern folgte Oz ihr.

Diamond blieb mit der unbestimmten Ahnung zurück, irgendwas falsch gemacht und wohl doch keinen Sieg errungen zu haben. Die Enttäuschung stand ihm ins Gesicht geschrieben. Er schaute sich um und pfiff, und Jeb trottete zu ihm. »Gehn wir heim, Jeb«, sagte er leise.

Die beiden liefen in die andere Richtung und entfernten sich von Lou und Oz, während die Berge ringsum sich zum Schaffen bereitmachten.

KAPITEL 12

Draußen war es noch stockfinster, als Lou das Knarren der Dielen auf der Treppe hörte. Die Tür öffnete sich, und Lou setzte sich im Bett auf. Der Schein einer Laterne fiel in den Raum, gefolgt von Louisa, die bereits angezogen war. Im Lichtschein sah sie mit ihrer Flut silbernen Haares für die schlaftrunkene Lou wie eine Himmelsbotin aus. Die Luft im Zimmer war beißend kalt; Lou glaubte, ihren Atem sehen zu können.

»Ich dachte, ich lass Oz und dich länger schlafen«, sagte Louisa leise, während sie näher kam und sich zu Lou auf die Bettkante setzte.

Lou unterdrückte ein Gähnen und schaute durch das Fenster in die pechschwarze Nacht. »Wie spät ist es?«

»Kurz vor fünf.«

»Fünf?« Lou ließ sich auf das Kissen zurückfallen und zog die Decke über den Kopf.

Louisa lächelte. »Eugene melkt schon die Kühe. Wär schön, wenn ihr das auch lernt.«

»Kann ich das nicht später lernen?«, fragte Lou unter der Bettdecke.

»Kühe warten aber nich', bis wir wach sind«, sagte Louisa. »Sie muhen, bis das Euter leer ist. Oz ist schon angezogen«, fügte sie hinzu.

Lou fuhr wieder hoch. »Was? Ma hat ihn nie vor acht aus den Federn gekriegt, und selbst das war immer ein Kampf.«

»Jetzt sitzt er jedenfalls unten vor einer Schüssel Sirup und Maisbrot und 'nem Glas frischer Milch. Wär schön, wenn du

auch kämst.«

Lou warf die Decke zurück und trat auf den bitterkalten Fußboden, der einen Schauer direkt in ihr Hirn zu senden schien. Sie konnte jetzt wirklich ihren Atem sehen. »Gib mir fünf Minuten«, sagte sie tapfer.

Louisa bemerkte die offensichtliche körperliche Pein des Mädchens. »Hatten noch mal Frost die Nacht«, sagte sie. »Hier oben bleibt's länger kalt. Das geht wie 'n kleines Messer in die Knochen. Es wird aber bald wärmer, und wenn dann wieder der Winter kommt, können du und Oz nach vorn raus schlafen, direkt neben dem Kamin. Wenn er voll Kohle ist, hält er die ganze Nacht warm. Wir werden's euch hier schon gemütlich machen.« Sie hielt inne und schaute sich im Zimmer um. »Wir können euch beiden hier nicht bieten, was ihr in der Stadt hattet, aber wir tun unser Bestes.« Sie stand auf und ging zur Tür. »Ich hab schon heißes Wasser in die Waschschüssel gefüllt, damit du dich waschen kannst.«

»Louisa?«

Sie drehte sich noch mal um. Der Bogen des Laternenlichts warf ihren Schatten an die Wand und vergrößerte ihn dann. »Ja, Schatz?«

»Das war das Zimmer meines Vaters, nicht wahr?«

Louisa schaute sich erneut um; dann kam sie zu dem Mädchen – und auf die Frage – zurück. »Vom vierten Lebensjahr an, bis er fortging. Seitdem hat keiner mehr hier drin gewohnt.«

Lou wies auf die von Zeitungen bedeckten Wände. »Hat Dad das alles gemacht?«

Louisa nickte. »Er ist zehn Meilen gelaufen, nur um 'n Buch oder 'ne Zeitung zu bekommen. Hat das alles Dutzende Male gelesen, dann die Zeitungen hier aufgeklebt und sie immer

wieder gelesen. Hab nie im Leben so 'nen seltsamen Jungen gesehn.« Sie schaute Lou an. »Wette, du kommst ganz nach ihm.«

»Ich wollte dir eigentlich noch danken, dass du Oz und mich aufgenommen hast.«

Louisa drehte sich zur Tür um. »Dieser Ort wird auch für eure Mutter gut sein. Wir alle sorgen dafür, dass es ihr besser geht.«

Lou blickte betreten weg, fummelte an ihrem Nachthemd. »Ich bin sofort unten«, sagte sie abrupt.

Louisa nahm diese Veränderung im Verhalten des Mädchens kommentarlos hin und schloss leise die Tür hinter sich.

Unten verschlang Oz soeben den letzten Happen seines Frühstücks, als Lou erschien, genau wie er mit einem verwaschenen Overall, einem alten Hemd und Schnürstiefeln bekleidet, die Louisa für sie bereitgelegt hatte. Eine Laterne hing an einem Wandhaken und spendete zusammen mit dem Kohlenfeuer das einzige Licht im Zimmer. Lou schaute auf die Pendüle auf dem Kaminsims, ein fast zwei mal zwei Meter großes Gebilde aus polierter Eiche. Es war tatsächlich erst kurz nach fünf. Wer hätte gedacht, dass Kühe so früh aufstehen, ging es dem Mädchen durch den Kopf.

»Hallo, Lou«, sagte Oz. »Du musst unbedingt die Milch probieren. Schmeckt toll.«

Louisa schaute Lou an und lächelte. »Die Sachen passen euch ja richtig gut. Mein Gebet scheint erhört worden zu sein. Falls die Stiefel zu groß sind, stopfen wir sie mit 'n paar Lumpen aus.«

»Ach, das geht schon«, sagte Lou, obwohl die Stiefel eher etwas zu klein ausgefallen waren und hier und da drückten.

Louisa kam mit einem Eimer und einem Glas. Sie stellte das Glas auf den Tisch, spannte ein Tuch darüber und goss aus dem Eimer die Milch hinein. Schaumbläschen bildeten sich auf dem Stoff. »Willst du Sirup auf dein Maisbrot?«, fragte sie. »Dann schmeckt es richtig gut. Und du kriegst was auf die Rippen.«

»Schmeckt echt lecker«, murmelte Oz, der den letzten Bissen seiner Mahlzeit mit einem Schluck Milch herunterspülte.

Lou betrachtete fasziniert ihr Glas. »Wozu ist das Tuch da?«

»Filtert alles aus der Milch, was du nicht brauchst«, erklärte Louisa.

»Ist die Milch etwa nicht pasteurisiert?« Lou sagte es dermaßen angewidert, dass Oz sein leeres Glas anstarre und aussah, als würde er jeden Moment tot vom Stuhl kippen.

»Was denn für 'ne Paste?«, fragte er ängstlich. »Kann ich jetzt irgendwas kriegen?«

»Quatsch. Die Milch ist gut«, sagte Louisa in ruhigem Tonfall. »Ich hab sie mein Leben lang so getrunken. Und euer Pa auch.«

Bei diesen Worten lehnte ein erleichterter Oz sich zurück und wagte wieder zu atmen. Lou roch an ihrer Milch, nippte ein paar Mal vorsichtig daran und trank schließlich einen größeren Schluck.

»Ich hab doch gesagt, die ist lecker«, meinte Oz. »Wenn man diese Paste rausmacht, schmeckt sie viel schlechter.«

Lou seufzte. »Ach, Oz. Pasteurisieren ist nach Louis Pasteur benannt, einem Wissenschaftler, der ein Verfahren entwickelt hat, das Bakterien abtötet. Danach kann man die Milch dann ungefährdet trinken.«

»Der war bestimmt 'n gescheiter Mann«, sagte Louisa, als sie einen Korb Maisbrot und Sirup vor Lou hinstellte. »Aber wir hier kochen das Tuch einfach aus, das hat sich immer be-

währt.« Ihr Tonfall bewog Lou, das Thema fallen zu lassen.

Lou aß eine Gabel voll sirupbestrichenem Maisbrot. Ihre Augen weiteten sich bei dem köstlichen Geschmack. »Wo kann man das denn kaufen?«, fragte sie Louisa.

»Kaufen? Was denn?«

»Na, das Brot und den Sirup. Das schmeckt wirklich gut!«

»Hab's dir ja gesagt«, krähte Oz wieder selbstgefällig dazwischen.

»Wir kaufen das nicht, Schatz«, sagte Louisa. »Wir machen das selbst.«

»Und wie?«

»Ich zeig es euch, ja? Das ist besser, als es groß zu erklären. Und am besten lernt man 's, wenn man 's selbst tut. Und jetzt beeil dich, dann mach ich euch mit einer Kuh namens Bran bekannt. Die alte Bran hat Schwierigkeiten, und ihr könnt Eugene helfen, sie in Ordnung zu bringen.«

Bei diesen spannenden Aussichten beendete Lou rasch ihr Frühstück, und sie und Oz flitzten zur Tür.

»Wartet, Kinder«, sagte Louisa. »Das Geschirr kommt in den Bottich hier. Und die hier werden wir brauchen.« Sie hob eine weitere Laterne auf und zündete sie an. Der Geruch brennenden Petroleums erfüllte das Zimmer.

»Sag mal, hat das Haus wirklich keinen Strom?«, fragte Lou.

»Ich kenn ein paar Leute unten in Tremont, die so was haben. Fällt aber manchmal aus, der Strom, und dann wissen sie nicht mehr, was sie anfangen sollen. Als hätten sie vergessen, wie man 'ne Laterne anmacht. Drückt mir einfach 'ne gute Laterne in die Hand, und ich komm schon klar.«

Oz und Lou stellten ihr Geschirr weg.

»Wenn ihr in der Scheune fertig seid, zeig ich euch das Brunnenhaus, wo wir unser Wasser herkriegen. Wir ziehn es

zweimal täglich hoch. Das wird eine eurer Aufgaben sein.«

Lou schaute verwirrt drein. »Aber du hast doch eine Pumpe.«

»Die ist nur für das Geschirr und so. Wir brauchen Wasser aber noch für viele andere Dinge. Für die Tiere, zum Waschen, fürs Schärfen, fürs Baden ... Die Pumpe hat nicht genug Druck für so viel Wasser. Braucht fast 'n ganzen Tag, um 'nen großen Eimer zu füllen.« Sie lächelte. »Manchmal scheinen wir den ganzen Tag Holz zu schleppen und Wasser zu schöpfen. Bis zu meinem zehnten Lebensjahr dachte ich, mein Name wär ›hol ma'‹.«

Sie wollten gerade das Haus verlassen – Lou mit der Laterne in der Hand –, als das Mädchen noch einmal stehen blieb. »Äh ... wo ist denn überhaupt der Kuhstall?«

»Wie wär's, wenn ich ihn euch *zeige*?«

Die Morgenluft war bitterkalt. Lou war dankbar für das dicke Hemd, steckte aber trotzdem die bloßen Hände unter die Achseln. Louisa ging mit ihrer Laterne vornweg, am Hühnerstall und den Koppeln vorbei, über weitere Gehege und schließlich zur Scheune, einem großen Holzgebäude in Form eines A mit riesigem Doppeltor. Die Torflügel standen offen, und drinnen brannte ein einsames Licht. Aus der Scheune hörte Lou das Schnaufen und Blöken der Tiere sowie das Scharren vieler Hufe auf dem Boden. Aus dem Hühnerstall hinter ihnen war das unruhige Schlagen von Flügeln zu vernehmen. Der Himmel schien seltsamerweise an einigen Stellen dunkler zu sein als an anderen, und nur langsam erkannte Lou, dass die schwarzen Flecken nichts anderes waren als die Berge.

Einen frühen Morgen wie diesen hatte sie noch nie erlebt. Keine Straßenbeleuchtung, kein Licht von Gebäuden oder gar Autos, keinerlei Beleuchtung überhaupt durch Gas oder Elektrizität. Die einzigen Lichter waren die Sterne über ihnen, die

Petroleumlampe in Louisas Hand und dann noch die, die Eugene vermutlich in der Scheune benutzte. Die Dunkelheit selbst ließ Lou jedoch nicht frösteln. Sie fühlte sich im Gegen- teil merkwürdig geborgen, während sie der schmalen Gestalt ihrer Urgroßmutter folgte. Oz hielt sich dicht neben ihr, und Lou merkte, dass es dem Jungen nicht annähernd so gut ging wie ihr. Sie wusste, dass Oz' Fantasie, wenn er erst Zeit genug zum Nachdenken gehabt hatte, ihm unaussprechliche Schrecken über alles und jedes vorgaukeln konnte.

Die Scheune roch nach gestapeltem Heu, feuchter Erde, großen Tieren und ihrem warmen Dung. Der Boden war dicht mit Stroh bedeckt. An den Wänden hingen Zaumzeuge und Geschirre, einige davon zerrissen oder abgenutzt, andere hingegen eingefettet und in gutem Zustand. Wagenschwengel waren aufeinander gestapelt. Über eine hölzerne Leiter mit einer zerbrochenen zweiten Sprosse konnte man auf den Heuboden steigen. Der Dachboden nahm fast die gesamte obere Etage der Scheune ein und war mit losem Heu und gepressten Heuballen gefüllt. Eine Reihe von Pfosten in der Mitte der Scheune stützte das Gebäude ab. Die Scheune verfügte über kleinere Anbauten hinten und an den Seiten mit Ställen und Pferchen, wo die Stute, die Maultiere, die Schweine und die Schafe untergebracht waren. In der kalten Luft konnte Lou die Wolken sehen, die aus den warmen Nüstern der Tiere emporstiegen.

In einer Box saß Eugene auf einem kleinen dreibeinigen Hocker, der unter seiner gewaltigen Gestalt kaum zu sehen war. Direkt neben ihm stand eine schwarz-weiß gescheckte Kuh. Ihr Schwanz schlug hin und her, ihr Kopf nickte in den Futtertrog.

Louisa ließ die Kinder bei Eugene und ging wieder zum Haus zurück. Als die Kuh ein lautes Muhen hören ließ und sich an

die Trennwand zur nächsten Box drängte, trat Oz ganz nah an Lou heran. Eugene blickte sie an.

»Die alte Bran hat Milchfieber, 'ne Euterentzündung«, erklärte er ihnen. »Müssen wohl absaugen.« Er zeigte auf eine rostige Luftpumpe in einer Ecke des Stalles. »Bring mir bitte die Pumpe da, Miss Lou.«

Lou gab sie ihm, und Eugene hielt den Schlauch an eine von Brans Zitzen.

»Jetzt pumpen.«

Oz pumpte, während Eugene den Schlauch nacheinander an alle vier Zitzen hielt und den Euter rieb, der sich wie ein Ball aufgebläht hatte.

»Gutes Mädchen, hast immer schön Milch gegeben. Wir kriegen das schon hin«, sprach Eugene beschwörend auf die Kuh ein. In Gegenwart des kranken Tieres war seine anfängliche Schweigsamkeit wie weggeblasen. »Okay, is' gut so«, sagte er zu Oz, der mit dem Pumpen aufhörte und einen Schritt zurücktrat, um der Dinge zu harren, die da kommen mochten. Eugene legte die Pumpe beiseite und bedeutete Lou, seinen Platz auf dem Hocker einzunehmen. Er führte ihre Hände an Brans Zitzen und zeigte ihr, wie sie diese richtig greifen musste und zu reiben hatte, um sie geschmeidig zu machen und auf diese Weise den Milchfluss zu unterstützen.

»Wir haben sie aufgepumpt, nun müssen wir sie trockenmellen. Kräftig ziehn, Miss Lou, die alte Bran tut nix. Müssen die Milch zum Laufen bringen. Dann wird's besser.«

Lou zog anfangs sehr behutsam; dann aber wurden ihre Bewegungen intensiver. Ihre Hände arbeiteten schnell, und sie hörten, wie die Luft aus dem Euter entwich. Sie erzeugte kleine, warme Wölkchen in der kalten Luft.

Oz trat vor. »Darf ich auch mal versuchen?«

Lou stand auf, und Eugene setzte Oz an die richtige Stelle. Bald zog er so gut wie Lou, und schließlich erschienen erste Milchtröpfchen an den Enden der Zitzen.

»Machste gut, Mr Oz. Hast schon Kühle gemolken inner Stadt?«

Darüber lachten sie alle.

Drei Stunden später lachten Lou und Oz nicht mehr. Sie hatten die anderen beiden Kühle gemolken – eine war hochträchtig, wie Louisa ihnen erzählt hatte –, was jeweils eine halbe Stunde gedauert hatte. Dann hatten sie vier große Eimer Wasser ins Haus getragen und vier weitere vom Brunnen zu den Stallungen geschleppt. Dem waren zwei Ladungen Holz und drei Ladungen Kohle gefolgt, um die Kästen im Haus aufzufüllen. Jetzt waren sie dreckig wie die Schweine, und die Liste der Hausarbeiten schien immer länger statt kürzer zu werden.

Oz strauchelte mit seinem Eimer, und Eugene half ihm, ihn über den hohen Zaun zu heben. Lou setzte den ihren ab und trat dann zurück.

»Ich kann nicht glauben, dass wir Dreckvieh füttern müssen«, sagte sie.

»Die fressen wirklich 'ne Menge«, fügte Oz hinzu, während er beobachtete, wie die Tiere über etwas herfielen, das wie flüssiger Müll aussah.

»Die sind widerlich«, sagte Lou, während sie sich die Hände am Overall abwischte.

»Und sie geben uns zu essen, wenn wir es brauchen.«

Sie drehten sich um und sahen Louisa, die vor ihnen stand, einen vollen Eimer Getreidefutter für die Hühner in der Hand. Trotz der Kälte war ihre Stirn bereits schweißnass. Louisa hob Lous leeren Eimer auf und reichte ihn ihr zurück. »Wenn

Schnee fällt, können wir nich' den Berg runter. Müssen uns mit Vorräten eindecken. Und es ist kein Dreckvieh, Lou, es sind Schweine.« Lou und Louisa starnten einander einige Herzschläge lang schweigend und finster an, bis das Geräusch eines sich nähernden Automobils sie zum Haus schauen ließ.

Es war ein Oldsmobile-Roadster, ein Ungetüm mit sieben- und vierzig Pferdestärken und einem Notsitz. Die schwarze Farbe war an zahlreichen Stellen abgeblättert, und hier und da blühte der Rost. Die Kotflügel waren zerbeult, die dünnen Reifen nahezu völlig abgefahren. Der Wagen hatte ein aufklappbares Dach, das auch an diesem kalten Morgen geöffnet war. Es war ein wirklich wunderschönes Autowrack.

Der Fahrer hielt und stieg aus. Er war groß und hatte einen schlaksigen Körper, der auf Zerbrechlichkeit schließen ließ, zugleich aber den Eindruck außergewöhnlicher Zähigkeit ausstrahlte. Als der Mann seinen Hut abnahm, enthüllte er dunkles, dichtes Haar, das glatt an seinem Kopf lag. Sein Gesicht mit der geraden Nase und Kinnpartie, den freundlichen hellblauen Augen und den zahlreichen Lachfalten in den Mundwinkeln hätte selbst an schlimmen Tagen unverzüglich ein Lächeln hervorgerufen. Er schien den Vierzig näher als den Dreißig zu sein. Sein Anzug war ein grauer Zweiteiler mit schwarzer Weste, und eine Taschenuhr von der Größe eines Silberdollars hing an einer schweren Uhrkette, die sich quer darüber zog. Die Hosen waren an den Knien ausgebeult, und die Schuhe hatten ihren Glanz längst verloren. Der Mann kam auf sie zu, blieb stehen, ging zurück zum Auto und holte eine dicke, abgegriffene Aktentasche heraus.

Ein zerstreuter Professor, dachte Lou bei sich, als sie ihn näher betrachtete. Nachdem sie Leute wie Hell No und Diamond kennen gelernt hatte, fragte sie sich, welchen seltsamen

Spitznamen dieser Fremde tragen würde.

»Wer ist das?«, fragte Oz.

»Lou, Oz«, sagte Louisa laut, »darf ich euch Cotton Longfellow vorstellen, den besten Anwalt weit und breit.«

Der Mann lächelte und gab Louisa die Hand. »Tja, wenn man bedenkt, dass ich einer der ganz wenigen Anwälte bin, die es hier oben überhaupt gibt, Louisa, ist das wohl ein zweifelhaftes Lob.«

Seine Stimme, eine interessante Mischung aus der eher schleppenden Sprechweise der Südstaatler und dem gleichmäßigen Rhythmus der Menschen aus den Neuengland-Staaten, erschien Lou einzigartig. Sie konnte den Mann keiner Gegend eindeutig zuordnen, und darin war sie normalerweise ganz gut. Cotton Longfellow! Gütiger Himmel, der kuriose Name hatte ihre Erwartungen nicht enttäuscht.

Cotton setzte die Aktentasche ab und reichte ihnen ernst die Hand, wobei er leicht zwinkerte. »Sehr erfreut, euch beide kennen zu lernen. Louisa hat mir schon so viel von euch erzählt, dass ich den Eindruck habe, ich würde euch schon kennen. Ich habe gehofft, euch eines Tages mal vorgestellt zu werden. Es tut mir sehr leid, dass wir uns unter diesen Umständen kennen lernen.« Letzteres sagte er mit einer ehrlichen Anteilnahme, an der selbst Lou nichts auszusetzen fand.

»Cotton und ich haben ein paar Sachen zu besprechen. Wenn ihr die Schweine versorgt habt, helft ihr Eugene, das restliche Vieh auf die Weide zu bringen und das Heu zu wenden. Danach könnt ihr die Eier einsammeln.«

Als Cotton und Louisa davongingen, nahm Oz seinen Eimer und lief zufrieden los, um weiteres Schweinefutter zu holen. Lou schaute Louisa und Cotton nachdenklich hinterher. Die Schweine waren ihr im Moment völlig egal. Sie fragte sich,

was es mit einem Mann mit dem eigenartigen Namen Cotton Longfellow auf sich haben mochte, der so geschwollen daheredete und anscheinend sehr viel über sie zu wissen schien. Schließlich kehrten ihre Gedanken wieder in die Wirklichkeit zurück – zu einem vierhundert Pfund schweren Schwein, das sie im Winter wohl vor dem sicheren Hungertod bewahren würde, und sie trottete hinter ihrem Bruder her. Die Bergwände schienen sich um das Mädchen zu schließen.

KAPITEL 13

Cotton und Louisa betraten das Haus durch die Hintertür. Als sie durch die Diele zum vorderen Raum gingen, blieb Cotton kurz stehen und schaute durch die halb offene Tür in das Zimmer, wo Amanda im Bett lag.

»Was sagen die Ärzte?«, fragte er.

»Men-ta-les Trau-ma.« Die Fremdworte gingen Louisa schwer über die Zunge. »So hat die Pflegerin gesagt.«

Sie gingen in die Küche und setzten sich auf hochbeinige Stühle, deren handpoliertes Eichenholz abgewetzt und so glatt war, dass es sich wie Glas anfühlte. Cotton zog einige Unterlagen aus der Aktentasche und zog eine Brille mit Drahtfassung aus der Brusttasche. Er setzte sie auf, überflog kurz die Papiere und lehnte sich dann zurück. Louisa goss ihm eine Tasse Zichorienkaffee ein. Cotton trank einen Schluck und lächelte. »Wenn dich das nicht umhaut, bist du schon tot.«

Louisa schenkte sich ebenfalls eine Tasse ein und setzte sich zu ihm. »Was hast du denn von den Leuten rausbekommen?«, fragte sie.

»Dein Enkel hat kein Testament hinterlassen, Louisa. Nicht, dass es von großer Bedeutung wäre, denn Geld hatte er auch keins.«

Louisa schaute verwirrt drein. »Bei all seinen schönen Büchern?«

Cotton nickte. »So wundervoll seine Bücher auch waren, gut verkauft haben sie sich nicht. Er hat verschiedene andere Schreibaufträge annehmen müssen, um über die Runden zu kommen. Außerdem hatte Oz kurz nach der Geburt gesundheit-

liche Probleme. Das kostet. Und New York City ist nicht gerade das billigste Pflaster.«

Louisa schaute zu Boden. »Und das ist nich' alles«, sagte sie. Cotton warf ihr einen neugierigen Blick zu. »Jack hat mir all die Jahre Geld geschickt. Ich hab ihm einmal zurückgeschrieben, das wär nich' richtig. Er hätt seine eigene Familie und so weiter. Aber er hat geantwortet, er sei reich. Das hat er wirklich geschrieben! Er wollte, dass ich das Geld nehme – nach allem, was ich für ihn getan hätte. Dabei hab ich eigentlich gar nichts für ihn getan.«

»Anscheinend wollte Jack nach Kalifornien, um für ein Filmstudio zu schreiben, als der Unfall geschah.«

»Kalifornien?« Louisa sprach das Wort aus, als wäre es die Verkörperung des Bösen. Dann lehnte sie sich zurück und seufzte. »Dieser kleine Bengel hatte es immer faustdick hinter den Ohren. Aber dass er mir Geld gegeben hat, obwohl er selbst keins hatte ... Verflucht soll ich sein, dass ich 's genommen hab.« Sie starrte eine Zeit lang ins Leere. »Ich hab ein gewaltiges Problem, Cotton«, fuhr sie dann fort. »Die letzten drei Jahre nur Dürre und keine richtigen Ernten. Hab nur noch fünf Schweine und muss eins wohl bald schlachten lassen. Dann hab ich nur noch drei Sauen und einen Eber. Beim letzten Wurf waren mehr Kümmerlinge dabei als sonst was. Drei ganz ordentliche Milchkühe. Hab eine decken lassen, aber ihr Kalb will und will nich' kommen, und ich mach mir ernsthaft Sorgen. Und Bran hat das Fieber. Die Schafe machen verdammt viel Arbeit. Und die Stute frisst mir die Haare vom Kopf, kann aber nicht mehr arbeiten. Na ja, das alte Mädchen hat sich ja all die Jahre für mich fast zu Tode geschuftet.« Sie hielt inne und schöpfte Atem. »Und McKenzie unten im Laden, er gibt uns Leuten von hier oben auch keinen Kredit mehr.«

»Schwere Zeiten, Louisa, das bestreite ich nicht.«

»Ich weiß, ich darf mich nich' beschweren, der alte Berg hat mir über die Jahre hinweg alles gegeben, was er nur hatte.«

Cotton beugte sich vor. »Aber eins ist dir geblieben, Louisa. Das Land. Das ist ein Vermögenswert.«

»Kann's aber nich' verkaufen, Cotton. Wenn's so weit is', erben es Lou und Oz. Ihr Pa hat diese Farm genauso sehr geliebt wie ich. Und Eugene ebenfalls. Er gehört zur Familie. Er arbeitet hart. Auch er wird ein Stück vom Land bekommen, damit er 'n Haus bauen und 'ne Familie gründen kann. Das ist nur recht und billig.«

»Das finde ich auch«, sagte Cotton.

»Als diese Leute mir schrieben, ob ich nich' die Kinder nehmen könnte, wie hätt ich da Nein sagen können? Amanda hatte keine Verwandten mehr, ich bin alles, was sie noch haben. Und ich bin nich' viel wert als Retter in der Not. Allein käm ich schon seit langem nicht mehr mit der Farm klar.« Sie verschränkte nervös die Finger und schaute voller Angst aus dem Fenster. »Ich hab all die Jahre oft an sie gedacht und mich gefragt, wie sie wohl so sind. Hab Amandas Briefe gelesen, die Fotos gesehn, die sie mir geschickt hat. Sie ist vor Stolz über Jacks Schreiberei fast geplatzt. Und dann die wunderbaren Kinder.« Sie stieß einen traurigen Seufzer aus, und die tiefen Falten auf ihrer hohen Stirn zeichneten sich wie kleine Ackerfurchen ab.

»Du wirst es schon überstehen, Louisa«, sagte Cotton. »Du kannst auch auf mich zählen. Und wenn du mich brauchst, komme ich hoch und helfe dir beim Säen oder wenn was mit den Kindern ist. Lass es mich einfach wissen. Ich wäre stolz, wenn ich dir irgendwie helfen könnte.«

»Red keinen Unsinn, Cotton, du bist ein viel beschäftigter

Anwalt.«

»Die Leute hier oben haben nur wenig Verwendung für einen wie mich. Vielleicht ist das gar nicht so übel. Du hast ein Problem? Dann geh einfach direkt ans Gericht zu Richter Atkins und red mit dem darüber. Anwälte machen alles nur viel komplizierter.« Er lächelte und tätschelte Louisas Hand. »Wird schon wieder, Louisa. Es ist gut, dass die Kinder hier oben bei dir sind – gut für alle.«

Louisa lächelte; dann aber wurde ihr Gesicht wieder ernst, ja düster. »Cotton, Diamond hat gesagt, irgendwelche Leute hätten sich bei den Kohlebergwerken rumgetrieben. Das gefällt mir nicht.«

»Landvermesser, Geologen, hab ich gehört.«

»Grabен sie die Berge nicht schnell genug auf? Es macht mich immer wieder krank, wenn ich ein neues Loch seh. Diesen Kohleleuten werd ich nie auch nur eine Hand voll Land verkaufen. Die würden alles kaputtmachen.«

»Ich hab gehört, diese Leute suchen gar nicht nach Kohle, sondern nach Öl.«

»Öl?«, rief Louisa ungläubig aus. »Wir sind hier doch nicht in Texas!«

»Ist nur das, was ich so gehört habe.«

»Na, dieser Blödsinn macht mir keine Angst.« Sie stand auf. »Hast Recht, Cotton, wird sich schon alles ausgehn. Möge der Herr uns heuer Regen schicken! Und wenn nich', tja, dann werd ich mir was einfallen lassen.«

Als Cotton sich erhob und gehen wollte, warf er einen Blick in die Diele zurück. »Louisa, würde es dir was ausmachen, wenn ich kurz bei Miss Amanda reinschau und ihr guten Tag sage?«

Louisa dachte darüber nach. »Eine neue Stimme tut ihr viel-

leicht gut. Und du bist ja 'n charmanter Bursche, Cotton. Wieso hast du eigentlich nie geheiratet?«

»Ich hab noch nicht die Frau gefunden, die es mit einem wie mir aushält.«

In Amandas Zimmer legte Cotton Aktentasche und Hut beiseite und trat leise ans Bett. »Miss Cardinal, ich bin Cotton Longfellow. Es ist mir ein Vergnügen, Sie kennen zu lernen. Ich habe den Eindruck, Sie schon lange zu kennen, denn Louisa hat mir ein paar von den Briefen vorgelesen, die Sie ihr geschickt haben.« Wie nicht anders zu erwarten, bewegte Amanda keinen Muskel, und Cotton schaute zu Louisa hinüber.

»Ich hab mit ihr gesprochen. Und Oz auch. Aber sie antwortet nie. Nicht mal 'n Fingerzucken.«

»Und Lou?«, fragte Cotton.

Louisa schüttelte den Kopf. »Dieses Mädchen wird eines Tages platzen, es frisst alles in sich rein.«

»Louisa, vielleicht wäre es eine gute Idee, Travis Barnes aus Dickens herzuholen, damit er sich Amanda mal anschaut.«

»Ärzte kosten Geld, Cotton.«

»Travis schuldet mir einen Gefallen. Er wird kommen.«

»Ich danke dir«, sagte Louisa leise.

Er schaute sich im Zimmer um und bemerkte eine Bibel auf der Kommode. »Darf ich mal wiederkommen?«, fragte er. Louisa musterte ihn neugierig. »Ich dachte, ich könnte ... nun ja, ihr etwas vorlesen. Mentale Stimulation. Hab davon gehört. Es gibt keine Garantie für ein Erwachen. Aber wenn ich sonst nichts tun kann, dann wenigstens lesen.«

Bevor Louisa antworten konnte, blickte Cotton Amanda an. »Es wäre mir wirklich eine Ehre, Ihnen vorlesen zu dürfen.«

KAPITEL 14

Bei Anbruch der Dämmerung standen Louisa, Eugene, Lou und Oz auf einem der Felder. Hit, das Maultier, war mit einem hölzernen Joch an einen Pflug mit umgedrehten Schaufeln geschirrt.

Lou und Oz hatten bereits ihre Milch und ihr Maisbrot mit Bratensaft gefrühstückt. Die Mahlzeiten waren gut und sättigend, doch es war schon längst nicht mehr aufregend, bei Laternenlicht zu essen. Oz hatte die Hühnereier eingesammelt, während Lou unter Louisas aufmerksamen Blicken die beiden gesunden Kühe gemolken hatte. Eugene hatte Holz geschlagen, und Lou und Oz hatten es ins Haus zum Herd geschleppt und dann Eimer mit Wasser zu den Tieren gebracht. Sie hatten das Vieh auf die Weide getrieben und ihm Heu hingestreut. Und jetzt, so schien es, fing die Arbeit erst richtig an.

»Müssen den ganzen Acker noch umpflügen«, stellte Louisa fest.

Lou schnüffelte demonstrativ. »Was ist das für ein schrecklicher Gestank?«

Louisa bückte sich, nahm eine Hand voll Erde und zerkrümelte sie zwischen den Fingern. »Dung. Mist, der in den Ställen anfällt, wird hier aufs Feld geschüttet. Der macht sogar einen so fruchtbaren Boden noch besser.«

»Es stinkt«, beharrte Lou.

Louisa ließ die Krümel Schmutz in ihrer Hand von der Morgenbrise verwehen und blickte das Mädchen scharf an. »Du wirst den Geruch noch lieben lernen.«

Eugene bediente den Pflug, während Louisa und die Kinder

neben ihm her gingen.

»Das da ist eine drehbare Pflugschar«, sagte Louisa und zeigte auf die seltsam geformte Metallscheibe. »Man führt sie 'ne Reihe hinunter, wendet Pflug und Maultier, dreht dann die Schneide um und geht die nächste Reihe wieder zurück. So werden auf beiden Seiten dieselben Furchen aufgeworfen. Das bringt große Erdschollen hoch. Nach dem Pflügen eggern wir, um die Klumpen kleiner zu machen. Danach gehn wir noch mit der Harke drüber, was die Krume ganz fein werden lässt. Schließlich pflügen wir alles noch mal mit dem kleineren Pflug. Der zieht dann grade Reihen. Und dann pflanzen wir.«

Sie ließ Eugene eine Reihe pflügen, um es den Kindern zu zeigen. Dann trat sie gegen den Pflug. »Du siehst ziemlich kräftig aus, Lou. Willst du 's mal versuchen?«

»Klar«, sagte sie. »Wird schon nicht so schwer sein.«

Eugene platzierte sie an die richtige Stelle, legte die Führungsänder um ihre Hüfte, gab ihr die Peitsche und trat dann zurück. Hit schien sie offensichtlich für ein leichtes Opfer zu halten, denn er zog unerwartet heftig an. Die starke Lou bekam sehr schnell einen unmittelbaren Geschmack von der fruchtbaren Erde.

Louisa half ihr auf die Beine und wischte ihr das Gesicht ab. »Das alte Maultier hat dich zum Besten gehalten. Ich wette, beim nächsten Mal wird ihm das nicht mehr gelingen.«

»Ich hab keine Lust mehr«, sagte Lou, wischte sich das Gesicht mit dem Ärmel ab und spuckte irgendwelche Klümpchen aus, über die sie lieber nicht nachdenken wollte. Ihre Wangen waren gerötet, und erste Tränen schimmerten in ihren Augen.

Louisa kniete sich vor sie. »Als euer Vater das erste Mal zu pflügen versuchte, war er in deinem Alter. Das Maultier nahm ihn mit auf einen Teufelsritt, der im Graben endete. Hat mich

fast den ganzen Tag gekostet, ihn und das verdammte Tier da wieder rauszuholen. Euer Pa hat dasselbe gesagt wie du jetzt. Und ich hab ihn damals gelassen.«

Lous Tränenstrom versiegte, und sie nahm die Hände vom Gesicht.

»Und was ist passiert?«

»Zwei Tage lang ging er nicht auf die Felder. Und schon gar nicht in die Nähe des Maultiers. Und dann kam ich eines Morgens hier raus, und da war er.«

»Und pflügte den ganzen Acker?«, vermutete Oz.

Louisa schüttelte den Kopf. »Das Maultier und euer Pa endeten im Schweinekoben. Auf den beiden war so viel Schlamm, dass man damit einen Bären hätte ersticken können.« Oz und Lou lachten, und Louisa erzählte weiter. »Beim nächsten Mal hatten das Maultier und der Junge 'ne Abmachung getroffen. Der Junge hatte sein Lehrgeld gezahlt und das Maultier seinen Spaß gehabt. Die beiden wurden zum besten Pflugteam, das ich je gesehen hab.«

Das Klagen einer Sirene schallte durchs Tal. Es war so laut, dass Lou und Oz sich die Ohren zuhielten. Das Maultier schnaubte und stemmte sich ins Geschirr. Louisa blickte finster.

»Was ist das?«, rief Lou.

»Das Horn von der Kohlegrube.«

»Ist ein Stollen eingestürzt?«

»Nein. Seid mal still«, sagte Louisa und suchte mit den Blicken die Hänge ab. Fünf bange Minuten vergingen, bis die Sirene endlich verstummte. Und dann hörten sie von allen Seiten das tiefe Grollen. Es umtoste sie wie der Vorbote einer abgehenden Lawine. Lou glaubte zu sehen, wie die Bäume erzitterten, dann sogar der Berg selbst. Sie ergriff Oz' Hand

und dachte an Flucht, blieb aber stehen, weil Louisa sich nicht vom Fleck rührte. Und dann kehrte die Stille wieder.

Louisa drehte sich zu ihnen um. »Die Kohlenleute lassen das Horn tunen, bevor sie sprengen. Sie benutzen Dynamit. Manchmal nehmen sie zu viel, und dann gibt's Bergrutsche. Und Menschen werden verletzt. Aber nie jemand vom Bergwerk. Nur Farmer, die ihr Land bestellen.« Louisa warf erneut einen finsternen Blick in die Richtung, aus der die Explosion gekommen war, und dann gingen sie zurück an die Arbeit.

Zum Abendessen gab es auf dampfend heißen Tellern gefleckte Feldbohnen, vermischt mit Maisbrot, Schmalz und Milch. Heruntergespült wurde es mit Brunnenwasser, das so kalt war, dass es schmerzte. Die Nacht war eisig, der Wind heulte grimmig, als er sich gegen das Gebäude warf, aber Wände und Dach hielten seinem Ansturm stand. Das Kohlenfeuer war behaglich, und das Laternenlicht tat den Augen wohl. Oz war so müde, dass er beinahe über dem himmelblauen Crystal-Winters-Haferflocken-Teller einschlief.

Nach dem Essen ging Eugene in die Scheune, während Oz sich vor den Kamin legte. Sein kleiner Körper war sichtlich ausgelaugt und erschöpft. Louisa beobachtete still, wie Lou zu ihm ging, seinen Kopf in ihren Schoßbettete und ihm durchs Haar strich. Dann setzte die alte Frau sich eine Brille mit einem Drahtgestell auf und begann beim Schein der Flammen mit Näharbeiten an einem Hemd. Nach einer Weile hörte sie auf und setzte sich zu den Kindern.

»Er ist nur müde«, sagte Lou. »Er ist das nicht gewohnt.«

»Kann nich' sagen, dass ein Körper sich je an harte Arbeit gewöhnt.« Louisa wuschelte ebenfalls durch Oz' Haar. Es schien, als berührten die Leute den Kopf des Jungen gern.

Vielleicht, weil es ihnen Glück bringen sollte.

»Ihr habt gut gearbeitet. Wirklich. Ihr wart tüchtiger als ich in euerem Alter. Und ich kam nich' aus der großen Stadt. Das macht's schwerer, nicht wahr?«

Die Tür wurde aufgestoßen, und ein Windstoß fuhr ins Zimmer. Eugene sah besorgt aus. »Kalb kommt!«

In der Scheune lag die Kuh namens Party auf der Seite und wälzte und rollte sich in einer großen Kalbungsbox in den Wehen hin und her. Eugene kniete nieder und hielt sie fest, während Louisa sich hinter sie hockte und mit den Fingern tastete, wobei sie auf die Ankunft des klebrigen Bündels Kalb hoffte. Eine harte Schlacht stand bevor, denn das Kalb hatte anscheinend beschlossen, jetzt noch nicht das Licht der Welt erblicken zu wollen. Doch Eugene und Louisa zogen es hinaus, eine glitschige Masse aus Gliedmaßen. Die verquollenen Augen waren fest zugekniffen. Der Vorgang war blutig, und Lous und Oz' Mägen machten einen weiteren Satz, als Party ihre Nachgeburt fraß, doch Louisa erklärte ihnen, das sei ganz normal. Dann leckte Party ihr Baby ab und hörte erst damit auf, als ihm alle Haare abstanden. Mit Eugenes Hilfe richtete das Kälbchen sich auf seinen wackeligen Stelzenbeinen auf, während Louisa Party auf den nächsten Schritt vorbereitete, den ein Kalb als die natürlichste Sache der Welt hinnahm: das Säugen. Eugene blieb bei der Mutter und ihrem Kälbchen, während Louisa und die Kinder zurück ins Haus gingen.

Lou und Oz waren gleichermaßen aufgekratzt und erschöpft. Die alte Pendeluhr zeigte fast Mitternacht.

»Ich hab noch nie gesehen, wie 'ne Kuh geboren wird«, sagte Oz.

»Du hast überhaupt noch nie gesehen, wie was geboren wird«, sagte seine Schwester.

Oz dachte darüber nach. »Doch, hab ich wohl. Ich war dabei, als ich geboren wurde.«

»Das zählt nicht«, schoss Lou zurück.

»Und ob«, konterte Oz. »Das war 'n hartes Stück Arbeit. Hat Mom mir gesagt.«

Louisa legte ein Scheit nach, schob es mit einem eisernen Schürhaken tiefer ins Feuer und kehrte dann zu ihrer Näharbeit zurück. Die Hände der alten Frau mit ihren dunklen Adern und gichtigen Knoten arbeiteten langsam, aber präzise.

»Ihr beide müsst jetzt aber schlafen gehen.«

»Ich geh noch kurz zu Mom rein«, sagte Oz. »Muss ihr von der Kuh erzählen.« Er schaute Lou an. »Mein *zweites* Mal!«, krähte er und war verschwunden.

Seine Schwester machte keine Anstalten, die behagliche Nähe des Feuers zu verlassen.

»Lou, sieh doch auch nach deiner Ma«, sagte Louisa.

Lou starnte in die Abgründe des Kohlenfeuers. »Oz ist zu jung, um zu verstehen. Aber ich verstehe es.«

Louisa ließ das Nähzeug sinken. »Was verstehst du?«

»Die Ärzte in New York haben gesagt, dass mit jedem weiteren Tag die Chance geringer wird, Mom wieder zurückzuholen. Und es ist jetzt schon zu lange her.«

»Trotzdem darf man die Hoffnung nie aufgeben, Schatz.«

Lou drehte sich um und sah sie an. »Du verstehst es auch nicht, Louisa. Unser Dad ist tot. Ich hab ihn sterben sehen. Mag sein« – Lou schluckte heftig –, »mag sein, dass ich mit der Grund war, dass er tot ist.« Sie rieb sich die Augen und ballte die Hände zu Fäusten. »Und es ist ja nicht so, dass Mom da liegt und gesund wird. Ich hab die Ärzte gehört. Ich hab alles gehört, was die Erwachsenen über sie sagten, auch wenn sie versucht haben, es mir zu verheimlichen. Als ob es mich

nichts anginge! Die Ärzte haben uns nur deshalb erlaubt, Mom nach Hause zu holen, weil sie nichts mehr für sie tun konnten.« Sie hielt inne, atmete tief ein und beruhigte sich langsam wieder. »Und du kennst Oz einfach nicht. Er setzt so sehr auf die Hoffnung, macht verrückte Sachen. Und dann ...« Lous Stimme erstarb, und sie schaute zu Boden. »Bis morgen.«

Im Schein der Laterne und des flackernden Feuers konnte Louisa dem jungen Mädchen nur nachblicken, als es sich mühsam davonschleppte. Als ihre Schritte verklungen waren, nahm Louisa die Näh Sachen erneut zur Hand, aber die Nadel wollte sich nicht mehr so recht bewegen.

Als Eugene hereinkam und zu Bett ging, saß sie noch immer so da. Das Feuer war herabgebrannt, während Gedanken sie verzehrten, die genauso viel Demut in ihr hervorriefen wie die Berge draußen.

Nach einer Weile jedoch stand Louisa auf und ging in ihr Schlafzimmer, wo sie einen kleinen Stapel Briefe aus der Kommode nahm. Sie stieg die Treppe zu Lous Zimmer hinauf und stellte fest, dass das Mädchen noch wach war und aus dem Fenster starnte.

Lou drehte sich um und sah die Briefe.

»Was ist das?«

»Briefe, die deine Ma an mich geschrieben hat. Ich möchte, dass du sie liest.«

»Wozu?«

»Weil Worte 'ne Menge über einen Menschen verraten.«

»Worte ändern nichts. Oz kann glauben, woran er will. Aber er weiß es nicht besser.«

Louisa legte die Briefe aufs Bett. »Manchmal tut man gut dran, auch mal auf die Jüngeren zu hören. Könnte man was von lernen.«

Als Louisa gegangen war, legte Lou die Briefe in den alten Schreibtisch ihres Vaters und knallte die Schublade zu.

KAPITEL 15

Lou stand besonders früh auf und ging ins Zimmer ihrer Mutter, wo sie eine Zeit lang beobachtete, wie der Brustkorb der Frau sich gleichmäßig hob und senkte. Lou hockte sich auf die Bettkante, schlug die Decken zurück und massierte und bewegte die Arme ihrer Mutter. Anschließend führte sie längere Zeit mit den Beinen Amandas die gymnastischen Übungen durch, so wie die Ärzte in New York es ihr gezeigt hatten. Lou war gerade damit fertig, als sie bemerkte, dass Louisa sie von der Türschwelle aus beobachtete.

»Wir müssen es ihr so angenehm wie möglich machen«, erklärte Lou. Sie deckte ihre Mutter wieder zu und ging in die Küche. Louisa folgte ihr.

Als Lou einen Kessel Wasser aufsetzen wollte, sagte Louisa: »Ich kann das doch machen, Schatz.«

»Ich hab's schon.« Lou schüttete Haferflocken in das heiße Wasser und gab etwas Butter aus einem Fetttopf hinzu. Sie nahm die Schüssel mit ins Zimmer ihrer Mutter und löffelte vorsichtig das Essen in ihren Mund. Amanda aß und trank bereitwillig, wenn man ihr einen Löffel oder eine Tasse an die Lippen hielt, obgleich sie nur mit weichem Essen zurechtkam. Doch das war alles, wozu sie imstande war. Louisa setzte sich zu den beiden, und Lou zeigte auf die Ferrotypien an der Wand. »Was sind das für Leute?«

»Mein Pa und meine Ma. Das da bin ich mit den beiden, als ich noch 'n kleiner Köttel war. Und ein paar Verwandte von meiner Ma. War das erste Mal, dass man 'n Foto von mir gemacht hat. Mir hat's gefallen. Aber Momma hatte furchtbare

Angst.« Sie zeigte auf ein anderes Bild. »Das da ist mein Bruder Robert. Ist schon tot. Sie alle sind schon tot.«

»Deine Eltern und dein Bruder waren groß.«

»Lieg in der Familie. Komisch, wie das vererbt wird. Dein Pa war schon über eins achtzig, als er kaum vierzehn war. Ich bin immer noch groß, aber ich war schon mal größer; bin schon 'n bisschen geschrumpft. Du wirst auch mal sehr groß.«

Lou säuberte die Schüssel und den Löffel und half dann Louisa bei der Zubereitung des Frühstücks für alle. Eugene war bereits in der Scheune, und sie beide hörten Oz in seinem Zimmer rumoren.

»Ich muss Oz zeigen, wie man Moms Arme und Beine bewegt«, sagte Lou. »Und er kann mir auch helfen, sie zu füttern.«

»Gute Idee.« Louisa legte eine Hand auf Lous Schulter. »Und? Hast du die Briefe gelesen?«

Lou schaute sie an. »Ich wollte meine Mutter und meinen Vater nicht verlieren. Aber das ist nun mal passiert. Jetzt muss ich mich um Oz kümmern. Und ich muss nach vorn schauen, nicht zurück. Du verstehst das vielleicht nicht«, fügte sie nachdrücklich hinzu, »aber ich kann nicht anders.«

Nach den morgendlichen Hausarbeiten brachte Eugene die Kinder mit Maultier und Kutsche zur Schule und fuhr dann auf die Farm zurück. In alten Saattaschen aus Leinen trugen Lou und Oz ihre gebrauchten Bücher; ein paar Blätter kostbaren Papiers steckten zwischen den Seiten. Jeder von ihnen hatte nur einen dicken Bleistift; Louisa hatte ihnen eingeschärft, ihn nur dann zu spitzen, wenn es unbedingt notwendig sei, und dazu ein scharfes Messer zu benutzen. Die Bücher waren dieselben, mit denen ihr Vater schon gelernt hatte, und Lou drückte sie an

die Brust, als wären sie ein Geschenk direkt von Jesus. Außerdem hatten sie ein verbeultes Töpfchen Schweineschmalz sowie Maisbrotbrocken dabei, dazu einen kleinen Topf mit Apfelbuttergelee sowie eine Kanne Milch für den Mittag.

Das Big-Spruce-Schulgebäude war erst ein paar Jahre alt. Es war mit Dollars aus dem New Deal als Ersatz für das alte Gebäude errichtet worden, das über achtzig Jahre am selben Platz gestanden hatte. Das Haus war weiß verkleidet, mit: Fenstern auf einer Seite, und stand auf einem Schlackefundament. Genau wie bei Louisas Haus war das Dach nicht mit Ziegeln gedeckt, sondern verfügte lediglich über eine Abdeckung aus Dachpappe, die in langen Stücken festgenagelt war, welche sich ähnlich wie Schindeln überlappten. Die Schule besaß eine Tür mit einem kleinen Vordach, und ein ziegelroter Kamin ragte durch den Dachfirst.

Von den Schülern, die eigentlich hätten kommen müssen, erschien zwar meistens nur die Hälfte, doch verglichen mit der Quote vergangener Zeiten war das beachtlich. Aber auf dem Berg war die Farmarbeit nun einmal wichtiger als das Lernen aus Büchern.

Der Schulhof bestand aus unbefestigtem Erdboden. In der Mitte stand ein gesplissener Walnussbaum. Etwa fünfzig Kinder trieben sich dort draußen herum, alle ungefähr im Alter zwischen dem von Oz und Lou. Die meisten hatten Overalls an, nur ein paar Mädchen trugen geblümte Kleider, die aus Sackleinen genäht waren – einst Hundert-Pfund-Säcke für Viehfutter. Die Sackleinenkleider sahen hübsch aus und waren widerstandsfähig, und jedes Mädchen war stolz, solch ein Kleidchen zur Schau stellen zu können. Einige Kinder gingen barfuß, andere in Schuhen, die inzwischen eher wie Sandalen aussahen. Manche trugen Strohhüte, andere waren barhäuptig;

ein paar ältere Jungen hatten sich bereits zu schmutzigen Filzhüten hochgearbeitet, zweifellos die abgetragenen Kopfbedeckungen ihrer Väter. Einige Mädchen bevorzugten Pferdeschwänze, andere trugen das Haar glatt und wieder andere in Ringellöckchen.

Die Kinder bestaunten die Neuankömmlinge mit Blicken, die Lou als ziemlich unfreundlich einstuften.

Ein Junge trat vor. Lou erkannte in ihm den Burschen, der damals an der Passstraße auf dem Traktor herumgeturnt war; offenbar war er der Sohn von George Davis, dem Verrückten, der sie in den Wäldern mit dem Gewehr bedroht hatte. Lou fragte sich, ob sich Verrücktheit wohl auch vererbte.

»Was 'n los mit euch? Könnt ihr nich' selbst zu Fuß gehn? Muss Hell No euch bringen?«, fragte der Junge.

»Er heißt Eugene«, sagte Lou dem Jungen ins Gesicht. »Kann mir jemand sagen«, fragte sie dann, »wo wir die zweite und sechste Klasse finden?«

»Klar doch«, sagte der Junge und streckte die Hand aus. »Beide direkt da drüber.«

Lou und Oz drehten sich um und sahen die schiefe, hölzerne Außentoilette hinter dem Schulgebäude.

»Natürlich«, fügte der Junge mit einem verschlagenen Grinsen hinzu, »ist das nur für Yankees.«

Diese Bemerkung ließ alle Kinder des Berges in Gelächter ausbrechen, und Oz trat nervös einen Schritt näher an Lou heran.

Lou betrachtete noch einen Moment das Klo, dann wieder den Jungen.

»Wie heißt du?«, fragte sie.

»Billy Davis«, sagte er stolz.

»Bist du immer so geistreich, Billy Davis?«

Billy runzelte die Stirn. »Was soll das heißen? Willst mich verarschen, was?«

»Hast du das nicht gerade auch getan?«

»Hab bloß die Wahrheit gesagt. Einmal Yankee, immer Yankee. Daran ändert auch nix, dass ihr jetzt hier seid.«

Die rebellisch gewordene Menge bekundete lautstark ihre Zustimmung, und Lou und Oz fanden sich plötzlich vom Feind umzingelt. Lediglich das Läuten der Schulglocke, auf das hin die Kinder zur Tür stürmten, rettete sie. Lou und Oz schauten sich an; dann trotteten sie dem Mob hinterdrein.

»Ich glaub, die mögen uns nicht, Lou«, sagte Oz.

»Ich glaub, das ist mir piepegal«, erwiderte seine Schwester.

Wie sie feststellten, gab es lediglich ein Klassenzimmer, in dem sämtliche Klassen von der ersten bis zur siebenten untergebracht waren, und die Schüler saßen je nach Jahrgang in kleinen Gruppen beisammen. Die Anzahl der Lehrer entsprach dem der Klassenzimmer: Ihr Name war Estelle McCoy, und sie verdiente achthundert Dollar pro Schuljahr. Es war die einzige Arbeit, die sie je ausgeübt hatte, seit mittlerweile fast neununddreißig Jahren, was ihre Haarfarbe erklärte: viel mehr Weiß als Mausbraun.

Große Tafeln bedeckten drei Wände. In einer Ecke stand ein bauchiger Ofen, von dem sich ein langes Rohr zur Decke hinaufwand. Eine andere Ecke des Raumes vereinnahmte ein wunderschöner, mit einem gebogenen Giebelaufsatz versehener, geschnitzter Bücherschrank aus Ahornholz, der in diesem schlichten Umfeld völlig fehl am Platze wirkte. Er hatte Glastüren, hinter denen Lou eine Menge Bücher erkennen konnte. Ein handgeschriebenes Schild an der Wand, das in der Nähe der Vitrine hing, trug das Wort »Bücherei«.

Vor ihren Schülern stand Estelle McCoy mit ihren rosa Ap-

felbäckchen, ihrem breiten Lächeln und ihrer gedrungenen Figur, die von einem Blümchenkleid umfangen wurde.

»Ich habe heute eine Überraschung für euch. Ich möchte euch zwei neue Schüler vorstellen: Louisa Mae Cardinal und ihren Bruder Oscar. Louisa Mae und Oscar, würdet ihr bitte mal aufstehen?«

Wie jemand, der auf die kleinste Andeutung von Autorität ganz von selbst reagiert, sprang Oz auf. Doch er hielt den Blick gesenkt, und ein Fuß bedeckte den anderen, als müsse er dringend pinkeln.

Lou dagegen blieb sitzen.

»Louisa Mae, steh doch bitte auf und zeig dich den anderen, Schatz.«

»Ich heiße Lou.«

Estelle McCoys Lächeln verblasste ein wenig. »Nun, äh ... der Vater von Louisa Mae war ein sehr berühmter Schriftsteller namens Jack Cardinal.«

Billy Davis sagte mit gespielter Verwunderung: »Is' der nich' gestorben? Jemand hat erzählt, der Mann is' tot.«

Lou starnte Billy wütend an, und der schnitt ihr eine Grimasse.

Die Lehrerin wirkte nun vollends nervös. »Bitte, Billy. Also, wie ich sagte, er war ein berühmter Mann, und ich habe ihn unterrichtet. Und ich hoffe in aller Bescheidenheit, dass ich zumindest ein bisschen Einfluss auf seine Entwicklung als Schriftsteller gehabt habe. Man sagt ja, dass die frühesten Jahre die wichtigsten sind. Sagt einmal, Kinder – habt ihr eigentlich gewusst, dass Mr Jack Cardinal sogar in Washington für unseren Präsidenten seinen Namen in eines von seinen Büchern geschrieben hat?«

Als Lou sich im Klassenzimmer umschaute, konnte sie fest-

stellen, dass den Bergkindern diese Tatsache nicht das Geringste bedeutete. Im Gegenteil, an die Hauptstadt der Yankee-Nation zu erinnern schien hier gar nicht gut anzukommen. Nicht, dass Lou Ärger oder Zorn empfunden hätte, weil hier niemand die Leistungen ihres Vaters richtig würdigte; es war eher eine Art Mitleid wegen der Ignoranz ihrer Mitschüler.

Estelle McCoy war nicht auf dieses lange Schweigen vorbereitet. »Na ja, gut, wir heißen dich jedenfalls willkommen, Louisa Mae, und dich auch, Oscar. Ich bin sicher, ihr werdet eurem Vater keine Schande machen, hier in seiner ... Alma Mater.«

Nun stand auch Lou auf, wohingegen Oz sich schnell wieder auf seine Bank fallen ließ, das Gesicht gesenkt, die Augen fest geschlossen. Ganz offensichtlich hatte er Angst vor dem, was seine Schwester vorhatte. Lou trat nie diplomatisch oder bescheiden auf; das wusste Oz nur zu gut. Entweder feuerte sie einem beide Läufe des Schrotgewehrs ins Gesicht, oder aber man erlebte den nächsten Tag. Einen Mittelweg gab es für sie kaum.

Doch jetzt sagte sie nur: »Mein Name ist Lou.« Dann setzte sie sich wieder.

Billy beugte sich zu ihr hinüber. »Willkommen auf dem Berg, Miss Louisa Mae.«

Der Unterricht endete um drei, und die Schüler machten wenig Anstalten, schnell nach Hause zu kommen, da sie dort nur noch mehr Arbeit erwartete. Vielmehr rotteten sie sich auf dem Schulhof zu kleinen Gruppen zusammen: Die Jungen tauschten Springmesser, geschnitzte Jojos und selbst gezogenen Kauatabak. Die Mädchen erzählten sich Klatschgeschichten aus der Gegend, tauschten Rezepte und Nähtechniken aus und spra-

chen natürlich über die Jungen. Billy Davis machte Klimmzüge an einem langen Stock, der über die tief hängenden Äste des Walnussbaumes gelegt worden war, und genoss die bewundernden Blicke eines breithüftigen Mädchens mit Zahnlücken, rosigen Wangen und hübschen blauen Augen.

Als Lou und Oz nach draußen kamen, unterbrach Billy seine Vorstellung und schlenderte zu ihnen.

»Aber das ist ja Miss Louisa Mae. Sie ha'm den Präsident getroffen, Miss Louisa Mae?«, rief er mit lauter, höhnischer Stimme.

»Lass uns weitergehen, Lou, bitte«, sagte Oz.

Billy sprach nun noch lauter. »Hat er Sie nich' gebeten, dass Sie Ihren Namen in eins von den Büchern von Ihrem Vater schreiben, weil Ihr Vater ja tot ist und so?«

Lou blieb stehen. Oz spürte, dass weitere Bitten sinnlos waren, und wich zurück. Lou drehte sich um und schaute ihrem Peiniger ins Gesicht.

»Was ist los? Bist du immer noch wütend, weil wir Yankees euch in den Arsch getreten haben, du blöder Hinterwäldler?«

Die anderen Kinder witterten Blut und formierten sich still und leise zu einem Kreis um Lou und Billy, um den sich anbahnenden heißen Kampf den Blicken von Mrs McCoy zu entziehen.

Billys Blick wurde noch finsterer. »Das nimmst du sofort zurück.«

Lou setzte die Tasche ab. »Zwing mich doch dazu, wenn du dich traust.«

»Schitt, ich schlag kein Mädchen.«

Diese Bemerkung machte Lou noch aggressiver, als eine drohende Faust es vermocht hätte. Sie packte Billy an den Trägern seines Overalls und schleuderte ihn zu Boden, wo er

benommen liegen blieb. Wahrscheinlich fragte er sich verwundert, woher sie ihre Kraft und ihre Kühnheit nahm. Die Menge schloss sich enger um die beiden.

»Du kriegst 'nen Arschtritt, wenn du das nicht zurücknimmst«, drohte Lou, beugte sich hinunter und stach ihm einen Finger zwischen die Rippen.

Oz zerrte an seiner Schwester, als der Ring immer enger wurde, wie eine Hand, die sich zur Faust ballte. »Hey, Lou, bitte, prügel dich nicht. Bitte.«

Billy sprang auf und entschied sich für ein schwerwiegendes Vergehen. Statt auf Lou loszuschlagen, packte er Oz und warf ihn brutal zu Boden.

»Du blöder, stinkender Yankee.«

Sein triumphierender Blick war nur von kurzer Dauer, denn er fing sich von Lous knochiger Rechten einen Schlag ins Gesicht ein. Billy gesellte sich zu Oz auf den Boden, Blut lief ihm aus der Nase. Lou setzte sich rittlings auf Billy, bevor der Junge noch einen Atemzug machen konnte, und hämmerte mit beiden Fäusten auf ihn ein. Billy heulte wie ein geprügelter Hund und schlug wild um sich. Ein Schwinger traf Lou an der Lippe, doch sie drosch weiter auf ihn ein, bis Billy keine Gegenwehr mehr leistete und nur noch sein Gesicht schützte.

Dann teilte sich das Meer, und Mrs McCoy strömte durch die Gasse. Zwar gelang es ihr, Lou von Billy herunterzuziehen, doch die Anstrengung ließ sie schwer atmen.

»Louisa Mae! Was würde dein Vater dazu sagen?«

Lous Brust hob und senkte sich heftig, ihre Hände blieben zu Fäusten geballt – robuste Werkzeuge, mit denen man Jungs verhauen konnte.

Estelle McCoy half Billy auf die Beine. Der Junge bedeckte sein Gesicht mit dem Ärmel und schluchzte leise in die Arm-

beuge. »Und nun entschuldigst du dich bei Billy«, beharrte die Lehrerin.

Lous Entschuldigung bestand aus einem Satz in seine Richtung und einem weiteren wütenden Schwinger. Billy sprang zurück wie ein Kaninchen, das von einer hungrigen Schlange in die Ecke getrieben wird.

Mrs McCoy zog kräftig an Lous Arm. »Louisa Mae, du hörst jetzt sofort auf damit und entschuldigst dich.«

»Von mir aus kann er zur Hölle fahren.«

Angesichts solcher Worte aus dem Munde der Tochter eines so berühmten Mannes schien Estelle McCoy dem Zusammenbruch nahe. »Louisa Mae! Was sind das für Ausdrücke!«

Lou riss sich los und rannte wie der Wind die Straße entlang.

Billy floh in die entgegengesetzte Richtung. Und Estelle McCoy blieb mit leeren Händen auf dem Schlachtfeld zurück.

Oz, den man bei all dem vergessen hatte, erhob sich leise, nahm die Jutetasche seiner Schwester, staubte sie ab und zog am Kleid der Lehrerin. Sie schaute verwundert zu ihm hinunter.

»Entschuldigen Sie, Ma'am«, sagte Oz. »Aber sie heißt Lou.«

KAPITEL 16

Louisa säuberte die Wunde in Lous Gesicht mit Wasser und Laugenseife und trug eine hausgemachte Tinktur auf, die wie Feuer brannte. Doch Lou zuckte nicht einmal zusammen.

»Freut mich, dass du dich so gut eingeführt hast, Lou.«

»Die haben uns Yankees genannt.«

»Gütiger Himmel«, sagte Louisa in gespielter Empörung.

»So ein böses Wort!«

»Und er hat Oz geschlagen.«

Louisas Miene wurde weicher. »Ihr müsst nun mal in die Schule gehn, Schatz. Ihr müsst lernen, mit den andern zurechtkommen.«

Lou blickte finster drein. »Warum können sie denn nicht mit uns zurechtkommen?«

»Weil sie hier zu Hause sind. Sie benehmen sich so, weil sie Kinder wie euch noch nie gesehn haben.«

Lou erhob sich. »Du weißt nicht, wie es ist, ein Außenseiter zu sein.« Sie rannte hinaus, während Louisa ihr kopfschüttelnd hinterherschaute.

Auf der Veranda wartete Oz auf seine Schwester.

»Ich hab deine Tasche in dein Zimmer gestellt«, sagte er.

Lou setzte sich auf die Treppe und stützte das Kinn auf die Knie.

»Mit mir ist alles in Ordnung, Lou.« Oz stand auf, sprang im Kreis herum, um es ihr zu zeigen, und wäre fast von der Veranda gefallen. »Siehst du, er hat mir überhaupt nichts getan.«

»Ist auch besser so, sonst hätte ich ihn richtig verprügelt.«

Oz besah sich ihre aufgesprungene Lippe. »Tut das sehr

weh?«

»Ich spüre gar nichts. Diese Bauernlümmele können vielleicht Kühe melken und Äcker pflügen, aber zuschlagen können die nicht.«

Als Cottons Oldsmobile vorgefahren kam, schauten sie auf. Der Anwalt stieg aus. Er hielt ein Buch unter den Arm geklemmt.

»Ich habe von eurem kleinen Abenteuer in der Schule gehört«, sagte er, als er die Treppe heraufkam.

Lou war erstaunt. »Das spricht sich ja schnell rum.«

Cotton setzte sich neben sie auf die Stufen. »Wenn es hier oben zu einem guten Kampf kam, setzen die Leute Himmel und Hölle in Bewegung, damit alle davon erfahren.«

»War kein großer Kampf«, sagte Lou stolz. »Billy Davis hat sich bloß zusammengerollt und wie 'n Baby geheult.«

»Er hat Lou die Lippe aufgeschlagen«, fügte Oz hinzu, »aber es tut ihr gar nicht weh.«

»Die haben uns Yankees genannt, als wär's eine Art Krankheit«, sagte Lou.

»Nun ja, vielleicht hilft es dir ein bisschen, wenn ich dir sage, dass ich auch Yankee bin. Aus Boston. Und mich haben die Leute hier akzeptiert. Na ja, zumindest die meisten.«

Lous Augen wurden größer und größer, als ihr die Verbindung bewusst wurde und sie sich fragte, warum sie bisher noch nicht daran gedacht hatte. »Boston? Longfellow ...? Sind Sie etwa ...?«

»Henry Wadsworth Longfellow war der Urgroßvater meines Großvaters. So kann man es wohl am leichtesten erklären.«

»Henry Wadsworth Longfellow. Mannomann!«

»Mannomann!«, wiederholte Oz, obgleich er nicht die geringste Ahnung hatte, von wem die Rede war.

»Mannomann, o ja. Ich wollte schon als Kind Schriftsteller werden.«

»Warum sind Sie 's dann nicht geworden?«, fragte Lou.

Cotton lächelte. »Obwohl ich gut geschriebene, fantasievolle Bücher besser zu schätzen weiß als die meisten, bin ich einfach nicht imstande, selbst etwas zu schreiben. Vielleicht ist das der Grund, weshalb ich hierhin gezogen bin, nachdem ich meinen Abschluss in Jura gemacht hatte. So weit weg von Longfellows Boston, wie es nur geht. Ich bin kein besonders guter Anwalt, aber ich komme zurecht. Außerdem habe ich so die Zeit, die Bücher der Autoren zu lesen, die wirklich gut schreiben können.« Er räusperte sich kurz und zitierte mit angenehmer Stimme: »Oft denk ich an jene schöne Stadt, / Die da liegt am weiten Meer; / Geh oft in Gedanken auf und ab ...«

Lou nahm den bekannten Vers auf: »Die Straßen der lieben alten Stadt. / Und die Jugend kehrt wieder her.«

Cotton schaute sie beeindruckt an. »Du kannst Longfellow zitieren?«

»Er war einer der Lieblingsdichter meines Vaters.«

Cotton hielt das Buch in die Höhe, das er mitgebracht hatte. »Und das ist einer *meiner* Lieblingsdichter.«

Lou warf einen erstaunten Blick auf das Buch. »Das ist der erste Roman meines Vaters.«

»Hast du ihn gelesen?«

»Pa hat mir Teile daraus vorgelesen. Eine Mutter verliert ihren einzigen Sohn und glaubt nun, ganz allein zu sein. Eine ziemlich traurige Geschichte.«

»Aber auch eine Geschichte über eine Heilung, Lou. Und darüber, wie man sich gegenseitig helfen kann.« Er hielt kurz inne. »Ich werde es deiner Mutter vorlesen.«

»Dad hat ihr schon alle seine Bücher vorgelesen«, sagte Lou

kalt.

Cotton wurde klar, was er getan hatte. »Lou, ich versuche nicht, deines Vaters Stelle einzunehmen.«

Sie er hob sich. »Er war ein echter Schriftsteller. Er hatte es nicht nötig, andere zu zitieren.«

Cotton stand ebenfalls auf. »Wäre dein Vater hier, würde er dir bestimmt sagen, dass es nichts Ehrenrühriges ist, die Worte anderer zu wiederholen. Das ist eher eine Art Respektsbezeugung. Und ich habe den allergrößten Respekt vor der Begabung deines Vaters.«

»Und Sie meinen, wenn Sie Mom was vorlesen, hilft es ihr?«, fragte Oz.

»Verschwenden Sie ruhig Ihre Zeit.« Lou ging davon.

»Ich find's okay, wenn Sie ihr was vorlesen«, sagte Oz.

Cotton gab dem Jungen die Hand. »Herzlichen Dank für die Erlaubnis, Oz. Ich werde mein Bestes geben.«

»Nun komm schon, Oz, wir haben noch 'ne Menge Arbeit!«, rief Lou.

Als Oz losrannte, warf Cotton noch einen Blick auf das Buch und ging dann ins Haus. Louisa war in der Küche.

»Du bist zum Vorlesen gekommen?«

»Das hatte ich vor, aber Lou hat ziemlich deutlich zum Ausdruck gebracht, dass sie es nicht gut findet, wenn ich aus den Büchern ihres Vaters lese. Vielleicht hat sie sogar Recht.«

Louisa schaute aus dem Fenster und sah, wie Lou und Oz in der Scheune verschwanden. »Hör mal, ich hab noch ziemlich viele Briefe, die Jack mir über die Jahre geschrieben hat. Ein paar sind aus der Zeit, als er aufs College ging, und die mag ich besonders. Er benutzt zwar einige schwierige Worte, von denen ich nich' weiß, was sie bedeuten, aber die Briefe sind trotzdem schön. Warum liest du ihr nich' diese Briefe vor? Weißt du,

Cotton, ich glaub nich', dass es wichtig ist, *was* man ihr vorliest. Aber wir können Zeit mit ihr verbringen, damit Amanda weiß, dass wir die Hoffnung nich' aufgeben.«

Cotton lächelte. »Du bist eine kluge Frau, Louisa. Ich finde, das ist eine sehr gute Idee.«

Lou trug den Kohleimer hinein und füllte den Kasten neben der Feuerstelle. Dann schlich sie durch den Korridor und horchte. Das Murmeln einer einzelnen Stimme trieb den Gang entlang. Lou flitzte wieder nach draußen und sah Cottons Automobil. Die Neugier hatte sie nun endgültig gepackt. Sie lief um die Seite des Hauses und blieb unter dem Fenster ihrer Mutter stehen. Das Fenster stand offen, war aber zu hoch, als dass sie hineinschauen konnte. Sie stellte sich auf die Zehenspitzen, doch auch das half ihr nicht.

»He, du da.«

Lou wirbelte herum und sah Diamond. Sofort nahm sie seinen Arm und zog ihn vom Fenster weg. »Du solltest dich nicht so an Leute heranschleichen.«

»Tut mir leid«, sagte er lächelnd.

Sie bemerkte, dass er etwas hinter seinem Rücken versteckt hielt. »Was hast du da?«

»Wo?«

»Na, da hinter deinem Rücken, Diamond.«

»Ach, das. Tja, also, ich ging grade über 'ne Wiese, und da standen sie nebeneinander. Und ich schwör bei Jesus, sie ha'm deinen Namen geflüstert.«

»Wer hat meinen Namen geflüstert?«

Diamond zog ein Sträußchen gelber Krokusse hervor und reichte es ihr.

Natürlich gab Lou sich alle Mühe, ihre Rührung nicht zu

zeigen. Sie bedankte sich bei Diamond und gab ihm einen Klaps auf den Rücken, der ihn husten ließ.

»Ich hab dich heute nicht in der Schule gesehen, Diamond.«

»Na ja.« Er scharrete mit einem nackten Fuß über den Boden, zupfte an seinem Overall und schaute überall hin, sah nur nicht Lou an. »Sag mal, was haste eigentlich da unterm Fenster gemacht, als ich kam?«

Lou vergaß die Schule erst einmal. Sie hatte eine Idee, und genau wie Diamond wollte sie nicht lang und breit erklären, was ihr im Sinn stand, sondern lieber handeln. »Willst du mir bei was helfen?«

Wenige Augenblicke später schwankte Diamond unter Lous Gewicht, und sie gab ihm einen Klaps auf den Kopf, dass er still stehen sollte, während sie auf seinen Schultern saß und ins Zimmer ihrer Mutter spähte.

Amanda lag im Bett, den Oberkörper aufgerichtet. Cotton saß in dem Schaukelstuhl neben ihr und las. Lou bemerkte erstaunt, dass er doch nicht aus dem Roman vorlas, den er mitgebracht hatte, sondern aus einem Brief, den er in der Hand hielt. Und Lou musste zugeben, dass der Mann eine angenehme Stimme besaß.

Cotton hatte den Brief aus einem Stapel ausgewählt, den Louisa ihm gegeben hatte. Dieser Brief erschien ihm besonders geeignet.

»Nun, Louisa, es wird dich freuen, dass meine Erinnerungen an den Berg so ungetriibt sind wie an dem Tag vor drei Jahren, als ich fortging. Es fällt mir ganz leicht, mich wieder nach Virginia ins Gebirge zu begeben. Ich schließe einfach die Augen, und sofort sehe ich viele gute alte Freunde hier und da am Ort, wie Lieblingsbücher, die man an besonderen Stellen

aufbewahrt. Du kennst doch den kleinen Moorbirkenbestand unten am Bach. Immer, wenn ihre Äste aneinander rieben, stellte ich mir vor, sie tauschten Geheimnisse miteinander aus. Und einmal bewegte sich ein Trupp von Rehen und Kitzen direkt vor mir am Rain deiner gepflügten Felder entlang, iuo sie unmittelbar an den Wald grenzen. Ich schaute in den Himmel und folgte dem Zickzackflug krächzender schwarzer Krähen und dann einem einzelnen Falken, der an das kobaltblaue Firmament genagelt schien.

Dieser Himmel! Oh, dieser Himmel. Du hast mir oft erzählt, dass es dir oben auf dem Berg so schien, als könntest du einfach nach ihm greifen und ihn festhalten, ihn in den Händen halten, ihn streicheln wie eine dösende Katze und seine überreiche Schönheit bewundern. Für mich war er wie eine kostbare Decke, in die ich mich einwickeln wollte, Louisa, um auf der Veranda ein ausgedehntes Nickerchen zu machen, eingehüllt in seine kühle Wärme. Und wenn die Nacht anbrach, wollte ich stets die Erinnerung an diesen Himmel ganz fest halten wie einen glänzenden Traum bis zum Anbruch des glimmenden Rosas der Morgenröte.

Ich erinnere mich auch, dass du mir erzählt hast, du hättest oft über dein Land geblickt, wohl wissend, dass es nicht eigentlich dir gehört, so wenig wie du das Sonnenlicht festhalten kannst oder die Luft, die du atmest. Manchmal stelle ich mir vor, viele unserer Ahnen stehen dort an der Tür des Farmhauses und blicken auf denselben Grund und Boden. Irgendwann jedoch wird die ganze Familie Cardinal verschwunden sein. Und dann, liebste Louisa, mögest du Mut fassen, denn der Blick über das weite Land jenseits des Tales, der Lauf der reißenden Flüsse, die sanften Wellen der grünen Hügel, aus denen hier und da kleine Perlen aus Licht hervorspähen wie

winzige Nuggets verborgenen Goldes – dies alles wird für immer forbestehen. Und es wird ihm nicht schlechter ergehen als zuvor, denn wir sind sterblich und unbedeutend angesichts der ewigen Existenz der Berge und müssen erkennen, dass Gott sie für die Ewigkeit geschaffen hat, wie du es mir so oft erzählt hast.

Obgleich ich nun ein anderes Leben führe, ein Leben in der Stadt, das mir zum größten Teil Freude macht, werde ich niemals vergessen, dass die Weitergabe von Erinnerungen der stärkste Faden in dem fein gesponnenen Netz ist, das uns als Menschen verbindet. Genau dem gedenke ich mein Leben zu widmen. Und wenn du mich je etwas gelehrt hast, dann dies: dass das, was wir in unserem Herzen bewahren, der grundlegende Bestandteil unserer Menschlichkeit ist.«

Cotton vernahm ein Geräusch, schaute zum Fenster und konnte einen Blick auf Lou erhaschen, bevor sie sich duckte. Cotton las leise für sich den letzten Teil des Briefes und beschloss dann, ihn mit lauter, kräftiger Stimme vorzulesen. Dabei sprach er viel eher zur Tochter, die vor dem Fenster lauerte, als zu der Mutter, die im Bett lag.

»Und wenn ich an dich denke, wie du all die Jahre dein Leben in Ehrlichkeit, Anstand und Mitgefühl verbracht hast, dann weiß ich, dass nichts so mächtig ist wie die standhafte Zuneigung eines Menschen, der die Hand nach einem anderen ausstreckt, über den Abgrund der Verzweiflung hinweg. Ich denke jeden Tag an dich, Louisa, und werde immer an dich denken, solange mein Herz schlägt. In Liebe, dein Jack.«

Lou schob den Kopf wieder über die Fensterbank. Zentimeter

für Zentimeter drehte sie sich, bis sie ihre Mutter sehen konnte. Doch es war keine Veränderung bei ihr festzustellen, nicht die geringste. Zornig stieß Lou sich vom Fenster ab. Der arme Diamond wankte wieder heftig, und Lous Schubser war seinen Bemühungen, das Gleichgewicht zu halten, nicht gerade förderlich. Schließlich verlor Diamond den Kampf, und beide fielen. Ihr Sturz endete mit einem dumpfen Aufschrei und lautem Stöhnen.

Cotton stürmte zum Fenster und sah gerade noch, wie die beiden um die Hausecke flitzten. Er wandte sich wieder der Frau im Bett zu. »Sie müssten sich wirklich wieder zu uns gesellen, Miss Amanda«, sagte er und fügte dann leise hinzu, als hätte er Angst, jemand könne ihn hören: »Aus vielen Gründen.«

KAPITEL 17

Das Haus lag im Dunkeln, und der Himmel hing voller Gewölk, das für den Morgen kräftigen Regen versprach. Doch wenn rasch dahinziehende Wolkenbänke und wechselnde Winde über den Bergkamm wehten, drehte sich das Wetter oft sehr schnell: Aus Schnee wurde Regen, und der klare Himmel bezog sich, und man wurde nass oder fror, wenn man es am wenigsten erwartete. Die Kühe, Schweine und Schafe waren sicher in der Scheune untergebracht, denn man hatte Old Mo, den Berglöwen, in der Nähe gesehen, und es hieß, auf der Tyler-Farm sei ein Kalb gerissen worden und bei den Ramseys ein Schwein. Alle Bewohner des Berges trugen ihre Waffen bei sich und hielten die Augen nach dem alten Herumtreiber offen.

Sam und Hit standen stumm in ihrem Pferch. Old Mo würde sich niemals an dieses Pärchen wagen. Ein streitlustiges Maultier konnte in Windeseile praktisch alles und jeden zu Tode treten.

Die Tür des Farmhauses öffnete sich. Oz machte kein Geräusch, als er sie hinter sich wieder schloss. Der Junge war angezogen und hielt seinen Stoffbären fest an sich gedrückt. Er schaute sich ein paar Mal um und rannte dann an den Pferchen vorbei, über die Felder und hinein in den Wald.

Die Nacht war kolkrabenschwarz, der Wind rüttelte an den Bäumen, das Unterholz war erfüllt von heimlichen Bewegungen, und das hohe Gras schien nach Oz' Hosenbeinen zu greifen. Der kleine Junge war überzeugt davon, dass sich in der Nähe ganze Regimenter von Unholden herumtrieben, in voller furchterregender Pracht, und dass er ihr einziges Opfer auf der

großen weiten Welt sei. Doch irgend etwas in Oz' Innerem hatte sich inzwischen über dieses Grauen erhoben, denn er dachte kein einziges Mal daran, umzukehren. Nun ja, vielleicht einmal, gestand er sich ein. Oder sogar zweimal.

Eine Zeit lang lief er recht schnell, nahm seinen Weg über Unebenheiten, sprang über kreuz und quer verlaufende Gräben und stolperte durch das Wirrwarr des dichten Waldes. Er kämpfte sich durch einen letzten Hain, wurde langsamer und blieb stehen, wartete ein bisschen und trat dann hinaus aufs Feld. Schon von weitem sah er sein Ziel: den Brunnen.

Noch einmal atmete er tief durch, drückte seinen Teddy fester und stieg mutig den Hang hinauf. Aber Oz war kein Narr, also flüsterte er, nur für alle Fälle: »Es ist ein Wunschbrunnen, kein verwunschener. Es ist ein Wunschbrunnen, kein verwunschener.«

Er blieb stehen und starnte auf das Ungetüm aus Ziegeln und Mörtel, dann spuckte er in eine Hand und rieb sie sich durchs Haar. Das sollte ihm Glück bringen. Dann schaute er lange seinen geliebten Teddybären an, legte ihn vorsichtig auf den Sockel des Brunnens und trat zurück.

»Mach's gut, Teddy. Ich hab dich lieb, aber ich muss dich weggeben. Wegen dem Versprechen. Du verstehst das, ja?«

Dann wusste er nicht so recht, was er jetzt machen sollte. Schließlich bekreuzigte er sich und faltete die Hände wie zum Gebet, in dem Glauben, dies würde sogar die anspruchsvollsten Geister milde stimmen, die kleinen Jungen Wünsche erfüllten, wenn diese ganz fest darum batzen. Oz schaute zum Himmel hinauf. »Ich wünsche mir, dass meine Mom wieder wach wird und mich wieder lieb hat«, bat er. Er hielt kurz inne und fügte dann ernst hinzu: »Und Lou auch.«

So stand er im bitterkalten Wind, während aus Tausenden

verborgener Felsspalten seltsame Geräusche ertönten, die alle, da war Oz sicher, ziemlich bösartiger Natur waren. Und trotz allem hatte er keine Angst; er hatte getan, weshalb er hergekommen war.

Er beschloss sein Gebet mit: »Amen, Jesus!«

Einen Augenblick, nachdem Oz sich umgedreht hatte und wieder losgerannt war, trat Lou aus dem Wald und schaute ihrem Bruder nach. Sie ging zu dem Brunnen, bückte sich und hob den Bären auf.

»Oh, Oz, was bist du für ein Dummkopf.« Doch ihr Herz war nicht in diesen Schimpfworten, und ihre Stimme brach. Und ironischerweise kniete jetzt die beinharte Lou und nicht ihr weichherziger kleiner Bruder auf dem feuchten Grund und schluchzte. Schließlich wischte sie sich mit dem Ärmel übers Gesicht, stand auf und wandte sich vom Brunnen ab. Sie drückte Oz' Teddy fest an ihre Brust und ging davon. Doch irgendetwas ließ sie noch einmal innehalten – was es war, wusste sie nicht genau. Der schneidende Wind schien sie zurückzutreiben zu dem Ding, das Diamond Skinner, der Blödmann, einen Wunschbrunnen genannt hatte. Lou drehte sich um und schaute ihn an, und in dieser Nacht, da der Mond sie völlig im Stich gelassen zu haben schien, schien der Brunnen zu glühen, als stünde er in Flammen.

Lou verschwendete keine Zeit. Sie setzte den Bären wieder ab, langte in eine Tasche ihres Overalls und zog etwas hervor: das Foto, das sie und ihre Mutter zeigte; es steckte noch in dem Rähmchen. Lou stellte das kostbare Bild direkt neben den Bären, trat zurück, und wie ihr Bruder es ihr vorgemacht hatte, faltete sie die Hände und blickte zum Himmel. Im Gegensatz zu Oz machte sie sich nicht die Mühe, sich zu bekreuzigen oder laut und deutlich zum Brunnen oder zum Himmel über ihr zu

sprechen. Ihr Mund bewegte sich, doch waren keine Worte zu hören, so als fehle es ihr noch immer an wahrem Vertrauen in das, was sie tat.

Als Lou fertig war, eilte sie ihrem Bruder hinterher, achtete aber darauf, stets einen gewissen Abstand zu halten. Oz sollte nicht erfahren, dass sie ihm gefolgt war, wobei sie eigentlich nur auf ihn hatte aufpassen wollen. Hinter ihr blieben Bär und Foto verlassen an den Stein gelehnt zurück wie Opfergaben an einem provisorischen Schrein für die Toten.

Wie Louisa vorhergesagt hatte, schlossen Lou und Hit irgendwann Waffenstillstand miteinander. Louisa hatte voller Stolz beobachtet, wie Lou sich jedes Mal aufgerappelt hatte, wenn Hit sie niederwarf. Nach jedem Kampf mit dem widerstrebigen Tier zeigte das Mädchen keineswegs größere Angst, sondern wurde im Gegenteil immer entschlossener. Und geschickter. Inzwischen bewegten sich Pflug, Maultier und Lou in einem gemeinsamen Rhythmus.

Oz dagegen wurde zum Experten für das Fahren des großen Eggeschlittens, den das andere Maultier, Sam, über die Felder schleppte. Da es Oz dazu erheblich an Gewicht mangelte, hatte Eugene rings um seinen Sitz Steine aufgetürmt, sodass die großen Erdschollen unter dem Druck nachgaben und unter dem gleichmäßigen Zug aufbrachen, und die Egge glättete den Acker schließlich wie Zuckerguss auf einem Kuchen. Nach Wochen der Arbeit, des Schweißes und müder Muskeln konnten die vier Atem holen und den guten Mutterboden in Augenschein nehmen, der nun bereit war, die Saat aufzunehmen.

Dr. Travis Barnes war aus Dickens herübergekommen, um Amanda zu untersuchen. Er war ein stämmiger, ganz in Schwarz gekleideter Mann mit kurzen Beinen, einem Gesicht

rot wie ein Schinken und grauem Backenbart. Für Lou sah er aus wie ein Leichenbestatter, der gekommen war, um jemanden beizusetzen, und nicht wie ein Mann, den man gelehrt hatte, Leben zu erhalten. Doch der Doktor erwies sich als freundlich und besaß einen Sinn für Humor, der ihnen allen angesichts seiner traurigen Mission ein wenig Trost spendete.

Cotton und die Kinder warteten im Vorderzimmer, während Louisa bei Travis blieb, solange die Untersuchung Amandas andauerte. Als der Arzt schließlich wieder zu den anderen ins Vorderzimmer kam, schüttelte er den Kopf und umklammerte fest seine schwarze Tasche. Louisa folgte ihm und versuchte, nicht zu düster zu blicken.

Der Arzt setzte sich an den Küchentisch und griff nach einer Tasse Kaffee, die Louisa zubereitet hatte. Eine Zeit lang blickte er in die Tasse, als suche er irgendwelche ermunternden Worte, die in der Seihe aus Bohnen und Zichorie trieben.

»Die gute Nachricht ist«, begann er, »dass es eurer Momma, soweit ich das feststellen kann, körperlich gut geht. Ihre Verletzungen sind alle verheilt. Sie ist jung und stark und kann essen und trinken, und solange ihr die gymnastischen Übungen mit Armen und Beinen fortsetzt, werden die Muskeln nicht allzu sehr erschlaffen.« Er hielt inne und setzte die Tasse ab. »Aber ich fürchte, das sind zugleich auch die schlechten Nachrichten. Denn das bedeutet, das Problem liegt hier.« Er tippte sich gegen die Stirn. »Und dagegen können wir nicht viel tun. Meine Fähigkeiten jedenfalls übersteigt es bei weitem. Wir können nur hoffen und beten, dass sie eines Tages erwacht.«

Oz nahm es gelassen, sein Optimismus blieb ungetrübt. Lou wertete die Information einfach als weitere Bekräftigung dessen, was sie bereits wusste.

In der Schule lief es glatter, als Lou anfangs gedacht hatte. Nachdem sie ihre Fäuste hatte wirbeln lassen, akzeptierten die Bergkinder sie viel besser als zuvor. Lou hatte nicht den Eindruck, dass sie jemals enger mit irgendeinem von ihnen befreundet sein würde, aber zumindest hatten die offenen Feindseligkeiten nachgelassen. Billy Davis kehrte mehrere Tage lang nicht mehr in die Schule zurück. Als er dann kam, waren die blauen Flecke, die er Lou zu verdanken hatte, größtenteils verblasst, wenngleich es neue gab, von denen Lou vermutete, dass sie von seinem Vater stammten, dem schrecklichen George Davis. Das reichte aus, dass Lou sich ein wenig mitschuldig fühlte. Und obwohl Billy ihr auswich wie einer Mokassinschlange, die jeden Augenblick zuschnappen konnte, blieb Lou ständig auf der Hut. Sie wusste mittlerweile: Wenn man es am wenigsten erwartete, schlug das Unheil gnadenlos zu.

Estelle McCoy war im Umgang mit ihnen ebenfalls vorsichtiger geworden. Offensichtlich waren Lou und Oz den anderen um einiges voraus, was das Bücherwissen betraf. Doch sie protzten nicht damit, was Estelle McCoy zu schätzen schien. Sie redete Lou nie wieder mit Louisa Mae an. Lou und Oz hatten der Schulbibliothek eine Kiste mit eigenen Büchern vermacht, und die Kinder waren eins nach dem anderen herangeschlichen, um sich bei ihnen zu bedanken. So herrschte für den Augenblick Ruhe an allen Fronten.

Lou stand vor der Morgendämmerung auf, verrichtete ihre Hausarbeiten und ging zur Schule. Zu Mittag aß sie ihr Maisbrot und trank gemeinsam mit Oz ihre Milch unter dem Walnussbaum, in den die Initialen und Namen derjenigen eingeritzt waren, die hier schon die Schulbank gedrückt hatten. Lou verspürte nie das Verlangen, sich ebenfalls auf diese Weise zu

verewigen, weil es etwas Dauerhaftes symbolisierte, das sie nicht billigen wollte. Nachmittags wartete dann weitere Farmarbeit auf die beiden Kinder, und kurz nach Sonnenuntergang fielen sie erschöpft in die Betten. Es war ein gleichförmiges Leben ohne besondere Vorkommnisse, das Lou im Augenblick sehr zu schätzen wusste.

Es hatte eine Läuseplage in Big Spruce gegeben, und sowohl Lou als auch Oz hatten Kopfwäschen mit Petroleum über sich ergehen lassen müssen. »Kommt dem Feuer bloß nich' zu nah«, hatte Louisa danach gesagt.

»Das ist ja ekelhaft«, beschwerte sich Lou und fingerte in den klebrigen Strähnen herum.

»Als ich in der Schule war und mir Läuse geholt hab, ha'm sie mir Schwefel, Schweinfett und Schießpulver ins Haar geschmiert«, erzählte Louisa. »Ich könnt meinen eigenen Gestank nich' ertragen und hatte schreckliche Angst, jemand könnte 'n Streichholz anzünden und mein Kopf würd explodieren.«

»Als du klein warst, gab es schon eine Schule?«, fragte Oz.

Louisa lächelte. »Damals sagte man Spendenschule dazu, Oz. Ein Dollar im Monat, für je drei Monate im Jahr, und ich war eine richtig gute Schülerin. Wir waren an die hundert Kinder in 'nem Holzschuppen mit nur einem Raum. Er hatte 'nen Dielenboden, der an heißen Tagen spliss und an kalten Tagen gefror. Der Lehrer war mitm Stock schnell bei der Hand, und ein ungezogener Schüler musste 'ne gute halbe Stunde auf Zehenspitzen stehn und die Nase in einen Kreis stecken, den der Lehrer auf die Tafel gemalt hatte. Ich musste nie auf Zehenspitzen stehn. Ich war zwar nich' immer brav, aber sie ha'm mich nie erwischt. Manche Schüler waren erwachsene Männer, die gerade erst ausm Krieg heimgekehrt waren und 'n Arm

oder Bein verloren hatten und nun Rechnen und Schreiben lernen wollten. Die ha'm die Wörter immer laut vor sich hingesprochen. So laut, dass der verdammichte Lärm die Pferde erschreckt hat.« Ihre haselnussbraunen Augen funkelten. »Ich hatte 'nen Lehrer, der die Zeichnung vom Fell seiner Kuh benutzte, um uns Erdkunde beizubringen. Bis heute kann ich keine Landkarte anschauen, ohne an das verdammichte Tier zu denken.« Sie schaute die Kinder an. »Aber eigentlich ist es egal, wo man lernt. Hauptsache, ihr lernt, was ihr lernen müsst. Genau, wie 's euer Pa getan hat«, fügte sie hinzu, vor allem, um Lous willen, und tatsächlich beklagte das Mädchen sich nicht mehr über ihr Petroleumhaar.

KAPITEL 18

Eines Morgens erbarmte sich Louisa und gab Lou und Oz den Samstag frei, einen wohlverdienten und bitter nötigen Tag, an dem sie tun konnten, wozu sie Lust hatten. Das Wetter war herrlich; ein leichter Wind wehte von Westen unter einem blauen Himmel, und die in vollem Grün stehenden Bäume wogten in der Brise. Diamond und Jeb kamen sie abholen, weil Diamond ihnen einen ganz besonderen Ort in den Wäldern zeigen wollte, und so zogen sie los.

Diamonds Äußeres war praktisch unverändert: derselbe Overall, dasselbe Hemd, keine Schuhe. An seinen Fußsohlen mussten längst sämtliche Nerven abgestorben sein, sagte sich Lou, denn sie sah, wie Diamond über scharfe Steine, Disteln und sogar durch ein Dornengebüsch lief, und nicht einmal sah sie Blut oder ihn auch nur zusammenzucken. Er trug eine speckige Kappe, die er sich tief ins Gesicht gezogen hatte. Lou fragte ihn, ob sie seinem Vater gehörte, erhielt aber nur ein unwilliges Grunzen zur Antwort.

Sie gelangten zu einer hohen Eiche, die auf einer Lichtung stand; zumindest hatte man dort das Unterholz etwas weggeschlagen. Lou bemerkte, dass zugesägte Holzstücke in den Stamm genagelt worden waren und eine primitive Leiter bildeten. Diamond setzte einen Fuß auf die erste Sprosse und stieg hinauf.

»Wo willst du hin?«, fragte Lou, während Oz Jeb festhielt, weil der Hund Anstalten machte, seinem Herrchen auf den Baum zu folgen.

»Den lieben Gott besuchen«, rief er zurück und zeigte nach

oben. Lou und Oz schauten in den Himmel.

Hoch über ihnen lagen einige geglättete Fichtenäste nebeneinander auf den dicken Ästen der Eiche und bildeten einen Boden. Eine Segeltuchplane war über einen starken Zweig geworfen worden, und die Seiten waren mit Tauen an den Bodenhölzern festgezurrt, sodass das Ganze den Eindruck eines Zeltes hervorrief. Das Baumhaus versprach zwar einiges an Vergnügen, sah aber auch so aus, als könnte ein kräftiger Windstoß es zu Boden fegen.

Diamond bewegte sich mit geschmeidiger Anmut und war schon zu drei Vierteln oben.

»Nun kommt schon«, sagte er.

Lou, die lieber einen qualvollen Tod gestorben wäre, als einzugestehen, dass irgendetwas über ihre Kräfte ging, setzte einen Fuß auf eine Sprosse und ergriff eine andere. »Du kannst ja unten bleiben, wenn du willst, Oz«, sagte sie. »Wir bleiben sicher nicht lange da oben.« Sie kletterte hinauf.

»Ich habe richtig tolle Sachen hier oben, yes, Sir«, rief Diamond lockend von oben. Er hatte inzwischen die Plattform erreicht und ließ die Füße über den Rand baumeln.

Oz spuckte feierlich in die Hände, ergriff eine Sprosse und kletterte seiner Schwester hinterher.

Sie saßen im Schneidersitz auf dem Fichtenboden, der ein ungefähr zwei mal zwei Meter großes Quadrat bildete. Das Segeltuch warf einen angenehmen Schatten, und Diamond zeigte ihnen seine Schätze. Zuerst eine Pfeilspitze aus Feuerstein, von der er behauptete, sie sei mindestens eine Million Jahre alt und er hätte sie in einem Traum bekommen. Dann holte er aus einer alten Stofftasche, die vor Feuchtigkeit glänzte, das Skelett eines kleinen Vogels, den man, wie er behauptete, nicht mehr gesehen habe, kurz nachdem Gott die Welt

erschaffen hatte.

»Du meinst, seine Art ist ausgestorben?«, fragte Lou.

»Nee, ich meine, den gibt's nich' mehr.«

Oz war fasziniert von einem hohlen Metallstab, in dessen einem Ende ein dickes Stück Glas steckte. Er schaute hindurch, doch obwohl alles ein wenig vergrößert erschien, war das Glas so schmutzig und verkratzt, dass er Kopfschmerzen bekam.

»Damit seh ich meilenweit, wenn einer kommt«, erklärte Diamond und ließ die Hand über sein Königreich schweifen. »Ob Freund oder Feind.« Dann zeigte er ihnen eine Kugel, die angeblich 1861 von einem U.S.-Springfield-Gewehr abgeschossen worden war.

»Woher willst du das wissen?«, fragte Lou.

»Weil mein Ur-ur-ur-ur-uropa sie vererbt hat und mein Opa sie mir gab, bevor er gestorben is'. Mein Uropa hat für die Union gekämpft, wisst ihr.«

»O Mann!«, sagte Oz.

»Yep. Sie ha'm zu Haus sein Bild gegen die Wand gedreht und alles. Aber er wollte für keinen, dem andre Menschen gehören, ein Gewehr in die Hand nehmen. Das is' nich' richtig, hat er gesagt.«

»Das ist bewundernswert«, sagte Lou.

»Guckt mal hier«, sagte Diamond. Er nahm aus einem kleinen Holzkasten ein Stück Kohle und gab es Lou. »Na, was is' das?«, fragte er.

Lou schaute es sich an. Der Stein war brüchig und rau. »Na, Kohle«, sagte sie, gab den Stein zurück und wischte sich die Hände an den Hosenbeinen ab.

»Nein, is' mehr als bloß Kohle. Guckt mal genau hin: Da steckt 'n Diamant drin. So wie ich einer bin.«

Oz beugte sich vor und ergriff den Stein. »O Mann!« Mehr

brachte er auch diesmal nicht zu Stande.

»Ein Diamant?«, fragte Lou. »Woher weißt du das?«

»Der Mann, der mir den Stein gegeben hat, der hat's gesagt. Und er hat nix dafür gewollt. Der wusste nicht mal, dass ich Diamond heiß. Wirklich wahr«, fügte er ungehalten hinzu, als er den Unglauben auf Lous Gesicht sah. Er nahm Oz den Klumpen wieder ab. »Ich kratz jeden Tag 'n bisschen davon ab. Eines Tages is' die Kohle weg, und nur der Diamant is' übrig, der größte und schönste Diamant von der Welt.«

Oz betrachtete den Stein mit der Ehrfurcht, die er normalerweise nur Erwachsenen und der Kirche vorbehielt. »Und was machst du damit?«

Diamond zuckte mit den Achseln. »Bin mir noch nich' sicher. Vielleicht gar nix. Vielleicht lass ich ihn hier oben. Vielleicht schenk ich ihn dir. Würd dir das gefallen?«

»Wenn da wirklich ein Diamant drin ist, könntest du ihn für viel Geld verkaufen«, bemerkte Lou.

Diamond rieb sich die Nase. »Brauch aber kein Geld. Hab hier auf dem Berg alles, was ich brauch.«

»Bist du eigentlich jemals von dem Berg runtergekommen?«, fragte Lou.

Offensichtlich zutiefst gekränkt, schaute er das Mädchen an. »Hältste mich für 'n Hinterwäldler, oder was? War schon oft unten bei McKenzie's an der Brücke. Und auch in Tremont.«

Lou ließ den Blick über die Wipfel schweifen. »Und wie steht's mit Dickens? Schon mal dort gewesen?«

»Dickens?« Diamond fiel fast vom Baum. »Das dauert 'n ganzen Tag, dahin zu laufen. Warum sollte einer überhaupt nach Dickens?«

»Weil es da anders ist als hier. Weil ich es hier satt habe. Immer nur Erde und Maultiere und Mist und Wasserschlep-

pen«, sagte Lou. Sie schlug auf ihre Tasche. »Und weil mir zwanzig Dollar, die ich von New York mitgebracht habe, ein Loch in die Tasche brennen«, fügte sie hinzu.

Diese gewaltige Summe machte Diamond schwindlig, doch selbst er schien zu begreifen, was man damit anfangen konnte. »Zum Laufen trotzdem zu weit«, sagte er und spielte weiter mit dem Kohleklumpen, als wollte er den Diamanten dazu bringen, endlich zu schlüpfen.

»Dann laufen wir eben nicht«, entgegnete Lou.

Er schaute sie an. »Tremont ist näher.«

»Nein, Dickens. Ich will nach Dickens.«

»Wir könnten ein Taxi nehmen«, sagte Oz.

»Wenn wir in McKenzie's an der Brücke sind«, überlegte Lou, »können wir vielleicht per Anhalter nach Dickens fahren. Wie weit ist eigentlich die Brücke zu Fuß?«

Diamond dachte nach. »Über die Straße an die vier Stunden. Wenn wir da ankommen, müssen wir auch schon wieder zurück. War ziemlich anstrengend, nur um mal 'nen Tag von der Schufterei auf der Farm wegzukommen.«

»Gibt es noch einen anderen Weg als die Straße?«

»Willste wirklich da runter?«

Lou atmete tief durch. »Ich will wirklich da runter, Diamond.«

»Na gut, dann gehn wir. Ich kenn 'ne Abkürzung. Mann, da sind wir schneller da, als wir niesen können.«

Seit die Berge entstanden waren, hatte das Wasser über Jahrtausende hinweg den weichen Kalkstein ausgeschwemmt und Hunderte Meter tiefe Höhlen und Rinnen zwischen den härteren Felsen ausgewaschen. Die Linie schmaler Bergzinnen erhob sich neben den dreien, als sie endlich losmarschierten. Eine weite Klamm, an die sie schließlich gelangten, schien

unpassierbar, bis Diamond sie an einen Baum führte. Hier wuchsen Tulpenbäume von gewaltigem Umfang, der schon in Metern und nicht mehr in Zentimetern gemessen werden musste. Viele waren dicker als der Körper eines Mannes und erhoben sich an die fünfzig Meter in den Himmel. Aus einem einzigen Stamm konnten viereinhalbtausend Meter Bretter gesägt werden. Ein beeindruckendes Exemplar dieser Bäume lag quer über der Schlucht und bildete eine Brücke.

»Wenn wir hier drübergehn, kürzen wir den Weg nach unten ab«, sagte Diamond.

Oz schaute über die Schlucht, sah nur Felsen und Wasser am Ende einer tiefen Klippe und wich zurück wie eine erschrockene Kuh. Sogar Lou blickte unsicher drein. Aber Diamond ging bereits zu dem Stamm.

»Is' kein Problem. Dick und breit. Schitte, macht einfach die Augen zu und geht rüber. Kommt schon.«

Er balancierte hinüber, ohne auch nur einmal in die Tiefe zu schauen. Jeb flitzte lebhaft hinter ihm her. Diamond erreichte wieder festen Boden und blickte zurück. »Nun kommt schon«, wiederholte er.

Lou setzte einen Fuß auf die Pappel, machte aber keinen Schritt.

»Guck einfach nicht runter!«, rief Diamond von der anderen Seite des Abgrunds. »Is' doch ganz leicht!«

Lou drehte sich zu ihrem Bruder um. »Du bleibst hier, Oz. Lass mich erst nachschauen, ob es wirklich sicher ist.« Sie ballte die Hände zu Fäusten, betrat den Stamm und ging hinüber. Den Blick starr auf Diamond gerichtet, erreichte sie ihn kurz darauf auf der anderen Seite. Sie schaute zu Oz zurück. Er machte keine Anstalten, den Baumstamm zu betreten, starre stur zu Boden.

»Geh du allein weiter, Diamond. Ich gehe mit ihm zurück.«

»Nee, so machen wir 's nicht. Du has' gesagt, du willst in die Stadt. Also gehn wir in die Stadt, verdammich.«

»Ich gehe nicht ohne Oz.«

»Musst du auch nich'.«

Diamond befahl Jeb, auf ihn zu warten, und lief über die Baumbrücke zurück. Er nahm Oz huckepack, und Lou beobachtete voller Bewunderung, wie Diamond den Jungen über den Stamm trug.

»Du bist ganz schön stark, Diamond«, sagte Oz, als er erleichtert aufatmete und behutsam zurück auf den Boden glitt.

»Ach, das war doch gar nix. Mich hat mal 'n Bär über diesen Baum gejagt, und ich hatte Jeb und 'n Sack Mehl aufm Rücken. Außerdem war's Nacht. Und es regnete so fest, dass Gott über irgendwas geheult haben muss. Konnte überhaupt nix erkennen. Na ja, wär auch fast zweimal abgerutscht.«

»Du meine Güte«, sagte Oz.

Lou verbiss sich ein Lächeln. »Und was ist mit dem Bären passiert?«, fragte sie mit scheinbar aufrichtigem gespanntem Interesse.

»Hat mich verpasst und is' im Wasser gelandet. Das verdammte Biest hat mich nie wieder geärgert.«

»Gehen wir in die Stadt, Diamond«, sagte sie und zog ihn am Ärmel, »bevor dieser Bär zurückkommt.«

Sie überquerten noch ein anderes Gebilde, eine Hängebrücke aus Tauwerk und Zedernholzbrettern mit Löchern an den Rändern, durch die das Hanfseil gezogen und verknotet war. Diamond erzählte ihnen, dass Piraten, Siedler und später auch Flüchtlinge der Konföderierten diese alte Brücke gebaut und sie zu verschiedenen Zeiten erweitert hätten. Diamond behauptete zu wissen, wo diese Leute begraben lagen. Er habe jedoch

einer Person, die er nicht nennen wollte, geschworen, dieses Geheimnis auf ewig für sich zu behalten.

Sie stiegen weiter die Hänge hinab, die oft so steil waren, dass sie sich an Bäumen, Ranken und aneinander festhalten mussten, um nicht kopfüber in die Tiefe zu stürzen. Von Zeit zu Zeit blieb Lou stehen und klammerte sich an einen Baum, um Ausschau zu halten. Es war schon etwas Besonderes, auf steilem Grund zu stehen, wo es in die Tiefe ging, während ringsum hohe Berge aufragten. Als der Boden ebener und Oz müde wurde, trugen Lou und Diamond ihn abwechselnd.

Am Fuß des Berges erwartete sie ein neues Hindernis. Der abgestellte Kohlezug war mindestens hundert Wagons lang und versperrte ihnen den Weg in beide Richtungen, so weit sie sehen konnten. Anders als bei Personenzügen standen die Wagons der Kohlezüge zu eng beisammen, um zwischen ihnen hindurchschlüpfen zu können. Diamond nahm einen Stein und schleuderte ihn gegen einen der Frachtwagen. Er traf genau den Namen der Gesellschaft, der dort prangte: Southern Valley Coal & Gas.

»Was jetzt?«, fragte Lou. »Drüberklettern?« Sie schaute an den voll beladenen Wagons hinauf, die wenig Möglichkeiten boten, Halt zu finden, und fragte sich, wie sie darüber hinweg kommen konnten.

»Schitte, nee«, sagte Diamond. »Drunter her.« Er stopfte seine Kappe in die Hosentasche, legte sich auf den Bauch und robbte zwischen die Räder und unter den Zug. Lou und Oz folgten ihm schnell, dann auch Jeb. Sie erreichten die andere Seite und klopften sich den Dreck von der Kleidung.

»'n Junge is' letztes Jahr in zwei Hälften zerschnitten worden, als er das versucht hat«, sagte Diamond. »Der Zug is' angefahren, als er gerade drunter war. Ich hab's zwar nicht

selbst gesehn, aber ich hab gehört, es soll nicht grade schön gewesen sein.«

»Warum hast du uns das nicht erzählt, bevor wir unter den Zug gekrochen sind?«, fragte eine fassungslose Lou.

»Dann wärt ihr wohl nich' mehr unten durchgekrochen, was?«

Auf der Hauptstraße nahm ein Ramsey-Candy-Laster sie mit, und der rundliche, uniformierte Fahrer gab jedem einen Riegel Blue-Banner-Schokolade. »Empfiehlt sie weiter«, trug er ihnen auf. »Schmeckt prima.«

»Geht klar«, sagte Diamond, als er hineinbiss. Er kaute langsam und methodisch, irgendwie so, als wäre er ein Genießer edler Schokolade und würde eine neue Sorte einem Geschmackstest unterziehen. »Sie geben mir noch 'nen Riegel, und ich empfehl die Sorte *zweimal* so schnell weiter.«

Nach einer langen, holperigen Fahrt in dem Laster setzte der Fahrer sie mitten in Dickens ab. Diamonds nackte Zehen hatten kaum den Asphalt berührt, als er auch schon zuerst den einen, dann den anderen Fuß hob. »Fühlt sich komisch an«, sagte er. »Mag ich nich'.«

»Diamond, also wirklich, sonst gehst du über Nägel, ohne dich zu beklagen«, sagte Lou, wobei sie sich umschaute. Verglichen mit dem, was sie gewöhnt war, war Dickens nicht mehr als ein Buckel auf der Straße, doch nach der Zeit auf dem Berg erschien ihr diese Ansammlung von Gebäuden wie die kultivierteste Metropole, die sie je gesehen hatte. Die Bürgersteige waren an diesem schönen Samstagmorgen voller Passanten, von denen hier und da kleine Gruppen auf die Straße schwappten. Die meisten waren adrett gekleidet, doch die Grubenarbeiter waren leicht auszumachen: schwerfällige Gestalten mit gekrümmten Rücken und lautem, trockenem

Husten aus den zerstörten Lungen.

Ein gewaltiges Transparent überspannte die Straße. Darauf stand in Buchstaben, die so schwarz waren wie das Gestein: »KOHLE IST DER KÖNIG«. Unmittelbar darunter, wo das Transparent an einem vorspringenden Balken eines Gebäudes befestigt war, befand sich ein Büro von Southern Coal & Gas. Eine Warteschlange von Männern stand dort an, während andere aus dem Büro herausströmten, alle mit einem Lächeln auf dem Gesicht. Entweder hielten sie Geld in den Händen, oder man hatte ihnen offenbar einen guten Job versprochen.

Geschäftsmäßig gekleidete Männer mit Filzhüten und in dreiteiligen Anzügen schnippten eifrigeren Kindern auf der Straße Silbermünzen zu. Das Autohaus verzeichnete ein lebhaftes Geschäft, und die Läden waren gefüllt mit Markenartikeln und Käufern, die danach gierten, diese zu erstehen. Der Wohlstand feierte hier, am Fuße dieses Berges in Virginia, fröhliche Urstände. Die Szenerie wurde von lebhafter, beschwingter Hektik bestimmt und rief in Lou sofort Heimweh nach der Stadt hervor.

»Wie kommt es, dass deine Eltern dich nie hierhin mitgenommen haben, Diamond?«, fragte Lou, als sie weitergingen.

»Hatte nie einen Grund, hierher zu kommen, deshalb.« Er vergrub die Hände in den Hosentaschen und schaute einen Telegrafenmast hinauf, aus dem Drähte abzweigten, die an einem Gebäude endeten. Dann nahm er einen Mann mit hängenden Schultern in einem Anzug und einen kleinen Jungen in dunklen langen Hosen und weißem Oberhemd in Augenschein, die mit einer großen Papiertüte mit irgend etwas darin ein Geschäft verließen. Die beiden gingen zu einem der schräg geparkten Autos, die beide Seiten der Straße säumten, und der Mann öffnete die Tür. Der Junge starrte Diamond an und fragte

ihn, woher er käme.

»Wieso glaubste, dass ich nich' von hier bin, Sohn?«, fragte Diamond und funkelte den Stadtjungen wütend an.

Das Kind betrachtete Diamonds schmutzige Kleidung und sein Gesicht, die nackten Füße und das wild abstehende Haar, sprang dann in den Wagen und schlug die Tür zu.

Sie gingen weiter und kamen an der Esso-Tankstelle mit ihren Doppelzapfsäulen und einem lächelnden Mann in der schmucken Uniform der Ölgesellschaft vorbei, der vor der Tankstelle so steif herumstand wie eine Indianerfigur vor einem Tabakladen. Anschließend spähten sie durch das Glas eines Rexall-Drugstore. In dem Laden gab es zurzeit Sonderangebote: Etwa zwei Dutzend unterschiedliche Gegenstände waren für jeweils nur drei Dollar zu haben.

»Was soll der Scheiß? Das kann man doch alles selber machen. Brauch ich mir doch nicht kaufen«, erklärte Diamond kategorisch, als er spürte, dass Lou drauf und dran war, den Laden zu betreten und die Auslagen zu leeren.

»Diamond, wir sind hier, um Geld auszugeben und Spaß zu haben.«

»Ich hab genug Spaß«, sagte er mit düsterem Gesicht. »Erzähl mir bloß nix anderes.«

Sie steuerten auf das Dominion-Café mit seinen Schildern für Chero-Cola und Eiskrem zu, als Lou stehen blieb.

»Lasst uns reingehen«, sagte sie, griff nach der Tür und zog sie auf. Eine Schelle klingelte, als Lou das Café betrat. Oz folgte ihr. Diamond blieb draußen stehen, lange genug, um seinen Unmut über diese Entscheidung kundzutun. Dann ging er ebenfalls hinein.

Der Laden roch nach Kaffee, Holzrauch und frisch gebackenem Obstkuchen. Schirme zum Verkauf hingen von der Decke.

An einer Wand stand eine Bank, und drei drehbare Barhocker aus Chrom mit grün bezogenen Sitzen waren vor einer hüfthohen Theke in den Boden geschraubt. Glasbehälter mit Süßigkeiten standen auf den Schaukästen. Ein einfaches Limonadengerät und eine Eiskrem-Maschine gab es auch, und durch eine Schwingtür konnten sie das Klappern von Tellern hören und den Geruch kochender Speisen riechen. In einer Ecke stand ein dickbauchiger Ofen, dessen geknicktes Rohr von Draht gehalten wurde und in einer Wand verschwand.

Ein Mann in weißem Hemd, die Ärmel bis an die Ellbogen aufgekrempelt, und mit einer kleinen, breiten Fliege und einer dazu passenden Schürze trat durch die Schwingtür und stellte sich hinter die Bartheke. Sein Gesicht war glatt rasiert, und sein Haar war in der Mitte gescheitelt und wurde von, wie Lou vermutete, mindestens einem großen Eimer Schmierfett an Ort und Stelle gehalten.

Der Mann musterte die Kinder, als wären sie eine Abordnung der Unionstruppen, die General Grant persönlich gesandt hatte, um noch ein paar Südstaatler-Nasen einzuschlagen. Als sie vortraten, wich er ein wenig zurück. Lou setzte sich auf einen Barhocker und schaute auf die Karte, die mit schwungvoller Kursivschrift auf eine Tafel geschrieben war. Der Mann wich noch weiter zurück. Er streckte die Hand aus und pochte mit einem Knöchel gegen einen Glasschrank an der Wand. »KEIN KREDIT« stand dort mit dicken, weißen Strichen gepinselt.

Auf diese alles andere als subtile Geste hin zog Lou fünf Ein-Dollar-Scheine hervor und legte sie ordentlich auf die Theke. Die Blicke des Mannes strichen über das hingebüttelte Geld, und er lächelte, wobei er einen goldenen Vorderzahn entblößte. Er trat vor und war nun für alle Zukunft der gute Freund der Kinder. Oz kletterte ebenfalls auf einen Barhocker, lehnte sich

an den Tresen und schnüffelte die wunderbaren Düfte, die durch die Saloontür wehten. Diamond blieb zurück, als wolle er bei der Tür bleiben, um im Ernstfall sofort fliehen zu können.

»Wie viel für ein Stück Kuchen?«, fragte Lou.

»Einen Nickel«, sagte der Mann, den Blick fest auf die fünf Konterfeis Washingtons auf dem Tresen geheftet.

»Und der ganze Kuchen?«

»Fünfzig Cents.«

»Dann könnte ich für meine Scheine zehn Kuchen kaufen?«

»Jesses!«, sagte Diamond ungläubig. »Zehn Kuchen?«

»Genau«, sagte der Mann rasch. »Wir können sie auch für euch zubereiten.« Er schaute zu Diamond hinüber, musterte ihn von den feuerroten Haarlocken bis zu den nackten Füßen.

»Gehört der da zu euch?«

»Nee, die beiden gehörn zu mir«, sagte Diamond und schlenderte am Tresen entlang, die Daumen unter die Träger des Overalls gehakt.

Oz starrte auf ein weiteres Schild an der Wand. »Hier werden nur Weiße bedient«, las er laut und blickte den Mann dann verwirrt an. »Heißt das, hier kriegen nur alte Leute Kuchen? Also, meine Schwester und ich sind blond, und Diamond ist rothaarig.«

Der Mann schaute Oz an, als wäre der nicht ganz richtig im Kopf, steckte sich einen Zahnstocher zwischen die Zähne und musterte wieder Diamond. »In meinem Café muss man Schuhe tragen. Wo kommst du her, Junge? Vom Berg oben?«

»Nee, vom Mond.« Diamond beugte sich vor und zeigte ein übertriebenes Lächeln. »Wolln Sie meine grünen Zähne sehn?«

Als würde er ein winziges Schwert schwingen, wedelte der Mann mit dem Zahnstocher vor Diamonds Gesicht herum. »Du

Klugscheißer. Du marschierst jetzt sofort raus. Na los. Verzieh dich auf deinen Berg, wohin du gehörst, und bleib gefälligst dort!«

Diamond ignorierte die Aufforderung, stellte sich auf die Zehenspitzen, nahm einen Schirm von der Decke und spannte ihn auf.

Der Mann kam hinter dem Tresen hervor. »Lass das. Das bringt Unglück.«

»Egal, ich tu's trotzdem. Vielleicht fällt ja 'n Fels vom Berg und zermatscht Sie zu Brei.«

Bevor der Mann ihn erreichte, warf Diamond den geöffneten Schirm hoch in die Luft, und er landete auf der Sodamaschine. Ein Strahl Sirup schoss hervor und färbte eine der Vitrinen in einen hübschen Braunton.

»He!«, brüllte der Mann, doch Diamond war schon geflüchtet.

Lou raffte ihr Geld zusammen und stand auf, Oz ebenfalls.

»Wo wollt ihr hin?«, fragte der Mann.

»Ich möchte doch keinen Kuchen«, sagte Lou freundlich und schloss leise die Tür hinter sich und ihrem Bruder.

Sie hörten, wie der Mann »Bengel!« brüllte.

Sie rannten zu Diamond, und die drei schüttelten sich vor Lachen, während die Leute einen Bogen um sie machten und sie neugierig begafften.

»Freut mich zu sehen, dass es euch gut geht«, sagte eine Stimme.

Sie drehten sich um und sahen Cotton. Er trug Weste, Fliege und Mantel und hielt eine Aktentasche in der Hand. In seinen Augen funkelte der Schalk.

»Cotton«, sagte Lou, »was machen Sie denn hier?«

Er zeigte über die Straße. »Tja, ich arbeite zufällig hier.«

Sie alle schauten in die Richtung, in die er wies. Das Gerichtsgebäude ragte drohend vor ihnen auf, wunderschöner Stein über hässlichem Beton.

»Und was macht ihr hier?«, fragte er.

»Louisa hat uns den Tag freigegeben. Wir haben ziemlich schwer geschuftet«, sagte Lou.

Cotton nickte. »Ich hab's gesehen.«

Lou betrachtete das Menschengewimmel. »Das hat mich überrascht, als ich die Stadt zum ersten Mal sah. Wirklich ein blühender Ort.«

Cotton schaute sich um. »Nun, Eindrücke können täuschen. In diesem Teil des Staates verhindert nur noch ein einziger Industriezweig den völligen Zusammenbruch. Die Holzwirtschaft ist bereits am Ende, und jetzt sind die meisten Jobs an die Kohle gebunden, nicht nur die der Grubenarbeiter. Und die meisten Geschäfte hier sind von den Leuten abhängig, die diese Grubendollars ausgeben. Wenn die nicht mehr da sind, blüht hier nichts mehr. Ein Kartenhaus fällt schnell zusammen. Wer weiß, in fünf Jahren gibt es diesen Ort vielleicht gar nicht mehr.« Er grinste Diamond an. »Aber die Bergbewohner werden bleiben. Die kommen immer zurecht.« Er schaute sich noch einmal um. »Ich habe einen Vorschlag. Ich habe noch ein paar Dinge am Gericht zu erledigen. Das Gericht tagt heute nicht, aber es gibt immer etwas zu tun. Wie wär's, wenn wir uns in zwei Stunden wieder hier treffen? Ich würde mich freuen, euch zum Mittagessen einzuladen.«

Nun schaute auch Lou sich um. »Wo denn?«

»Im New York Restaurant. Ich glaube, der Laden wird dir gefallen, Lou. Hat rund um die Uhr geöffnet, Frühstück, Mittagessen, Abendessen zu jeder Tages- und Nachtzeit. Es gibt zwar nicht viele Leute in Dickens, die nach neun Uhr noch

wach sind, aber es ist ziemlich beruhigend zu wissen, dass man um Mitternacht noch Eier, Hafergrütze und Schinken essen kann.«

»In zwei Stunden«, wiederholte Oz. »Aber wir haben keine Uhr.«

»Das Gericht hat eine Turmuhr ... aber die geht ein wenig nach. Hier, Oz.« Cotton nahm seine Taschenuhr ab und reichte sie dem Jungen. »Die nimmst du mit. Pass gut auf sie auf. Ich habe sie von meinem Vater bekommen.«

»Als Sie hierher gezogen sind?«, fragte Lou.

»Genau. Er hat gesagt, ich würde dann viel Zeit haben, und er wollte wohl, dass ich sie im Auge behalte.« Er tippte zum Abschied an seinen Hut. »In zwei Stunden.« Und dann ging er seiner Wege.

»Was machen wir jetz' in den zwei Stunden?«, fragte Diamond.

Lou ließ ihre Blicke schweifen, und ihre Augen strahlten.

»Kommt mit«, sagte sie und rannte los. »Sie werden jetzt endlich eine Kinothek besuchen, Mr Diamond.«

Fast zwei Stunden lang waren sie an einem Ort, der weit entfernt war von Dickens, Virginia, den Appalachen und den lästigen Belangen des Alltags. Sie waren im atemberaubenden Land des *Zauberers von Oz*, der in den Lichtspielhäusern auf dem Lande noch immer gezeigt wurde. Als sie das Kino verließen, löcherte Diamond sie mit Dutzenden von Fragen darüber, wie das, was sie gerade gesehen hatten, möglich sein konnte.

»Hat Gott das gemacht?«, fragte er mehr als einmal mit ehrfurchtsvoller Stimme.

Lou zeigte auf das Gerichtsgebäude. »Kommt schon, oder wir verspäten uns.«

Sie liefen über die Straße und die breiten Treppen des Gerichts hinauf. Ein uniformierter Hilfssheriff mit einem dicken Schnurrbart hielt sie an.

»He, wo wollt ihr denn hin?«

»Ist schon in Ordnung, Howard, die gehören zu mir«, sagte Cotton und trat aus der Tür. »Vielleicht sind sie eines Tages auch Rechtsanwälte. Sie wollen sich die hehren Hallen der Justiz anschauen.«

»Da ist hoffentlich Gott vor, Cotton. Noch mehr Anwälte brauchen wir nicht«, sagte Howard lächelnd und ging weiter.

»Na, was habt ihr unternommen?«

»Ich hab grade 'nen Löwen gesehen, 'ne verdammichte Vogelscheuche und 'nen Mann aus Blech, alles an so 'ner großen Wand«, sagte Diamond, »und ich hab noch immer nicht rausgekriegt, wie die das gemacht haben.«

»Wollt ihr mal sehen, wo ich mein täglich Werk verrichte?«, fragte Cotton.

Sie alle bejahten eifrig. Doch bevor sie das Gebäude betrat, gab Oz Cotton feierlich die Uhr zurück.

»Danke, dass du so gut darauf aufgepasst hast, Oz.«

»Genau zwei Stunden«, sagte der kleine Junge.

»Pünktlichkeit ist eine Zier«, erwiderte der Anwalt.

Sie betraten das Gerichtsgebäude, während Jeb draußen liegen blieb. Von der großen Eingangshalle führten zahlreiche Türen ab, und über diesen Türen hingen Messingschilder, auf denen zu lesen stand: »Standesamt«, »Steuerkasse«, »Geburten und Todesfälle«, »Bundesstaatsanwaltschaft« und so weiter. Cotton erklärte ihnen die verschiedenen Aufgabenbereiche und zeigte ihnen den Gerichtssaal, von dem Diamond behauptete, es sei der größte Raum, den er je gesehen habe. Sie wurden Fred vorgestellt, dem Gerichtsdiener, der aus irgendeinem

Raum gekommen war, als sie hineingingen. Richter Atkins, gab Fred zu verstehen, sei schon zum Mittagessen nach Hause gegangen.

An den Wänden hingen Porträts von weißhaarigen Männern in schwarzen Roben. Die Kinder fuhren mit den Händen über die Geländer aus geschnitztem Holz und setzten sich in den Zeugenstand und auf die Geschworenenbank. Diamond fragte, ob er auf den Richterstuhl dürfe, aber Cotton hielt das für keine gute Idee und Fred ebenso wenig. Als die beiden gerade mal nicht aufpassten, kletterte Diamond trotzdem darauf und hockte da wie ein aufgeplusterter Hahn, bis Lou, die diese Ungehörigkeit bemerkt hatte, ihm einen kräftigen Rippenstoß verpasste.

Sie verließen das Gericht und gingen nach nebenan in ein Gebäude, das eine kleine Anzahl Büros beherbergte, darunter auch das Cottons. Sein Arbeitsplatz war ein einziger großer Raum mit knarrenden Eichendielen, der auf drei Seiten von Regalen gesäumt wurde. Abgegriffene Gesetzesbücher standen dort, Schatullen für Testamente und Dokumente sowie eine prächtige Ausgabe der Gesetze des Staates Virginia. Ein großer Walnuss-Schreibtisch stand in der Mitte des Raumes, darauf ein Telefon und Berge von Papier. Eine alte Kiste diente als Papierkorb, und in einer Ecke stand ein Hutständer mit einem Schirmfach. Es hingen keine Hüte an den Haken, und dort, wo die Schirme hingehört hätten, lehnte eine alte Angelrute.

Cotton ließ Diamond eine Nummer am Telefon wählen und mit Shirley sprechen, der Frau vom Amt. Der Junge war völlig aus dem Häuschen, als ihre schnarrende Stimme sein Ohr kitzelte.

Danach zeigte Cotton den Kindern das Apartment, in dem er wohnte und das sich in der obersten Etage desselben Gebäudes befand. Es verfügte über eine kleine Küche, die voll gestopft

war mit Gemüse in Dosen, Gläsern mit Sirup und Essiggemüse, Kartoffelsäcken, Decken, Lampen und vielen anderen Dingen.

»Wo haben Sie das alles her?«, fragte Lou.

»Die Leute haben nicht immer Bargeld. Dann zahlen sie ihre Rechnungen in Naturalien.« Cotton öffnete die kleine Eistruhe und zeigte den Kindern die Hähnchenstücke, das Fleisch und den Schinken. »Kann nichts davon auf die Bank bringen, aber es schmeckt auf jeden Fall besser als alles Geld der Welt.« In einem kleinen Schlafzimmer standen ein Bett und ein kleiner Nachttisch mit einer Leselampe, und ein großer Vorraum war hoffnungslos mit Büchern voll gestopft.

Als sie auf die Bücherberge starrten, nahm Cotton seine Brille ab. »Kein Wunder, dass ich blind werde«, sagte er.

»Sie haben all diese Bücher gelesen?«, fragte Diamond unglaublich.

»Ich bekenne mich schuldig. In Wahrheit habe ich viele sogar mehr als einmal gelesen.«

»Ich hab auch schon mal 'n Buch gelesen«, sagte Diamond stolz.

»Wie hieß es?«, fragte Lou.

»Weiß nicht mehr genau, aber es waren 'ne Menge Bilder drin. Quatsch, das stimmt gar nich', ich hab sogar *zwei* Bücher gelesen, wenn man die Bibel mitzählt.«

»Die können wir beruhigt mitzählen, Diamond«, sagte Cotton lächelnd. »Komm doch mal her, Lou.« Cotton zeigte ihr einen Bücherschrank, der ordentlich mit zahlreichen Bänden gefüllt war, viele davon prachtvolle, in Leder gebundene Ausgaben bekannter Autoren. »Der Schrank ist für meine Lieblingsschriftsteller reserviert.«

Lou betrachtete die Buchrücken und entdeckte sofort jeden

Roman und jede Kurzgeschichtensammlung, die ihr Vater geschrieben hatte. Cotton warf damit einen fetten Köder der Versöhnung nach Lou aus, doch sie war nicht in versöhnlicher Stimmung. »Ich hab Hunger«, sagte sie. »Können wir jetzt essen gehen?«

Die Gerichte im New-York-Restaurant kamen zwar nicht annähernd dem nahe, was in New York geboten wurde, aber das Essen war trotzdem gut, und Diamond trank seine erste Flasche »Minnalwasser«. Sie schmeckte ihm so gut, dass er zwei weitere trank. Anschließend sahen sie sich noch ein wenig in der Stadt um, wobei sie Pfefferminzbonbons kauten. Sie gingen in den Gemischtwarenladen, und Cotton zeigte ihnen, weshalb die sechs Stockwerke allesamt ebenerdig lagen, nämlich wegen der Neigung des Hügels, auf dem das Gebäude errichtet war – eine Tatsache, die man in den Medien einmal verbissen diskutiert hatte. »Dickens' Anspruch auf Ruhm«, sagte er kichernd, »besteht aus einzigartigen Winkeln des Erdreichs.«

Der Laden barst vor Waren: Lebensmittel, Werkzeuge, Futtermittel. Die würzigen Aromen von Tabak und Kaffee schienen sich in den Eingeweiden des Geschäfts festgesetzt zu haben. Pferdegeschirre hingen neben Gestellen für Garnrollen, die wiederum neben dicken Fässern mit Süßigkeiten standen. Lou kaufte sich ein Paar Socken und ein Taschenmesser für Diamond, der zögerte, das Geschenk anzunehmen, bis Lou ihm sagte, er müsse ihr dafür etwas schnitzen. Sie erstand einen Stoffteddy für Oz und reichte ihn dem Jungen, ohne ein Wort über den Verbleib des alten Teddybären fallen zu lassen.

Lou verschwand für ein paar Minuten und kehrte mit einem Gegenstand zurück, den sie Cotton gab. Es war ein Vergrößerungsglas. »Weil Sie schon so viel gelesen haben«, sagte sie

und lächelte, und Cotton erwiderte das Lächeln. »Danke schön, Lou. Auf diese Weise denke ich immer an dich, wenn ich in Zukunft ein Buch aufschlage.« Sie kaufte einen Schal für Louisa und einen Strohhut für Eugene. Oz borgte etwas Geld von ihr und schaute sich mit Cotton im Laden um. Als sie zurückkamen, hielt er ein in braunes Packpapier eingeschlagenes Paket in den Händen und weigerte sich standhaft, zu verraten, was sich darin befand.

Nachdem sie die Stadt durchwandert hatten – wobei Diamond Dinge zu sehen bekam, von denen er bisher allenfalls gehört hatte –, stiegen sie in Cottons Oldsmobile, das vor dem Gericht geparkt war. Diamond und Lou quetschten sich auf die Rückbank, während Oz und Jeb vorn neben Cotton saßen. Sie fuhren los. Die Sonne stand schon tief, und die Brise tat allen gut. Nichts schien so schön zu sein wie ein Sonnenuntergang über den Bergen.

Sie kamen durch Tremont, überquerten kurz darauf die kleine Brücke bei McKenzie's und nahmen die erste Anhöhe. Sie gelangten an einen Bahnübergang, doch statt auf der Straße weiterzufahren, bog Cotton ab und lenkte den Wagen auf die Schienentrasse.

»Das ist einfacher als auf den Straßen hier oben«, erklärte er. »Wir kommen später wieder auf die Straße zurück. Am Fuß der Berge gibt es Asphalt- und Schotterstraßen, hier oben aber nicht. Diese Bergstraßen wurden allein mit Muskelkraft gebaut, mit Hacke und Schaufel. Das Gesetz schrieb damals vor, dass jeder arbeitstaugliche Mann zwischen sechzehn und sechzig zehn Tage im Jahr beim Straßenbau helfen musste, mit eigenem Werkzeug und in eigener Kleidung. Davon ausgenommen waren nur Lehrer und Priester, obwohl ich mir vorstellen kann, dass den Arbeitern dann und wann ein Gebet gut getan hätte.

Die haben damals verflixt gute Arbeit geleistet. In vierzig Jahren haben sie achtzig Meilen Straße gebaut. Aber es tut dem Hintern noch immer ganz schön weh, über das Ergebnis dieser guten Arbeit zu fahren.«

»Und was ist, wenn jetzt ein Zug kommt?«, fragte Oz ängstlich.

»Dann müssen wir wohl von den Gleisen runter«, sagte Cotton.

Irgendwann hörten sie ein lautes Pfeifen, und Cotton lenkte den Wagen in Sicherheit und wartete. Ein paar Minuten später rollte ein voll beladener Zug vorbei, der wie eine riesige Schlange aussah. Da die Strecke hier ziemlich kurvig war, fuhr er langsam.

»Ist das alles Kohle?«, fragte Oz, als er die riesigen Felsbrocken in den offenen Waggons musterte.

Cotton schüttelte den Kopf. »Das ist Koks. Er besteht aus Kohlengrus, das in Schmelzöfen gebrannt wurde. Der Koks wird zu den Stahlwerken gebracht.« Er schüttelte langsam den Kopf. »Die Züge kommen leer hierher und verlassen uns voll beladen. Kohle, Koks, Bauholz. Aber hierhin bringen sie höchstens neue Leute für die Knochenarbeit.«

Auf einem Nebengleis, das von der Hauptstrecke wegführte, zeigte Cotton ihnen eine Ansiedlung der Kohlengesellschaft, die aus kleinen, völlig gleichen Häusern mit einem Sackbahnhof in deren Mitte und einem Laden bestand, in dem die Waren vom Boden bis zur Decke gestapelt waren, wie Cotton den Kindern erzählte, denn er war schon einmal dort gewesen. Eine lange Reihe miteinander verbundener Ziegelsteinbauten, die aussahen wie Bienenstöcke, waren entlang einer erhöhten Straße errichtet worden. Jedes dieser merkwürdigen Gebilde verfügte über eine Metalltür und einen

Schornstein, um den Erde aufgeschüttet war. Rauch quoll aus jedem dieser künstlichen Hügel und färbte den dunkel werden- den Abendhimmel noch dunkler. »Kohlenmeiler«, erklärte Cotton.

Sie fuhren an einem großen Haus vorbei, vor dem ein glän- zender neuer Chrysler Crown Imperial stand. Das Haus des Bergwerksdirektors, erzählte Cotton. Neben dem Haus befand sich ein Pferch mit einigen bedächtig grasenden Stuten und zwei umherspringenden, lebhaften Fohlen.

»Ich muss mal 'n Geschäft erledigen«, sagte Diamond und zog bereits die Träger des Overalls herunter. »Zu viel Minnal- wasser. Dauert nur 'n Moment, geh schnell hinter den Schuppen da.«

Cotton hielt, und Diamond sprang aus dem Wagen und lief los. Cotton und die Kinder unterhielten sich, während sie warteten, und der Anwalt erzählte ihnen weitere interessante Dinge.

»Das ist eine Zeche der Gesellschaft Southern Valley. Schacht Clinch Nummer zwei, so heißt er amtlich. Das Unter- nehmen zahlt ganz gut, aber die Arbeit ist die reinste Schinde- rei, und bei den Preisen der gesellschaftseigenen Läden schul- den die Arbeiter der Company schließlich mehr, als sie an Lohn bekommen.« Cotton unterbrach seinen Vortrag und schaute nachdenklich in die Richtung, in der Diamond ver- schwunden war. Sein Gesicht verdüsterte sich ein wenig. »Und die Männer werden oft krank«, fuhr er fort, »und sterben an der Staublunge oder bei Grubenunfällen, Arbeitsunfällen und so weiter.«

Ein Pfiff war zu hören, und sie beobachteten, wie eine Grup- pe Männer, mit kohlengeschwärzten Gesichtern und wahr- scheinlich müde bis auf die Knochen, am Eingang der Grube

auftauchte. Mehrere Frauen und Kinder liefen zu ihnen, um sie zu begrüßen, und sie gingen gemeinsam in die alle gleich gebauten Häuschen. Die Bergleute schwangen ihre metallenen Henkelnäpfe und zogen Tabak und Flaschen mit Hochprozentigem hervor. Eine andere Gruppe Männer, die ebenso müde aussah wie die erste, trottete an ihren Kumpeln vorbei, um ihren Platz unter Tage einzunehmen.

»Sie haben hier früher drei Schichten gefahren, zurzeit sind es aber nur noch zwei«, sagte Cotton. »Die Kohle wird weniger.«

Diamond kehrte zurück und sprang auf den Rücksitz.

»Alles in Ordnung, Diamond?«, fragte der Anwalt.

»Jetzt ja«, antwortete der Junge. Ein Lächeln lag jetzt auf seinen Lippen, und seine grünen Katzenaugen funkelten.

Louisa war verärgert, als sie erfuhr, dass die Kinder in der Stadt gewesen waren. Cotton erklärte, dass er sie früher hätte zurückbringen sollen und dass er eine Standpauke verdient hätte. Aber dann meinte Louisa, sie könne sich erinnern, dass ihr Vater genau dasselbe getan hätte, und Pioniergeist sei eben nicht zu unterdrücken; es sei schon in Ordnung. Den Schal nahm sie mit Tränen in den Augen entgegen, und Eugene probierte den Hut auf und behauptete, das sei das schönste Geschenk, das er je bekommen habe. Nach dem Nachtmahl entschuldigte sich Oz und ging in das Zimmer seiner Mutter. Neugierig folgte Lou ihrem Bruder und beobachtete ihn wie üblich durch den schmalen Spalt zwischen Tür und Wand. Oz packte vorsichtig das Paket aus, das er in der Stadt erstanden hatte, und hielt eine Haarbürste hoch. Amandas Gesicht wirkte friedlich; ihre Augen blieben wie stets geschlossen. Für Lou sah sie aus wie eine Prinzessin, die in einen todesähnlichen

Schlaf gefallen war, und keiner von ihnen besaß das Mittel, sie zu erwecken. Oz kniete vor dem Bett und bürstete Amandas Haar, wobei er ihr von dem wunderschönen Tag in Dickens erzählte. Lou beobachtete eine Zeit lang, wie er sich mit dem Bürsten abmühte, dann ging sie ins Zimmer und half ihrem Bruder. Sie hielt das Haar der Mutter fest und zeigte Oz, wie man die Bürste richtig benutzte. Amandas Haare waren ein wenig gewachsen, aber noch immer ziemlich kurz.

Später an diesem Abend ging Lou auf ihr Zimmer, packte die Socken weg, die sie gekauft hatte, zog die Stiefel aus, legte sich voll angezogen aufs Bett und dachte an den aufregenden Tag in der Stadt. So lag sie da, ohne auch nur einmal die Augen zuzumachen, bis es an der Zeit war, die Kühe zu melken.

KAPITEL 19

Ein paar Tage später saßen sie alle beim Abendessen, während es draußen in Strömen regnete. Diamond war zum Essen gekommen. Er hatte ein zerlumptes Stück Segeltuch getragen, in das ein Loch für den Kopf geschnitten war, eine Art selbst gemachten Regenmantel. Jeb hatte sich geschüttelt und sich vors Feuer gelegt, als gehöre ihm das Haus. Als Diamond sich von dem Segeltuchmantel befreit hatte, sah Lou, dass irgendetwas um seinen Hals baumelte. Und es roch nicht gerade angenehm.

»Was ist denn das?«, fragte sie und hielt sich die Nase zu, denn der Gestank war fürchterlich.

»Teufelsdreck«, antwortete Louisa für den Jungen. »Eine Wurzel. Wehrt Krankheiten ab. Diamond, Schatz, wenn du dich am Feuer aufwärmst, kannst du 's mir geben. Ich danke dir.« Als Diamond nicht hinschaute, ging Louisa mit der Wurzel auf die hintere Veranda und warf das widerliche Ding in die Dunkelheit.

Louisas Bratpfanne verbreitete das Aroma brutzelnden Schmalzes und dick geschnittener Rippchen mit so viel Fett, dass sie es nicht wagten, sich zusammenzuziehen. Das Fleisch stammte von einem der Schweine, das sie hatten schlachten müssen. Normalerweise fand eine solche Schlachtung im Winter statt, doch verschiedene Umstände hatten sie gezwungen, bereits im Frühjahr zu schlachten, Eugene hatte das Tier getötet, als die Kinder in der Schule waren. Oz aber hatte so lange gebettelt, bis Eugene einwilligte, dass der Junge ihm helfen durfte, das Schwein abzuziehen und die Rippen, das

Bauchfleisch, den Schinken und die Innereien auszulösen. Doch als Oz das tote Tier sah, aufgehängt an einen hölzernen Dreifuß, mit einem Stahlhaken im blutigen Maul und einer Zinkwanne mit kochendem Wasser daneben – die nur darauf wartete, wie Oz zweifellos glaubte, dass die Haut eines kleinen Jungen dem Ganzen die richtige Würze gab –, hatte er die Flucht ergriffen. Seine Schreie hallten durch das Tal wie die eines unachtsamen Riesen, der sich den Zeh gestoßen hatte. Eugene hatte über Oz' Schnelligkeit und die Kraft seiner Lunge gestaunt, um sich dann allein an die Arbeit mit dem Schwein zu machen.

Beim Fleisch langten alle herhaft zu, genau wie bei den Dosentomaten und grünen Bohnen, die fast sechs Monate lang in einer Marinade aus Salzwasser und Zucker eingelegt gewesen waren, und auch beim letzten Rest der gefleckten Feldbohnen.

Louisa füllte alle Teller reichlich, nur den eigenen nicht. Sie nippte an ein paar Tomatenstückchen und Bohnen und tunkte Maisbrot ins heiße Fett, aber das war auch schon alles. Dann schlürfte sie eine Tasse Zichorienkaffee und ließ den Blick am Tisch rundum schweifen. Alle hatten ihren Spaß und lachten laut über irgendetwas, das Diamond gesagt hatte. Louisa lauschte dem Geräusch des Regens auf dem Dach. So weit, so gut, aber Regen in dieser Jahreszeit hatte nichts zu bedeuten. Juli und August waren die entscheidenden Monate; wenn es da nicht regnete, dann war die Saat nur noch Staub, den eine sanfte Brise davonwehte, und Staub hatte noch nie jemanden satt gemacht. Ging alles gut, würden sie sehr bald die Feldfrüchte einlagern können: Mais, Bohnen, Tomaten, Kürbisse, Steckrüben, Spätkartoffeln, Kohl, Süßkartoffeln und Schnittbohnen. Weiße Kartoffeln und Zwiebeln waren schon gesetzt

und ordentlich gehäufelt, sodass Frost ihnen nichts anhaben konnte. Das Land war dieses Jahr gut zu ihnen; nun kam es auf die Arbeit der Menschen an.

Louisa lauschte noch immer dem Regen. *Danke, o Herr, aber schick uns bitte noch mehr von diesem milden Sommer. Aber nicht zu mild, damit die Tomaten nicht platzen und am Stängel verfaulen, und auch nicht zu kalt, damit der Mais kräftig gedeiht. Ich weiß, dass ich viel von dir verlange, aber du wirst es schon richtig verstehen.* Sie ließ ein stummes Amen folgen und tat dann ihr Bestes, sich an den Festlichkeiten zu beteiligen.

Es klopfte an der Tür, und Cotton trat ein. Sein Übermantel war völlig durchnässt, obgleich der Weg vom Auto zur Veranda nicht weit war. Irgendetwas war anders an ihm als sonst; der Mann lächelte nicht einmal. Er nahm eine Tasse Kaffee, ein Stück Maisbrot und setzte sich neben Diamond. Der Junge schaute ihn an, als wüsste er, was nun kommen würde.

»Ich hatte Besuch vom Sheriff, Diamond.«

Alle Blicke richteten sich zuerst auf Cotton, dann auf den Jungen. Oz' Augen waren so weit aufgerissen, dass er wie eine Eule ohne Federn aussah.

»Tatsache?«, fragte Diamond, während er einen Bissen Bohnen und geschmorte Zwiebeln aß.

»Angeblich hat jemand Pferdemist in den brandneuen Chrysler des Bergwerkdirektors von Clinch zwei getan. Der Mann hat sich hineingesetzt. Er hat's nicht gesehen, weil es noch dunkel war, und gerochen hat er 's auch nicht, weil er eine schlimme Erkältung hat. Verständlicherweise war er ziemlich wütend.«

»Dammich, so was aber auch«, sagte Diamond. »Wie hat der Gaul bloß ins Auto geschissen? Hat sich wahrscheinlich mitm

Hintern ans Wagenfenster gestellt und abgedrückt.« Diamond aß in aller Seelenruhe weiter, obwohl die anderen am Tisch zu essen aufgehört hatten.

»Ich weiß, dass ich dich auf der Rückfahrt von Dickens da rausgelassen habe, weil du ein Geschäft zu erledigen hattest.«

»Ha'm Sie das dem Sheriff erzählt?«, fragte Diamond rasch.

»Nein, mein Gedächtnis hat mich seltsamerweise im Stich gelassen, als er mich fragte.« Diamond schaute erleichtert drein, doch Cotton fuhr fort: »Aber ich habe eine unangenehme Stunde im Gericht zubringen müssen mit dem Direktor und dem Justiziar der Bergwerksgesellschaft, die beide überzeugt sind, dass du der Übeltäter bist. Nur dank meines geschickten Kreuzverhörs konnte ich nachweisen, dass es keine Augenzeugen gibt und auch keine Beweise, die dich mit diesem ... kleinen Vorfall in Verbindung bringen. Und zum Glück kann man von Pferdemist keine Fingerabdrücke nehmen. Richter Atkins stimmte mit meiner Ansicht überein, und dabei blieb es dann. Aber diese Leute vom Bergwerk, die haben ein ver-dammt langes Gedächtnis, und das weißt du, mein Sohn.«

»Nicht so lang wie meins«, konterte Diamond.

»Warum sollte Diamond so etwas getan haben?«, sagte Lou.

Louisa blickte Cotton an, und er blickte sie an. »Diamond, ich bin mit dem Herzen auf deiner Seite«, sagte er, »das kannst du mir glauben, mein Sohn. Das weißt du. Aber das Gesetz ist nicht auf deiner Seite. Und beim nächsten Mal kommst du vielleicht nicht mehr so leicht aus der Sache raus. Und die Leute von der Company nehmen die Angelegenheit vielleicht selbst in die Hand. Ich rate dir, die Sache in Ordnung zu bringen. Und das sage ich nur zu deinem Besten, das weißt du.«

Damit stand Cotton auf und nahm seinen Hut. Er wies alle

weiteren Fragen Lous zurück und lehnte auch die Einladung ab, zu bleiben. Noch einmal hielt er kurz inne und schaute Diamond an, der lustlos in seinem Essen stocherte.

»Diamond«, sagte Cotton, »nachdem diese Kohlenheinis das Gericht verlassen hatten, konnten Richter Atkins und ich uns vor Lachen nicht mehr halten. Ich finde, mit so einem Lacher könntest du deine Karriere beenden, mein Sohn. Einverstanden?«

Endlich lächelte Diamond den Mann an. »Einverstanden.«

KAPITEL 20

Eines Morgens stand Lou noch früher auf als Louisa und Eugene; so glaubte sie jedenfalls, denn unten im Haus rührte sich nichts. Sie hatte sich mittlerweile daran gewöhnt, sich im Dunkeln anzuziehen, und ihre Finger bewegten sich schnell, richteten ihre Kleidung und schnürten die Schuhe. Dann trat sie ans Fenster und schaute hinaus. Es war so dunkel, dass sich bei ihr das Gefühl einstellte, sich tief unter Wasser zu befinden. Plötzlich zuckte sie zurück, denn sie glaubte gesehen zu haben, wie etwas aus der Scheune schlüpfte. Und dann, wie nach einem erloschenen Blitz, war es verschwunden. Lou machte das Fenster auf, um besser sehen zu können, doch was immer es gewesen war, es war nicht mehr da. Es musste wohl Einbildung gewesen sein.

So leise sie konnte, stieg sie die Treppe hinunter und ging zu Oz' Zimmer, um ihn zu wecken. Stattdessen hielt sie vor dem Zimmer ihrer Mutter inne. Die Tür stand ein kleines Stück offen, und Lou verharrete einen Augenblick, als würde irgendetwas sie am Weitergehen hindern. Sie lehnte sich gegen die Wand, blinzelte leicht, fuhr mit den Händen über den Türrahmen und steckte schließlich den Kopf durch den Türspalt.

Lou fiel aus allen Wolken, als sie zwei Gestalten auf dem Bett ausmachte. Oz lag neben seiner Mutter. Er trug seine langen Unterhosen, und dort, wo die Hose hochgerutscht war, war ein Streifen seiner dünnen Wade zu erkennen. Seine Füße steckten in dicken Wollsocken, die er mit auf den Berg gebracht hatte. Sein kleiner Po ragte in die Luft, und sein Gesicht war zur Seite gedreht, sodass Lou es sehen konnte. Ein zufrie-

denes Lächeln lag auf seinen Lippen, und er hielt seinen neuen Bären fest im Arm.

Lou schlich zu ihm und legte ihm eine Hand auf den Rücken. Oz rührte sich nicht, und Lou ließ die Hand vorsichtig auf den Arm ihrer Mutter gleiten. Wenn sie mit Amanda Gymnastik machte, glaubte ein Teil von Lou stets, ihre Mutter würde den Druck ein wenig erwidern. Aber das war wohl Einbildung; ihre Arme und Beine waren immer nur totes Gewicht. Und Amanda war so stark gewesen bei dem Autounfall und hatte sie und Oz davor bewahrt, dass ihnen etwas geschah. Vielleicht, überlegte Lou nun, hatte sie all ihre Kraft verbraucht, als sie ihre Kinder rettete. Lou ließ die beiden allein und ging in die Küche.

Sie legte Kohle in den Kamin, entfachte die Flamme, setzte sich vors Feuer und ließ die Hitze den Frost in ihren Knochen schmelzen. Beim ersten Licht der Dämmerung öffnete sie die Tür und spürte die kalte Luft auf dem Gesicht. Dicke graue Wolken waren vom nächtlichen Sturm noch hängen geblieben; ihre Unterseiten waren in ein flammendes Rosarot getaucht. Unmittelbar darunter schwangen sich die dunkelgrünen Bergwälder bis in den Himmel auf. Es war einer der prachtvollsten Sonnenaufgänge, den Lou je erlebt hatte. In der Stadt hätte sie ein solches Schauspiel ganz bestimmt niemals beobachten können.

Obwohl es noch gar nicht so lange her war, erschien es Lou, als wären schon Jahre vergangen, seit sie das letzte Mal über die Bürgersteige New Yorks gebummelt oder U-Bahn gefahren war oder mit ihren Eltern versucht hatte, ein Taxi zu erwischen, oder sich bei Macy's am Tag nach Thanksgiving durch die Menge der Käufer gedrängt hatte oder ins Yankee-Stadion gegangen war, um nach weißen Lederbällen zu schnappen und Hotdogs zu vertilgen. Vor einigen Monaten war dies alles von

steilem Gelände und Erde und Bäumen verdrängt worden, von Tieren, die stanken und gleichzeitig halfen, den Menschen das Überleben zu sichern. Die Lebensmittel aus dem Geschäft um die Ecke waren durch geseihte Milch und knuspriges Brot ersetzt worden, Wasser aus dem Hahn durch Brunnenwasser, das gepumpt und in Eimern geschleppt werden musste, große öffentliche Bibliotheken durch eine schmucke Vitrine mit wenigen Büchern darin, gewaltige Bauten durch noch gewaltigere Berge. Und doch wusste Lou nicht, ob sie es noch lange hier aushaken würde, wenngleich sie nicht hätte sagen können, woran das lag. Vielleicht gab es einen guten Grund, dass ihr Vater nie hierher zurückgekehrt war.

Sie ging in die Scheune und molk die Kühe, trug einen vollen Eimer in die Küche und den Rest ins Brunnenhaus, wo sie die Milch in kühles Wasser stellte. Die Luft war bereits merklich milder geworden.

Lou hatte gerade das Feuer im Herd entfacht und die Pfanne mit dem Schweineschmalz erhitzt, als ihre Urgroßmutter hereinkam. Louisa schimpfte auf sich selbst und auf Eugene, weil sie beide so lange geschlafen hatten. Dann erblickte sie die vollen Eimer am Spülstein, und Lou sagte ihr, dass sie die Kühe schon gemolken habe. Als Louisa sah, was Lou noch alles erledigt hatte, lächelte sie anerkennend. »Demnächst wirst du den Laden hier ohne mich schmeißen.«

»Das glaube ich kaum«, sagte das Mädchen in einem Tonfall, der Louisas Lächeln gerinnen ließ.

Unangekündigt erschien eine halbe Stunde später Cotton in Arbeitshosen, einem alten Hemd und abgetragenen derben Schuhen. Die Nickelbrille trug er heute nicht, und seinen Filzhut hatte er gegen einen Hut aus Stroh getauscht, was sehr

umsichtig von ihm sei, erklärte Louisa, denn es habe den Anschein, als würde die Sonne heute sehr heiß brennen.

Sie alle begrüßten den Mann, obgleich Lou ihr Hallo nur vor sich hin murmelte. Wie Cotton es versprochen hatte, war er regelmäßig gekommen, um ihrer Mutter vorzulesen, und Lou missbilligte es von Mal zu Mal mehr. Auf der anderen Seite wusste sie seine leise Art und seine Höflichkeit zu schätzen. Es war eine widersprüchliche Situation, und das Mädchen wusste nicht, wie es damit klar kommen sollte.

Trotz der kalten Nacht waren die Temperaturen nicht in die Nähe des Gefrierpunkts gekommen. Louisa besaß zwar kein Thermometer, doch wie sie sagte, waren ihre Knochen so zuverlässig wie eine Quecksilbersäule. Die Saat müsse ausgebracht werden, erklärte sie, denn spätes Säen bedeute oft einen Ausfall der Ernte.

Sie fuhren zu dem ersten Feld, auf dem gesät werden sollte, einem zehn Morgen großen Rechteck an einem Hügelhang. Der wachsame Wind hatte die trügerischen grauen Wolken endgültig über den Gebirgskamm getrieben und für einen klaren Himmel gesorgt. Doch die Berge sahen an diesem Morgen eigenartig flach aus, als wären sie lediglich Kulissen. Louisa verteilte Taschen mit Saatgut aus dem Jahr zuvor. Die Körner waren von der Schale befreit und in der Kornkrippe über den Winter gebracht worden. Louisa wies ihre Helfer an, vorsichtig damit umzugehen. »Wir wollen dreißig Scheffel Mais pro Morgen«, sagte sie. »Wenn wir es schaffen, auch mehr.«

Eine Zeit lang ging alles glatt. Oz schritt seine Reihen ab und zählte peinlich genau drei Körner pro Erdhaufen ab, wie Louisa ihm aufgetragen hatte. Lou dagegen wurde ein wenig nachlässig, gab hier mal zwei Körner, da mal vier auf eine Stelle.

»Lou«, sagte Louisa tadelnd, »drei Stück pro Haufen, Mäd-

chen.«

Lou starrte sie an. »Als ob das einen Unterschied machen würde.«

Louisa stemmte die Fäuste in die Hüften. »Der Unterschied ist, ob wir später was zu essen haben oder nicht.«

Lou blieb einen Moment stehen und machte dann schweigend weiter: drei Körner pro Hügel im Abstand von jeweils etwa einem Viertelmeter. Nachdem Louisa, Eugene, Cotton und die Kinder zwei Stunden lang unablässig gearbeitet hatten, war das Feld erst zur Hälfte bestellt. Louisa hatte sie eine Stunde lang mit Hacken das Saatgut eindecken lassen. Obwohl Oz und Lou Handschuhe trugen, hatten sie ziemlich schnell purpurne Blutblasen auf den Handflächen bekommen. Cotton war es nicht anders ergangen.

»Der Beruf des Anwalts ist eine armselige Vorbereitung auf eine ehrliche Arbeit«, stöhnte er und zeigte ihnen die wunden Stellen.

Eugenies und Louisas Hände hingegen waren so schwielig, dass sie gar keine Handschuhe trugen. Sie häufelten doppelt so viel wie die anderen, doch die groben Griffe der Werkzeuge vermochten ihre Handflächen kaum zu röten.

Als die letzte Reihe fertig war, setzte Lou sich eher gelangweilt als müde auf die Erde und schlug die Handschuhe gegen ihre Beine. »Tja, das hat Spaß gemacht. Was nun?«

Ein gebogener Stock wurde ihr vors Gesicht gehalten. »Bevor ihr zur Schule geht, sucht ihr noch nach den Kühen, die ausgerissen sind.«

Lou blickte hinauf in Louisas Gesicht und sagte nichts.

Lou und Oz marschierten durch den Wald. Eugene hatte die

Kühe und das Kalb zum Grasen auf eine offene Weide gebracht, und wie die Kühe es – ganz wie die Menschen – zu tun pflegen, hatten sie sich nicht lange dort aufgehalten und waren weitergezogen, um bessere Pfründe zu suchen.

Lou köpfte einen Fliederbusch mit dem Stock, den Louisa ihr gegeben hatte, um Schlangen zu verscheuchen. Oz gegenüber hatte sie allerdings nicht erwähnt, dass es hier Schlangen gab, denn sie befürchtete, ihren Bruder huckepack tragen zu müssen, wenn er davon erfuhr. »Ist doch nicht zu fassen, dass wir diese blöden Kühe suchen müssen«, schimpfte sie vor sich hin. »Wenn die so dämlich sind, sich zu verirren, sollen sie doch bleiben, wo der Pfeffer wächst.«

Sie drängten sich durch das Gebüsche aus Hornstrauch und Berglorbeer. Oz schwang sich auf die tieferen Äste einer verkrüppelten Kiefer und pfiff laut auf, als ein Kardinal aufflatterte, den die Bergbewohner sicherlich schlicht »Rotvogel« genannt hätten.

»Sieh mal, Lou. Ein Kardinal, genau wie wir.«

Sie hielten nun eher nach Vögeln als nach den entlaufenen Kühen Ausschau und entdeckten rasch viele verschiedene Arten, von denen sie die meisten aber nicht kannten. Kolibris schwirrten tief über Bergveilchen und Buschwindröschen. Die Kinder scheuchten einen Schwarm erdfarbener Feldlerchen aus ihrer Deckung eines dichten Gebüsches auf. Ein Sperber ließ sie wissen, dass er in der Nähe war, während ein Schwärme frecher Blauhäher alles und jeden belästigte. Wilde, dichte Rhododendren blühten rosa und rot, und auch der lila gesprengelte, weiße Virginia-Thymian stand in Blüte. Auf steilen Hängen sahen sie Ranken kriechender Heide und Eisenhut zwischen den geschiefernten Felsvorsprüngen. Die Bäume präsentierten sich in ihrer ganzen Pracht, und ein strahlend blauer Himmel rundete das

Bild ab. *Und hier sind wir nun, dachte Lou, und jagen verirrten Rindviechern hinterher.*

In östlicher Richtung schepperte eine Kuhglocke.

Oz schaute ganz aufgeregzt drein. »Louisa hat gesagt, wir sollen auf das Läuten der Kuhglocken hören.«

Lou rannte hinter Oz her, durch Haine aus Buchen, Pappeln und Linden, und die harten Reben der Glyzinien griffen nach ihnen wie lästige Hände. Sie stolperten über die Buckel flacher Wurzeln, die sich an den unebenen, geneigten Boden klammerten. Schließlich erreichten sie eine kleine, von Schierling und Eukalyptusbäumen umstandene Lichtung und hörten die Glocke erneut, sahen jedoch keine Kuh.

»Muh, muuuu!«, tönte die Stimme, und die Glocke bimmelte.

Die beiden sahen sich verwirrt um, bis Lou zufällig zum Geäst eines Ahorns hinaufschaute und Diamond erblickte, der die Glocke schwang und wie eine Kuh muhte. Er war barfuß, trug dieselbe Kleidung wie immer, die Zigarette hinters Ohr geklemmt, und die Haare standen ihm wild zu Berge, als würde ein boshafter Engel am roten Wuschelkopf des Jungen zerren.

»Was soll das?«, fragte Lou wütend.

Diamond schwang sich behände von Ast zu Ast, ließ sich zu Boden fallen und schüttelte die Glocke ein weiteres Mal. Lou sah, dass er das Taschenmesser, das sie ihm geschenkt hatte, mit einem Stück Kordel an einer Schlaufe seines Overalls befestigt hatte.

»Ich hab geglaubt, ich wär 'ne Kuh.«

»Ich finde das nicht lustig«, sagte Lou. »Wir müssen die Kühe suchen!«

»Ach, nix einfacher als das. Kühe gehen nie wirklich verloren, sie stromern nur einfach durch die Gegend, bis jemand sie holen kommt.« Er pfiff, und Jeb brach durchs Unterholz, um

sie zu begrüßen.

Diamond führte sie durch eine Baumschonung aus Eschen und Hickory. Am Stamm einer der Eschen stritten zwei Eichhörnchen wild miteinander, wobei es offensichtlich um die Aufteilung ihrer Beute ging. Die Kinder blieben stehen und schauten ehrfürchtig zu einem Steinadler hinauf, der sich auf einem Ast eines kerzengerade gewachsenen Tulpenbaums von fünfundzwanzig Metern Höhe niedergelassen hatte. Auf der nächsten Lichtung sahen sie endlich die Kühe in einem natürlichen Pferch aus umgestürzten Bäumen grasen.

»Hab sofort gewusst, dass die Miss Louisa gehören. Dachte mir, dass ihr auf der Suche nach den Viechern wohl hierher kommt.«

Mit Diamond und Jebs Hilfe trieben sie die Kühe zurück in ihren Verschlag auf der Farm. Unterwegs zeigte Diamond ihnen, wie man die Schwänze der Tiere festhalten musste, sodass sie einen hügelaufwärts zogen. »Damit die 'n bisschen was zurückzahlen, weil sie weggelaufen sind«, sagte er.

»Diamond«, sagte Lou, als sie endlich das Tor des Gatters schlossen, »verrate mir mal, warum du Pferdemist in das Auto von dem Mann getan hast.«

»Kann ich dir nich' sagen, denn ich war's nich'.«

»Ach, Diamond, erzähl mir doch nichts. Du hast es Cotton gegenüber doch so gut wie gestanden.«

»Ich hab Bohnen in den Ohren. Ich kann dich leider nich' verstehn.«

Eine beleidigte Lou zeichnete mit der Fußspitze Kreise in den Erdboden. »Hör mal, wir müssen jetzt zur Schule, Diamond. Kommst du mit?«

»Ich geh nich' in die Schule«, sagte er, klemmte sich die nicht angezündete Zigarette zwischen die Lippen und wurde

damit augenblicklich zum Erwachsenen.

»Wieso zwingen deine Eltern dich nicht, zur Schule zu gehen?«

Statt einer Antwort pfiff Diamond nach Jeb, und die beiden liefen davon.

»He, Diamond«, rief Lou ihm nach.

Doch Junge und Hund liefen nur noch schneller.

KAPITEL 21

Lou und Oz stürmten über den leeren Hof und ins Schulgebäude. Atemlos eilten sie an ihre Plätze.

»Tut mir leid, dass wir uns verspätet haben«, sagte Lou zu Estelle McCoy, die bereits an die Tafel schrieb. »Wir haben noch auf dem Feld gearbeitet, und ...« Lou blickte sich um und stellte fest, dass gut die Hälfte der Bänke leer war.

»Ist schon gut, Lou«, sagte ihre Lehrerin. »Die Saatzeit. Ich bin froh, dass ihr es überhaupt geschafft habt.«

Lou setzte sich auf ihren Platz. Aus dem Augenwinkel sah sie, dass auch Billy Davis da war. Er sah heute so wohlerzogen aus, dass Lou sich zur Vorsicht gemahnte. Als sie das Pult öffnete, um ihre Bücher zu verstauen, konnte sie den Aufschrei nicht unterdrücken. Die zusammengeringelte Schlange in ihrem Pult – eine fast einen Meter lange, braun und gelb gebänderte Mokassinschlange – war tot. Doch auf dem Papier, das um die Schlange gewickelt war, standen die Worte »Yankee, geh heim« – und das erfüllte Lou trotz ihrer Abscheu mit heißer Wut.

»Lou«, rief Mrs McCoy von der Tafel her, »stimmt etwas nicht?«

Lou schloss das Pult und schaute zu Billy hinüber, der die Lippen schürzte und angestrengt in sein Buch starrte. »Alles in Ordnung«, sagte Lou.

Es war Zeit fürs Mittagessen, und die Luft war kühl, doch die Sonne wärmte, und die Kinder versammelten sich draußen, um zu essen, und holten ihre Schmalzdosen und andere Behältnisse

hervor. Fast jeder hatte irgendetwas dabei, um seinen oder ihren Magen zu füllen, und wenn es nur Maisbrot- oder Zwiebackreste waren; viele hielten kleine Kannen mit Milch oder Gläser voll Brunnenwasser in den Händen. Die Kinder setzten sich auf den Boden, um zu essen, zu trinken und zu plaudern. Einige der jüngeren liefen im Kreis herum, bis ihnen so schwindlig wurde, dass sie hinfieelen. Dann kamen die älteren Geschwister, hoben sie auf und sorgten dafür, dass sie etwas aßen.

Lou und Oz saßen im Schatten des Walnussbaumes; die leichte Brise spielte mit den Haarspitzen des Mädchens. Oz biss herhaft in seinen gebutterten Zwieback und trank das kalte Brunnenwasser, das sie in einer Feldflasche mitgebracht hatten. Lou hingegen aß nichts. Sie schien auf irgendetwas zu warten und streckte die Glieder, als würde sie sich auf ein Rennen vorbereiten.

Billy Davis schlenderte zwischen den kleinen Gruppen der Esser hindurch und schwang dabei übertrieben seine hölzerne Brotdose, die einst ein kleines Nagelkästchen gewesen war, durch das man einen Draht gezogen hatte, der als Griff diente. Er blieb bei einer Gruppe stehen, sagte etwas, lachte, schaute zu Lou hinüber und lachte erneut. Schließlich kletterte er auf die tiefer hängenden Äste eines Silberahorns und öffnete seine Brotdose. Er schrie auf, fiel rückwärts vom Baum und landete voll auf dem Kopf. Die Schlange lag auf ihm, und Billy wälzte sich herum, um sie abzuschütteln, wobei er wie ein abgestochenes Schwein quiekte. Dann erkannte er, dass es seine eigene tote Mokassinschlange war, welche jemand unter den Deckel der Dose geklemmt hatte, die er noch immer in der Hand hielt. Als er verstummte, stellte er fest, dass alle auf dem Schulhof lauthals über ihn lachten.

Alle außer Lou, die mit verschränkten Armen dasaß und so tat, als würde sie das Schauspiel überhaupt nicht beachten. Dann aber lächelte sie breit und so strahlend wie die Sonne. Als Billy aufstand, erhob Lou sich ebenfalls. Oz schob sich den Zwieback in den Mund, trank schnell den Rest des Wassers und flitzte in die Sicherheit hinter dem Walnussbaum. Hände wurden zu Fäusten geballt, Lou und Billy trafen sich in der Mitte des Schulhofs. Die Menge schloss sich um sie, und Yankee Girl und Mountain Boy läuteten die zweite Runde ein.

Lou, diesmal mit einer Risswunde auf der anderen Seite der Lippe gesegnet, saß an ihrem Pult. Sie streckte Billy die Zunge heraus, der mit zerrissenem Hemd und einem hübschen blau-schwarzen Veilchen am rechten Auge auf der gegenüber liegenden Seite des Klassenzimmers saß. Estelle McCoy stand vor ihnen, die Arme verschränkt, einen finsternen Ausdruck auf dem Gesicht. Nachdem die verärgerte Lehrerin den Kampf um die Schul-Boxmeisterschaft vorzeitig beendet hatte, hatte sie die anderen Schüler nach Hause geschickt und die Familien der Streithähne benachrichtigen lassen.

Lou war gehobener Stimmung, denn sie hatte es Billy vor allen anderen ordentlich gezeigt. Er schaute weit weniger zufrieden drein, wie er zappelnd auf dem Stuhl saß und nervös zur Tür blickte. Als sie krachend aufgeschlagen wurde und George Davis im Türrahmen stand, erkannte Lou, wovor Billy solche Angst hatte.

»Was, zum Teufel, ist hier los?«, brüllte er so laut, dass selbst Estelle McCoy sich duckte.

Die Lehrerin wich zurück, als Davis voranstürmte. »Billy hat sich wieder geprügelt, George«, sagte Mrs. McCoy.

»Du hast mich wegen einer verdammten Prügelei hierher

kommen lassen?«, herrschte er sie an und baute sich drohend vor seinem Sprössling auf. »Ich war aufm Acker, du kleiner Mistkerl! Ich hab keine Zeit für diesen Scheiß!« Als Georges Blicke sich auf Lou richteten, wurde der Ausdruck in seinen funkeln den Augen noch bösartiger. Plötzlich holte er zu einer Ohrfeige mit dem Handrücken aus und schlug zu. Billy wurde seitlich am Kopf getroffen und zu Boden geschleudert.

Der Vater stand breitbeinig über seinem Sohn. »Du lässt dir von 'nem blöden Mädel die Fresse polieren?«

»George Davis!«, schrie Estelle McCoy dazwischen. »Du lässt sofort deinen Sohn in Ruhe!«

Er hob drohend die Hand gegen Estelle. »Von jetzt an arbeitet der Junge wieder auf der Farm. Schluss mit der verdammten Schule.«

»Warum lässt du das nicht Billy entscheiden?«, erklang Louisas Stimme. Sie kam ins Klassenzimmer. Oz folgte ihr auf dem Fuße und krallte sich an ihr Hosenbein.

»Louisa«, sagte die Lehrerin mit merklicher Erleichterung.

Davis wich keinen Zoll zurück. »Er ist mein Junge! Er tut, was ich sage, verdammich!«

Louisa half Billy auf seinen Stuhl und tröstete ihn, bevor sie sich wieder an den Vater wandte. »Siehst du einen Jungen? Ich sehe hier einen netten jungen Mann.«

Davis schnaubte. »Der und Mann?«

Louisa trat einen Schritt auf den Vater zu und sprach ganz ruhig, doch ihr Blick war dermaßen wütend, dass Lou den Atem anhielt.

»Aber du bist ein Mann. Also schlag ihn nie wieder, hörst du?«

Davis zielte mit einem nagellosen Zeigefinger auf ihr Gesicht. »Schreib du mir nicht vor, wie ich meinen Jungen behandeln

muss. Du hattest bloß ein Kind. Ich hab neun, und Nummer zehn ist unterwegs.«

»Die Zahl der Kinder, die man zeugt, sagt kaum etwas darüber aus, ob jemand ein guter Vater ist.«

»Du hast diesen großen Nigger bei dir wohnen, diesen Hell No. Gott wird dich dafür strafen. Muss wohl das Cherokeeblut in deinen Adern sein. Du gehörst sowieso nich' hierher. Hast nie hierher gehört, Rothaut.«

Eine verblüffte Lou schaute Louisa an. Yankee? Und Rothaut?

»Sein Name ist Eugene«, sagte Louisa. »Und mein Vater war zum Teil Apache, nicht Cherokee. Und was Gott betrifft – der straft die Bösen. Zum Beispiel Männer, die ihre Kinder prügeln.« Louisa trat einen weiteren Schritt vor. »Wenn du noch einmal Hand an dieses Kind legst, dann bete lieber zu dem Gott, zu dem du betest, dass du mir nicht mehr übern Weg läufst.«

Davis lachte herablassend. »Du machst mir Angst, Hutzelweib.«

»Dann bist du klüger, als ich dachte.«

Davis ballte eine Hand zur Faust und schien zuschlagen zu wollen, als er den riesigen Eugene im Türrahmen erblickte. Sein Mut schien sich zu verflüchtigen.

Davis schnappte sich Billy. »Ab nach Hause, Bengel. Na los!« Billy flitzte aus dem Klassenzimmer. Davis folgte ihm bedächtig, nahm sich Zeit. Er schaute sich noch einmal nach Louisa um. »Wir zwei sind noch nich' fertig miteinander.« Er schlug die Tür hinter sich zu.

KAPITEL 22

Für dieses Jahr war die Schule zu Ende, und die harte Farmarbeit hatte begonnen. Jeden Tag stand Louisa besonders früh auf, noch bevor die Nacht sich zur Ruhe begeben hatte, und hielt Lou dazu an, es ihr gleichzutun. Das Mädchen verrichtete sowohl ihre als auch Oz' Aufgaben als Bestrafung wegen des Kampfes gegen Billy; anschließend verbrachten sie alle den Tag mit Feldarbeit. Sie aßen einfache Kost zu Mittag und tranken ihr kaltes Brunnenwasser im Schatten einer Gurken-Magnolie. Keiner von ihnen sagte viel; der Schweiß tränkte ihre Kleidung. Während solcher Pausen übte Oz sich im Steinewerfen, wobei er einige so weit schleuderte, dass Louisa und die anderen lächelten und ihm Beifall spendeten. Oz wurde sichtlich größer; die Muskeln an Armen und Schultern traten deutlicher hervor, und die Arbeit machte ihn allmählich zäh und kräftig. Wie auch seine Schwester. Wie offenbar alle, die hier oben in den Bergen ums Überleben kämpften.

Die Tage waren inzwischen so warm, dass Oz nur noch seinen Overall überstreifte und ansonsten ohne Hemd und barfuß herumlief. Auch Lou trug ihren Overall und ging ebenfalls barfuß, trug dazu aber ein abgewetztes Hemd. Die Sonne brannte hier oben intensiv, und ihr Haar wurde mit jedem Tag blonder, die Haut dunkler. Louisa brachte den Kindern immer wieder neue Dinge bei: Sie erklärte ihnen, warum Feldbohnen keine Fäden hatten, Stangenbohnen aber doch, und dass man sie abziehen musste, weil man daran ersticken konnte. Und dass man hier die meisten Getreidesorten anbauen konnte, mit Ausnahme des Hafers, weil dieses Getreide nur von Maschinen

gedroschen werden konnte, die einfache Bergbauern niemals haben würden. Und wie man Kleider auf einem Waschbrett rubbelte und mit genau der richtigen Menge Seife aus Lauge und Schweinefett – ja nicht zu viel –, um die Sachen richtig sauber zu kriegen, und wie man sie ordentlich ausspülte und dass sie frisch und weiß aussahen, wenn man beim dritten Spülen Waschblau hinzugab. Und des Abends, beim Schein des Feuers, zeigte sie Lou und Oz, wie man mit Nadel und Faden umging. Louisa sprach sogar davon, dass sie den Kindern irgendwann das Steppen von Stoff und sogar die hohe Kunst des Beschlagens von Maultieren beibringen würde.

Louisa fand schließlich auch die Zeit, Lou und Oz das Reiten zu lehren. Eugene setzte sie abwechselnd auf Sue, die Stute – ohne Sattel, sogar ohne Decke.

»Wo ist der Sattel?«, fragte Lou. »Und was ist mit den Steigbügeln?«

»Dein Hintern ist dein Sattel, ein Paar kräftige Beine deine Steigbügel«, antwortete Louisa.

Lou war aufgesessen, und Louisa stand neben der Stute.

»Und jetzt nimm die Zügel in die rechte Hand, wie ich es dir gezeigt hab, als würdest du 's ernst meinen!«, sagte Louisa. »Sue lässt dir einiges durchgehn, aber du musst ihr zeigen, wer der Boss ist.«

Lou schlug mit den Zügeln, trat dem Pferd zuerst leicht in die Flanken, dann heftiger und stärker, doch Sue verharrte vollkommen regungslos, als würde sie im Stehen schlafen.

»Dummes Pferd«, sagte Lou schließlich.

»Eugene«, rief Louisa zum Feld hinüber. »Komm doch mal her, und gib mir bitte 'nen kleinen Schubs, Junge.«

Eugene kam herbei und half Louisa aufs Pferd. Als sie hinter Lou saß, nahm sie die Zügel.

»Es liegt nicht daran, dass Sue dumm ist, aber du sprichst noch nicht ihre Sprache. Wenn Sue losgehen soll, gibst du ihr einen ordentlichen Klaps und schnalzt laut. Für sie heißt das *›Geh los!‹*. Wenn sie die Richtung ändern soll, zerrst du nicht wild an den Zügeln, sondern lässt sie zur Seite gleiten. Wenn Sue stehen bleiben soll, genügt ein kleiner Ruck.«

Lou tat wie geheißen, und Sue setzte sich in Bewegung. Das Mädchen ließ die Zügel nach links gleiten, und das Pferd ging tatsächlich in diese Richtung. Lou zog schnell an den Zügeln, und Sue blieb gemächlich stehen.

Lou lächelte breit. »He, guckt mal, ich kann reiten!«

Cotton streckte den Kopf aus dem Fenster von Amandas Schlafzimmer und schaute zu. Dann blickte er zum wunderschönen Himmel empor und schließlich hinüber zu Amanda in ihrem Bett.

Ein paar Minuten später wurde die Haustür geöffnet, und Cotton trug Amanda ins Freie und setzte sie in den Schaukelstuhl, neben eine Wand aus Passionsblumen, die in voller tiefpurpurner Blüte standen.

Oz, der inzwischen gemeinsam mit seiner Schwester auf Sue ritt, schaute hinüber, sah seine Mutter und wäre fast vom Pferd gefallen. »He, Mom, guck mal! Ich bin ein Cowboy!« Louisa stand neben dem Pferd und sah zu Amanda hinüber. Lou schaute schließlich ebenfalls hin, schien aber nicht sehr begeistert zu sein, ihre Mutter draußen zu sehen.

Cottons Blick glitt von der Tochter zur Mutter, und selbst er musste eingestehen, dass die Frau hier im Sonnenschein erschreckend fehl am Platz wirkte. Ihre Augen waren geschlossen, und nicht einmal ihr kurzes Haar bewegte sich im leichten Wind, als hätten selbst die Elemente sie aufgegeben. Cotton trug sie wieder ins Haus.

Es war an einem strahlenden Sommermorgen ein paar Tage später. Lou hatte gerade die Kühe gemolken und kam mit vollen Kannen aus der Scheune. Sie blickte über die Felder und blieb wie angewurzelt stehen. Dann lief sie so schnell zum Haus, dass die Milch überschwappte. Sie setzte die Kannen auf die Veranda, stürmte ins Haus, an Louisa und Eugene vorbei, und schrie aus vollem Halse. Sie platzte ins Zimmer ihrer Mutter, und dort saß Oz neben ihr und bürstete ihr Haar.

Lou war atemlos. »Es funktioniert! Es ist grün! Alles. Das Getreide kommt schon raus. Oz, sieh doch selbst!« Oz stürmte so schnell hinaus, dass er ganz vergaß, dass er nur Unterwäsche trug. Lou blieb in der Mitte des Zimmers zurück; ihre Brust hob sich, und sie lächelte breit. Als ihr Atem sich ein wenig beruhigt hatte, ging sie zu ihrer Mutter, setzte sich und ergriff ihre schlaffe Hand. »Vielleicht interessiert es dich ja. Denn wir haben wirklich hart geschuftet.« Lou blieb noch eine Minute lang schweigend sitzen, dann hatte ihre Aufregung sich gelegt, und sie ließ Amandas Hand los und ging.

An diesem Abend arbeitete Louisa, wie an so vielen anderen, in ihrem Schlafzimmer an der pedalbetriebenen Singer-Nähmaschine, die sie vor neun Jahren für zehn Dollar auf Ratenzahlung erstanden hatte. Sie wollte den Kindern nicht verraten, was sie nähte, wollte sie nicht einmal raten lassen. Doch Lou wusste, dass es etwas für sie und Oz war, und kam sich deshalb wegen der Prügelei mit Billy Davis noch schäbiger vor.

Am nächsten Abend ging Oz nach dem Essen zu seiner Mutter, und Eugene begab sich in die Kornkammer, um Sensen zu reparieren. Lou spülte ab und setzte sich dann zu Louisa auf die Veranda. Eine Zeit lang wagte keiner zu reden. Lou beobachtete zwei Meisen, die aus der Scheune flogen und sich auf den

Zaun setzten. Ihr graues Gefieder und ihre auffälligen Kämme waren prachtvoll, aber das Mädchen interessierte sich kaum dafür.

»Das mit der Schlägerei tut mir leid«, sagte Lou schließlich und atmete erleichtert auf, weil sie die Entschuldigung endlich herausgebracht hatte.

Louisa blickte zu den beiden Maultieren in ihrem Pferch hinüber. »Gut zu wissen«, sagte sie, mehr nicht. Langsam ging die Sonne unter; der Himmel war kaum bewölkt und ziemlich klar. Eine große Krähe zog einsam ihre Kreise, ließ sich wie ein gemächlich dahintreibendes Blatt von einem Aufwind nach dem nächsten erfassen.

Lou nahm ein bisschen Erde in die Hand und beobachtete ein Bataillon von Ameisen, das über ihre Hand zog. Die Geißblattranken standen in voller, duftender Pracht und erfüllten die Luft gemeinsam mit den Wohlgerüchen der Zimtrosen und der Gewürznelken, und die purpurne Wand der Passionsblumen spendete der Veranda pflichtbewusst ihren Schatten. Kletterrosen hatten sich um die meisten Zaunpfosten geschlungen und sahen wie kleine feurige Explosionen aus.

»George Davis ist ein schrecklicher Mann«, sagte Lou.

Louisa lehnte sich mit dem Rücken an das Verandageländer. »Schindet seine Kinder wie die Maulesel und behandelt seine Maulesel besser als seine Kinder.«

»Billy hätte nicht so gemein zu mir sein sollen«, sagte Lou und grinste. »Es war schon komisch, wie er aus dem Baum fiel, als er die tote Schlange sah, die ich in seine Brotdose getan hatte.«

Louisa lehnte sich nach vorne und schaute das Mädchen neugierig an. »Hast du sonst noch was in der Dose gesehn?«

»Sonst noch was? Was denn?«

»Was zu essen.«

Lou war verwirrt. »Nein, die Dose war leer.«

Louisa nickte langsam, lehnte sich wieder zurück und schaute nach Westen, wo die Sonne langsam hinter die Bergspitzen kroch und den Himmel rosarot färbte.

»Weißt du, was ich komisch finde?«, sagte Louisa. »Dass Kinder glauben, sie müssten sich schämen, weil ihr Vater es für überflüssig hält, ihnen was zu essen mitzugeben. Sie schämen sich so sehr, dass sie 'ne leere Brotdose mit zur Schule nehmen und so tun, als wär was drin, damit niemand merkt, dass sie in Wirklichkeit gar nichts zu essen haben. Findest du das auch komisch?«

Lou schüttelte den Kopf und starrte auf ihre Füße. »Nein.«

»Ich weiß, ich hab nie mit euch über euren Pa gesprochen. Aber ich fühlle mit dir und Oz, und ich liebe euch beide sogar noch mehr, weil ich diesen Verlust wettmachen will, obwohl ich weiß, dass ich 's nicht kann.« Sie legte eine Hand auf Lous Schulter und drehte das Mädchen zu sich herum. »Aber ihr hattet 'nen guten Vater. Einen Mann, der euch lieb hatte. Ich weiß, das macht's euch noch schwerer, damit fertig zu werden – und das ist ein Segen und ein Fluch zugleich, den wir alle in diesem Leben ertragen müssen. Billy Davis hingegen muss Tag für Tag mit seinem Vater leben. Da möcht ich lieber in eurer Haut stecken. Und Billy ganz bestimmt auch. Ich bete jeden Tag für alle Kinder. Und du solltest das auch tun.«

KAPITEL 23

Die alte Pendeluhr hatte gerade Mitternacht geschlagen, als Kiesel an Lous Fenster geworfen wurden. Das Mädchen war mitten in einem Traum, der unter dem plötzlichen Scheppern zerstob. Lou trat ans Fenster und schaute hinaus, sah zunächst aber nichts. Dann entdeckte sie den Störenfried. Sie öffnete das Fenster.

»Was fällt dir ein, Diamond Skinner?«

»Komm mit«, sagte der Junge, der neben seinem treuen Hund stand.

»Was hast du vor?«

Statt einer Antwort zeigte er auf den Mond. Er leuchtete heller, als Lou ihn je zuvor gesehen hatte. Die Sicht war so klar, dass sie dunkle Flecke auf seiner Oberfläche ausmachen konnte.

»Vielen Dank, den Mond kann ich mir auch allein anschauen«, sagte sie.

Diamond lächelte. »Nee, nich' nur das. Hol deinen Bruder. Nun beeil dich. Wird dir Spaß machen, wo wir hingehn. Wirst schon sehn.«

Lou schaute unsicher drein. »Wie weit ist es denn?«

»Nicht sehr weit. Hast doch keine Angst im Dunkeln, oder?«

»Rühr dich nicht von der Stelle«, sagte sie und schloss das Fenster.

Fünf Minuten später hatten Lou und Oz sich angezogen und aus dem Haus geschlichen und standen bei Diamond und Jeb. Lou gähnte. »Wenn das keinen Spaß macht, Diamond, wirst du 's mit der Angst kriegen.«

Mit zügigem Schritt machten sie sich auf in südliche Richtung. Diamond plapperte die ganze Zeit lebhaft vor sich hin, wollte ihnen aber unter keinen Umständen verraten, wohin der Weg sie führte. Lou gab es schließlich auf und betrachtete die nackten Füße des Jungen, der soeben gewandt über einen scharfkantigen Felsen schritt. Lou und Oz trugen Schuhe.

»Bekommst du eigentlich keine wunden oder kalten Füße, Diamond?«, fragte Lou, als sie auf einer kleinen Hügelkuppe eine kurze Verschnaufpause einlegten.

»Wenn Schnee fällt, dann zieh ich vielleicht mal Schuhe oder so was an. Aber nur wenn der Schnee mir bis zum Hals reicht. Kommt jetzt weiter.«

Sie setzten den Weg fort. Zwanzig Minuten später vernahmen Lou und Oz das Rauschen schnell fließenden Wassers, und kurz darauf hob Diamond eine Hand, und sie blieben stehen. »Hier müssen wir langsam gehn«, sagte er. Lou und Oz folgten ihm dichtauf über Felsen, die mit jedem Schritt glitschiger zu werden schienen, und der Lärm des rauschenden Wassers schien mittlerweile aus allen Richtungen zu kommen, als würde eine Springflut auf sie zurollen. Lou nahm Oz bei der Hand, denn die Situation kam ihr nun doch ein wenig bedrohlich vor, und sie vermutete, dass ihren Bruder bereits das kalte Entsetzen gepackt hatte. Sie ließen mehrere hoch aufragende Birken und tiefend nasse Trauerweiden hinter sich, und dann blickten Lou und Oz ehrfürchtig nach oben.

Der Wasserfall war fast dreißig Meter hoch. Er ergoss sich aus einem Überhang aus verwittertem Kalkstein und stürzte geradewegs hinunter in einen Teich aus schäumendem Wasser, dessen Ablaufrinne sich in die Dunkelheit schlängelte. Plötzlich wurde Lou klar, wie Diamond das mit dem Mond gemeint hatte. Er schien so hell, und der Wasserfall und der Teich

waren so perfekt platziert, dass die drei von einem Meer aus schimmerndem Glanz umgeben waren. Das reflektierte Mondlicht war so stark, dass sich die Nacht in Tag verwandelt zu haben schien.

Sie wichen ein wenig zurück, an eine Stelle, von der aus sie alles sehen konnten, wo der Lärm des Wasserfalls jedoch nicht mehr so stark war, sodass sie nicht mehr schreien mussten, um das Tosen und Donnern zu übertönen.

»Nebenfluss vom McCloud«, sagte Diamond. »Aber kommt von höher als die meisten.«

»Das sieht aus, als würde Schnee nach oben fallen«, sagte Lou erstaunt, als sie sich auf einen moosüberwucherten Stein setzte. Bei dem hoch aufspritzenden, schäumenden Wasser, das von dem kräftigen Licht erfasst wurde, sah es tatsächlich so aus, als würde fallender Schnee irgendwie in den Himmel zurück rieseln. An einer Ecke des Teichs leuchtete das Wasser besonders hell. Sie gingen dort hinüber.

»Genau hier hat Gott die Erde berührt«, sagte Diamond sehr ernst.

Lou beugte sich ein wenig vor und betrachtete die Stelle genau. Schließlich drehte sie sich zu Diamond um. »Phosphor«, sagte sie.

»Was?«

»Ich glaube, das ist phosphorhaltiges Gestein. Wir haben das in der Schule durchgenommen.«

»Sag das Wort noch mal«, sagte Diamond.

Lou tat wie geheißen, und Diamond wiederholte es ein ums andere Mal, bis es ihm einigermaßen leicht über die Lippen kam. Er erklärte, es sei ein schönes und bedeutendes Wort, doch eben nur ein Wort dafür, dass Gott hier etwas berührt habe – und Lou brachte es nicht übers Herz, ihm zu widersprechen.

Oz beugte sich vor und tauchte die Hand in den Teich, zog sie aber sofort wieder zurück und schüttelte sich.

»Is' immer so kalt«, sagte Diamond, »sogar an den dammich heißesten Tagen.« Er schaute sich lächelnd um. »Aber is' wirklich nett hier.«

»Danke, dass du uns hergebracht hast«, sagte Lou.

»Mach ich mit all meinen Freunden«, sagte er gönnerhaft und blickte dann zum Himmel. »He, kennt ihr die Sternbilder?«

»Ein paar«, sagte Lou. »Den großen Wagen und Pegasus.«

»Von denen hab ich noch nie gehört.« Diamond zeigte zum nördlichen Himmel hinauf. »Dreht die Köpfe mal 'n bisschen, dann seht ihr den Bär, der 'n Bein verloren hat – so nenn ich 's immer. Gegenüber ist das Steinglöckchen, und direkt da hinten – er richtete den Finger jetzt wieder mehr in südliche Richtung – »sitzt Jesus zur Rechten vom lieben Gott. Aber Gott ist nicht da, weil er unterwegs ist und Gutes tut. Weil er eben Gott ist. Aber seinen Thron könnt ihr sehn.« Er schaute seine Freunde an. »Nich' wahr? Seht ihr ihn?«

Oz sagte, er könne den Thron sehen und alles andere, so deutlich wie am helllichten Tag, obgleich Nacht war. Lou zögerte und fragte sich, ob sie Diamond über die richtigen Sternbilder aufklären sollte oder nicht. Schließlich lächelte sie. »Du weißt viel mehr über Sterne als wir, Diamond. Jetzt, wo du sie uns gezeigt hast, kann ich sie viel besser sehen.«

Diamond grinste breit. »Tja, hier oben aufm Berg sind wir den Sternen viel näher als unten in der Stadt. Keine Bange, ich bring euch noch mehr bei.«

Sie verbrachten eine vergnügliche Stunde unterm Sternenzelt, bis Lou zum Aufbruch mahnte.

Auf halber Strecke nach Hause begann Jeb plötzlich zu knurren, zog die Lefzen zurück, fletschte die Zähne und bewegte

sich aufgeregt schnüffelnd in kleinen Kreisen durchs hohe Gras.

»Was ist mit ihm, Diamond?«, fragte Lou.

»Der riecht bloß irgendwas. Hier treiben sich 'ne Menge Viecher rum.«

Plötzlich flitzte Jeb los und heulte so laut, dass es Diamond, Lou und Oz in den Ohren schmerzte.

»Jeb!«, rief Diamond dem Hund nach. »Komm sofort her. Bei Fuß!« Doch Jeb gehorchte nicht, und nun erkannten sie den Grund für sein Verhalten. Ein Schwarzbär bewegte sich mit großen Schritten am fernen Rand der Wiese entlang.

»Verdammtd, Jeb, lass den Bär in Ruh!« Diamond lief dem Hund hinterher, und Lou und Oz folgten ihm. Doch Hund und Bär hängten die Zweibeiner rasch ab. Diamond blieb schließlich stehen und schnappte nach Luft. Lou und Oz ließen sich neben ihm ins Gras fallen; ihre Lungen schienen beinahe zu platzen.

Diamond hieb sich die Faust in die Handfläche. »Der blöde Kläffer.«

»Wird der Bär ihm was tun?«, fragte Oz voller Angst.

»Ach, glaub ich nich'. Jeb wird 'n wohl auf 'nen Baum jagen, und dann wird er 's irgendwann leid und trollt sich nach Hause.« Doch sehr überzeugt schien Diamond nicht zu sein. »Nun kommt schon mit.«

Ein paar Minuten lang schritten sie schnell aus, bis Diamond langsamer wurde, sich umschaute und eine Hand hob, dass Lou und Oz stehen blieben. Er drehte sich um, legte einen Finger auf die Lippen und bedeutete ihnen, ihm leise zu folgen. Sie schlichen ungefähr hundert Meter weiter, dann ließ Diamond sich fallen, und Lou und Oz taten es ihm gleich. Sie krochen bäuchlings weiter und kamen an den Rand einer Bodensenke.

Sie war von Bäumen und Unterholz umgeben. Zweige und Ranken hingen über der Grube und bildeten ein natürliches Dach, doch die Strahlen des Mondlichts, die stellenweise hindurchfielen, erhelltten das Innere so weit, dass man Einzelheiten ausmachen konnte.

»Was ist da?«, fragte Lou.

»Pssst!«, machte Diamond, legte dann eine Hand an ihr Ohr und flüsterte: »Da is' einer.«

Lou schaute noch einmal hin, und dann sah sie den unförmigen Apparat mit dem großen Bauch aus Metall, den Kupferrohren und den Beinen aus Holzblöcken. Krüge, die den gebrannten Maiswhisky aufnehmen sollten, standen auf Brettern, die über aufeinander geschichtete Steine gelegt waren. Eine kleine Petroleumlaterne baumelte an einem dünnen Pfosten, der in den feuchten Boden gerammt worden war. Dampf stieg von den Destillierkolben auf. Sie hörten, wie jemand sich bewegte.

Lou zuckte zusammen, als George Davis neben der Destille auftauchte und einen vierzig Pfund schweren Getreidesack auf den Boden warf. Der Mann war in seine Arbeit vertieft und schien die heimlichen Beobachter nicht gehört zu haben. Lou schaute Oz an, der so heftig zitterte, dass Lou befürchtete, Davis könne die Erschütterungen des Bodens spüren. Sie zerrte an Diamonds Arm und zeigte in die Richtung, aus der sie gekommen waren. Diamond nickte zustimmend, und sie begannen rückwärts zu rutschen. Lou warf noch einen Blick auf die Destille, doch Davis war verschwunden. Sie erstarrte. Und dann hätte sie fast aufgeschrien, weil sie hörte, wie etwas näher kam. Lou befürchtete das Schlimmste.

Zuerst rannte der Bär an ihr vorbei und in die Senke hinein. Dann kam Jeb. Der Bär schlug einen Haken, und der Hund schlitterte gegen den Pfosten, an dem die Lampe befestigt war,

und riss ihn um. Die Lampe fiel zu Boden und zerbrach. Der Bär taumelte gegen den Destillierapparat, und das Metall gab unter dem Gewicht von dreihundert Pfund Schwarzbär nach, kippte um und platzte auf; die Kupferrohre flogen durch die Gegend. Diamond stürzte sich in die Senke und rief nach seinem Hund.

Der Bär war der Jagd offensichtlich müde geworden, drehte sich um und erhob sich auf die Hinterbeine. Seine Klauen und sein Gebiss waren nun deutlich zu sehen. Jeb blieb beim Anblick der fast zwei Meter hohen schwarzen Gestalt, die ihn mit einem Biss in zwei Teile reißen konnte, wie angewurzelt stehen und wich dann knurrend zurück. Diamond bekam den Hund am Nacken zu fassen.

»Jeb, du blöder Köter!«

»Diamond!«, rief Lou, als sie ebenfalls aufsprang und sah, wie der Mann auf ihren Freund zukam.

»Verdammst noch mal!« Davis war aus der Dunkelheit getreten, das Gewehr im Anschlag.

»Diamond, pass auf!«, schrie Lou wieder.

Der Bär brummte, der Hund bellte, Diamond brüllte, und Davis legte an und fluchte. Zwei Schüsse fielen, und Bär, Hund und Herrchen rannten, als wäre der Leibhaftige hinter ihnen her. Lou duckte sich, als die Schrotladung durch das Laub schlug und sich in die Baumrinde bohrte. »Lauf, Oz, lauf!«, schrie sie. Oz sprang auf und flitzte los, doch der Junge war völlig durcheinander und rannte zur Senke statt von ihr weg. Davis lud das Schrotgewehr nach, als Oz vor ihm auftauchte. Der Junge erkannte seinen Fehler zu spät, und Davis packte ihn am Kragen. Lou rannte auf die beiden zu. »Diamond!«, rief sie wieder. »Hilfe!«

Davis drückte Oz mit einer Hand gegen sein Bein und ver-

suchte, mit der anderen nachzuladen.

»Gottverdammter Bengel«, beschimpfte er den sich duckenden Jungen.

Lou schlug mit ihren Fäusten auf den Mann ein, konnte jedoch nichts ausrichten, denn George Davis war zwar klein, aber hart wie Fels.

»Lassen Sie ihn los!«, rief Lou. »Lassen Sie ihn los!«

Davis ließ Oz tatsächlich los, aber nur, damit er Lou einen Schlag versetzen konnte. Sie ging zu Boden; ihr Mund blutete. Doch der Mann sah Diamond nicht kommen. Der Junge hob den umgestürzten Balken auf, holte aus und schlug Davis die Beine unterm Körper weg. Der Mann prallte hart zu Boden. Um ganz sicherzugehen, hämmerte Diamond den Balken auch noch auf Davis' Kopf. Lou schnappte sich Oz, und Diamond schnappte sich Lou. Als der wutschäumende Davis seine Beine wieder unter Kontrolle hatte, waren die drei schon fünfzig Meter von der Senke entfernt. Ein paar Sekunden später hörten die Kinder einen weiteren Schuss, befanden sich aber längst schon außer Reichweite.

Plötzlich hörten sie Geräusche hinter sich – rennende Schritte – und liefen schneller. Diamond warf einen Blick über die Schulter. »Alles in Ordnung«, keuchte er. »Is' nur Jeb.«

Sie liefen den ganzen Weg zur Farm und brachen auf der Veranda entkräftet zusammen. Ihre Lungen rasselten, und sie zitterten am ganzen Körper vor Erschöpfung und Angst.

Als sie sich aufrichteten, überlegte Lou, ob sie die Flucht nicht fortsetzen sollte, denn Louisa stand im Nachthemd vor ihnen, eine Petroleumlaterne in der Hand. Sie fragte die Kinder, wo sie gewesen seien. Diamond wollte zu einer Erklärung ansetzen, doch Louisa schnitt ihm in so scharfem Tonfall das Wort ab, dass sogar der nie um Worte verlegene Diamond

verstummte.

»Die Wahrheit, Lou!«, sagte die Frau.

Und Lou erzählte sie ihr, ließ auch die beinahe tödliche Begegnung mit George Davis nicht aus. »Aber das war nicht unsere Schuld«, sagte sie. »Der Bär ...«

»Geh in die Scheune, Diamond«, fauchte Louisa. »Und nimm deinen beschissen Kötter mit!«

»Ja, Ma'am«, sagte Diamond, und er und sein Hund schllichen davon.

Louisa fuhr wieder zu Lou und Oz herum. Lou sah, dass die Frau am ganzen Leib zitterte. »Oz, ab ins Bett mit dir. Sofort!«

Oz schaute noch einmal Lou an und flüchtete ins Haus. Nun waren nur noch Lou und Louisa draußen.

Lou war so angespannt wie nie zuvor im Leben.

»Du wärst diese Nacht fast umgebracht worden! Noch schlimmer – beinahe hättest du dich und deinen Bruder umgebracht.«

»Aber es war nicht unsere Schuld, Louisa. Hör doch ...«

»Und ob es deine Schuld war!«, stieß Louisa wütend hervor, und Lou spürte, wie ihr angesichts des schroffen Tonfalls die Tränen in die Augen schossen. »Ich hab dich nicht auf diesen Berg kommen lassen, damit du durch die schmierigen Hände von George Davis stirbst, Mädel. Dass du überhaupt losgezogen bist, ist schon schlimm genug. Aber dass du deinen kleinen Bruder mitnimmst, der 's nicht besser weiß und dir blindlings hinterherläuft ... Ich schäme mich für dich!«

Lou senkte den Kopf. »Tut mir leid. Tut mir wirklich leid.«

Louisa stand kerzengerade da. »Nie hab ich die Hand gegen ein Kind erhoben, obwohl meine Geduld im Lauf der Jahre arg strapaziert worden ist. Aber wenn du so was noch mal machst, Fräulein, setzt es was, und diese Tracht Prügel wirst du nie

vergessen. Hast du verstanden?« Lou nickte stumm. »Dann geh zu Bett«, sagte Louisa. »Und wir sprechen nie wieder drüber.«

Am nächsten Morgen kam George Davis in einem Wagen gefahren, der von zwei Mauleseln gezogen wurde. Louisa trat ins Freie und ging ihm entgegen, die Hände auf dem Rücken verschränkt.

Davis spuckte Kautabak auf den Boden neben dem Wagenrad. »Deine kleinen Teufel haben mein Eigentum zerstört. Bin hier, um den Schaden bezahlt zu kriegen.«

»Du meinst, sie haben aus deiner *Schwarzbrennerei* Kleinholz gemacht?«

Lou und Oz kamen heraus und starrten den Mann an.

»Satansbraten!«, brüllte er. »In der Hölle sollt ihr schmoren!«

Louisa trat von der Veranda. »Runter von meinem Land, wenn du so mit uns redest. Sofort!«

»Ich will mein Geld! Und ich will, dass die Bälger 'ne Tracht Prügel kriegen für das, was sie getan haben.«

»Du kannst zum Sheriff gehn und ihm zeigen, was sie mit deiner Destille angestellt haben, und dann kann *er* mir sagen, welche Entschädigung er für richtig hält.«

Davis starrte sie wütend an, die Maultierpeitsche fest in einer Hand. »Du weißt, das kann ich nich', Frau.«

»Dann kennst du den Weg von meinem Land, George.«

»Was hältst du davon, wenn ich deine Farm anzünde?«

Eugene kam heraus. In seiner Rechten hielt er einen großen Knüppel.

Davis hob die Peitsche. »Hell No. Bleib sofort stehen, Nigger, sonst geb ich dir die Peitsche, so wie dein Großvater sie übern Rücken gezogen kriegte!« Davis stieg vom Wagen. »Vielleicht zieh ich dir einfach so ein paar drüber, Bursche. Euch allen!«

Louisa zog das Gewehr hinter dem Rücken hervor und richtete es auf George Davis. Als er den langen Lauf der Flinte auf sich gerichtet sah, blieb der Mann auf halbem Weg stehen.

»Runter von meinem Land«, sagte Louisa ruhig, während sie den Hahn spannte und den Kolben an ihre Schulter legte, den Finger am Abzug. »Bevor ich die Geduld verlier – und abdrücke.«

»Ich bezahl's, George Davis«, rief Diamond, als er mit Jeb im Schlepptau aus der Scheune trat.

Davis zitterte deutlich sichtbar, so wütend war er. »Mein verdammichter Kopf dröhnt noch von dem Schlag, den du mir übergezogen hast, Junge.«

»Dann ha'm Sie verdammich viel Glück gehabt. Denn hätt ich gewollt, hätt ich auch fester zuschlagen können.«

»Riskier bei mir ja keine große Klappe!«, brüllte Davis.

»Woll'n Sie Geld oder nich'?«, fragte Diamond.

»Was kannst du mir schon geben? Du hast doch nix.«

Diamond steckte die Hand in die Hosentasche und holte eine Münze hervor. »Ich hab das hier, 'nen Silberdollar.«

»Einen Dollar! Du hast meine Destille zertrümmert, Junge. Glaubst du, mit einem verdammten Dollar könntest du das gutmachen? Du Schwachkopf!«

»Er is' von meinem Urgroßvater. Hundert Jahre alt! Ein Mann in Tremont wollte mir schon zwanzig Dollar dafür geben.«

Bei diesen Worten hellten Davis' Augen sich auf. »Lass mal sehen.«

»Nee. Nehmen Sie ihn, oder lassen Sie 's bleiben. Ich sag die Wahrheit. Zwanzig Dollar. Monroe Darcy hieß der Mann. Ihm gehört der Laden in Tremont. Sie kennen ihn.«

Davis schwieg einen Augenblick. »Gib her.«

»Diamond«, rief Lou, »tu das nicht.«

»Ein Mann muss seine Schulden bezahlen«, sagte Diamond. Er ging zu dem Wagen hinüber. Als Davis nach der Münze griff, zog Diamond sie zurück. »Wenn ich Ihnen die Münze geb, George Davis, sind wir quitt. Sie lassen sich nie wieder bei Miss Louisa blicken. Schwörn Sie!«

Davis machte ein Gesicht, als würde er Diamond liebend gern die Peitsche über den Rücken ziehen, doch er sagte: »Ich schwör's. Jetzt gib schon her.«

Diamond schnippte Davis die Münze zu, der sie aus der Luft fischte. Er betrachtete sie, biss darauf und ließ sie in der Tasche verschwinden.

»Und jetzt verzieh dich, George«, sagte Louisa.

Davis starrte sie wütend an. »Das nächste Mal schieß ich nich' daneben.«

Er wendete die Maultiere und den Wagen und fuhr in einem Staubwirbel davon. Lou schaute Louisa an, die das Gewehr im Anschlag hielt, bis der Mann endgültig verschwunden war. »Hättest du wirklich auf ihn geschossen?«, fragte sie.

Louisa sicherte die Waffe und ging ins Haus, ohne zu antworten.

KAPITEL 24

Zwei Tage später spülte Lou das Geschirr vom Abendbrot, während Oz am Küchentisch saß und sorgfältig Buchstaben auf ein Stück Papier malte. Louisa saß neben dem Jungen und half ihm. Sie sieht müde aus, ging es Lou durch den Kopf. Louisa war alt, und das Leben hier in den Bergen war nicht leicht; das hatte Lou bereits am eigenen Leib erfahren. Man musste um jede Kleinigkeit kämpfen. Und das hatte Louisa ihr Leben lang getan. Wie lange würde sie es noch schaffen?

Als Lou den letzten Teller abgetrocknet hatte, klopfte es an der Tür. Oz rannte hin und öffnete.

Cotton stand im Eingang. Er trug Anzug und Krawatte und hielt einen großen Karton unterm Arm. Hinter Cotton stand Diamond. Sein Gesicht war gewaschen und das Haar mit Wasser, wenn nicht sogar Frisierkrem geglättet. Er trug ein sauberes weißes Hemd und – Lou verschlug es beinahe den Atem – Schuhe. Na schön, man konnte seine Zehen sehen, aber immerhin waren die Füße des Jungen zum größten Teil bedeckt. Diamond deutete einen schüchternen Diener an, als würde es ihn zu einer Art Zirkusattraktion machen, gewaschen und beschuht zu sein.

Oz beäugte neugierig den Karton. »Was ist da drin?«

Cotton stellte den Karton auf den Tisch und ließ sich Zeit beim Öffnen. »Vieles spricht für das geschriebene Wort«, verkündete er, »doch nie dürfen wir den anderen großen Bereich schöpferischen Tuns vernachlässigen.« Mit einer eleganten Bewegung, die einem Varietékünstler zur Ehre gereicht hätte, nahm er das Grammophon aus dem Karton.

»Die Musik!«

Cotton zog eine Schallplatte aus ihrer Hülle und legte sie behutsam auf den Plattenteller. Dann drehte er kräftig an der Kurbel und setzte die Nadel auf. Einen Moment lang gab die wellige Schallplatte bloß ein lautes Kratzen von sich, dann wurde das Zimmer mit einem Klang erfüllt, in dem Lou die Musik Ludwig van Beethovens erkannte. Cotton schaute sich im Zimmer um und schob dann einen Stuhl bis an die Wand. Er gab den anderen Männern ein Zeichen. »Meine Herren, wenn ich bitten darf.« Oz, Diamond und Eugene folgten seinem Beispiel und hatten rasch eine freie Fläche in der Mitte des Raums geschaffen.

Cotton ging durch den Flur und öffnete die Tür von Amandas Zimmer. »Miss Amanda, heute können wir Ihnen den akustischen Genuss einer Auswahl bekannter Melodien bieten.«

Cotton kam zurück.

»Warum haben Sie die Möbel weggeschoben?«, wollte Lou wissen.

Cotton lächelte und zog sein Jackett aus. »Weil man sich Musik nicht nur untätig anhören sollte, sondern mit ihr verschmelzen muss.« Er machte eine tiefe Verbeugung vor Lou. »Darf ich Sie um diesen Tanz bitten, Ma'am?«

Lou ertappte sich dabei, wie sie bei dieser förmlichen Aufforderung errötete. »Sie sind ja völlig verrückt, also wirklich.«

»Mach schon, Lou, du bist 'ne gute Tänzerin«, sagte Oz und fügte hinzu: »Mom hat's ihr nämlich beigebracht.«

Und sie tanzten. Unbeholfen zuerst, allmählich jedoch schwungvoller, und bald schon wirbelten sie durchs Zimmer. Aller Augen verfolgten das Paar, und Lou musste kichern.

Wie so oft vor Aufregung völlig aus dem Häuschen, flitzte Oz ins Zimmer seiner Mutter. »Mom, wir tanzen, wir tanzen!«

Dann rannte er zurück, um wieder zuzuschauen.

Louisa bewegte die Hände zur Musik und klopfte mit einem Fuß den Takt. Diamond ging zu ihr.

»Ha'm Sie Lust auf 'n Tänzchen, Miss Louisa?«

Sie nahm seine Hände. »Das ist das schönste Angebot seit Jahren.«

Während sie sich Lou und Cotton anschlossen, stellte Eugene Oz auf seine Schuhe, und sie stampften zwischen den anderen umher.

Musik und Gelächter schallten durch den Flur bis in Amandas Zimmer. Seit sie im Haus eingezogen waren, hatte der Frühling den Winter abgelöst und der Sommer den Frühling. Und in all dieser Zeit hatte Amandas Zustand sich kein bisschen verändert – für Lou der sichere Beweis, dass ihre Mutter geistig nie mehr zu ihnen zurückkehren würde, während Oz, stets der unerschütterliche Optimist, es als gutes Zeichen wertete, dass ihr Zustand sich nicht verschlechtert hatte. Wenngleich Lou sich keine Hoffnungen auf Besserung machte, was ihre Mutter betraf, half sie Louisa dennoch jeden Tag, Amanda mit einem Schwamm zu säubern und ihr einmal in der Woche die Haare zu waschen. Regelmäßigbetteten Lou und Oz ihre Mutter anders, und jeden Tag absolvierten sie gymnastische Übungen mit Amandas Armen und Beinen. Doch sie zeigte keine Reaktion. Sie lag einfach nur da, die Augen geschlossen, die Gliedmaßen starr. Lou sagte sich häufig, dass ihre Mutter zwar nicht »tot« sei, dass man ihren Zustand aber kaum als »lebend« bezeichnen konnte. Doch angesichts der Musik und des Gelächters, die ins Zimmer klangen, schien etwas Seltsames vor sich zu gehen. Falls es möglich war, zu lächeln, ohne einen Gesichtsmuskel zu bewegen, hatte Amanda Cardinal genau das soeben geschafft.

Nach ein paar weiteren Schallplatten erklang nun im vorderen Zimmer Musik, die einem im wahrsten Sinne des Wortes in die Beine fuhr. Die Partner hatten ebenfalls gewechselt. Lou und Diamond hüpfen und drehten sich mit jugendlichem Ungezüm, Cotton wirbelte Oz herum, und Eugene – trotz seines schlimmen Beins – tanzte mit Louisa einen nicht allzu flotten Jitterbug.

Cotton verließ den Tanzboden nach einer Weile, ging in Amandas Zimmer und setzte sich an ihr Bett. Er sprach leise mit ihr, berichtete ihr von den Neuigkeiten des Tages, erzählte ihr, wie es den Kindern ging, und kündigte an, welches Buch er ihr als Nächstes vorlesen wollte. Es wirkte wie eine ganz normale Unterhaltung, wobei Cotton inständig hoffte, dass Amanda ihn hören konnte und ihre Lebensgeister dadurch geweckt würden. »Die Briefe, die Sie Louisa geschrieben haben, fand ich sehr schön. Ihre Worte verraten einen wundervollen Geist. Ich kann es kaum erwarten, Sie persönlich kennen zu lernen, Amanda.« Sanft nahm er ihre Hände und bewegte sie im Takt.

Die Musik drang hinaus in die Weite, und Licht fiel in die Dunkelheit. Einen winzigen, flüchtigen Augenblick lang war das Haus von Glück und Frieden erfüllt.

Die kleine Kohlengrube auf Louisas Land war ungefähr zwei Meilen vom Haus entfernt. Ein ausgetretener Pfad führte dorthin; er zweigte von einem breiteren Weg ab, der sich zur Farm schlängelte. Der Eingang zum Bergwerksstollen war breit und hoch genug für das Maultiergespann, mit dem sie jedes Jahr die Kohle für den Winter herbeischafften. Da der Mond sich nun hinter dichten Wolken versteckte, war die Öffnung des Stollens nicht ohne weiteres zu erkennen.

In der Ferne blinkte ein Licht wie ein Glühwürmchen. Dann folgte ein weiteres Aufleuchten, kurz darauf ein drittes. Nach und nach erschien eine Gruppe Männer aus der Dunkelheit und hielt auf die Grube zu, wobei die Lichtblitze sich als leuchtende Petroleumlampen entpuppten. Um das Bergwerk zu betreten, nahm jeder Mann seinen Hut ab, füllte den Lampentank mit angefeuchteten Karbidkugeln, drehte an einem Hebel, um den Docht zu justieren, zündete ein Streichholz an, und ein Dutzend Lampen flammten auf.

Ein Mann, der die anderen deutlich überragte, rief die Arbeiter zusammen, und sie bildeten eine dichte Gruppe. Der große Mann hieß Judd Wheeler und hatte fast sein ganzes bisheriges Leben damit verbracht, Erde und Gestein auf das Vorkommen von Bodenschätzen zu untersuchen. In einer Hand hielt er eine lange Rolle Papier, das er nun ausbreitete, während einer der Männer eine Laterne darüber hielt. Auf dem Papier befanden sich zahlreiche Markierungen, Beschreibungen und Zeichnungen. Die Herkunft des Papiers war an der Überschrift zu erkennen, die mit dicken Lettern verkündete: »Geologische Untersuchung der Southern Valley Coal & Gas«.

Während Wheeler seinen Leuten erklärte, was sie an diesem Abend zu tun hätten, näherte sich aus der Dunkelheit ein anderer Mann der Gruppe. Er trug wie immer seinen Filzhut und zerschlissene Kleidung. Es war George Davis. Auch er hatte eine Petroleumlampe dabei, und die Erregung ob der ungewohnten Aktivität war ihm deutlich anzumerken. Davis unterhielt sich einige Minuten lang angeregt mit Wheeler, dann betrat er die Grube.

KAPITEL 25

Lou erwachte früh am nächsten Morgen, nach angenehmen Träumen und einer Nacht, die erfüllt war von den Erinnerungen an die Musik. Sie streckte sich, setzte behutsam die Füße auf den Boden, ging zum Fenster und schaute hinaus. Die Sonne hatte bereits ihren Aufstieg am Himmel begonnen, und Lou wusste, dass es Zeit wurde, zum Melken in den Stall zu gehen – eine Aufgabe, die sie zu ihrer ganz persönlichen Pflicht gemacht hatte, da sie an der morgendlichen Kühle im Stall und am Geruch der Kühe und des Heus Gefallen fand. Oft stieg sie auf den Heuboden hinauf, stieß die Heutore auf und setzte sich auf die Kante. Von diesem hohen Posten aus betrachtete sie die Landschaft, lauschte dem Gesang der Vögel und den Geräuschen der kleinen Tiere, die durch die Wälder, die Getreidefelder und das hohe Gras huschten. Und genoss den Wind, der niemals einzuschlafen schien.

Dies war ein Morgen wie viele: ein lodernder Himmel, düster aufragende Berge, verspielt umhersegelnde Vögel, die erwachende Lebhaftigkeit unzähliger Tiere und die stille Schönheit von Bäumen und Blumen. Allerdings war Lou nicht auf den Anblick von Diamond und Jeb vorbereitet, die sich aus dem Stall schlichen und eilig die Straße hinunter verschwanden.

Lou zog sich rasch an und ging nach unten. Louisa hatte bereits das Essen aufgetragen, doch Oz war noch nicht erschienen.

»Das war schön gestern Abend«, sagte Lou und setzte sich an den Tisch.

»Du wirst jetzt bestimmt lachen, aber in jungen Jahren war

ich 'ne ganz gute Tänzerin«, bemerkte Louisa, während sie Lou ein mit Schmalz bestrichenes Brot und ein Glas Milch auf den Tisch stellte.

»Ich glaube, Diamond hat bei uns im Stall geschlafen«, sagte Lou und biss in ihr Brötchen. »Machen seine Eltern sich keine Sorgen?« Sie warf Louisa einen kurzen Blick von der Seite zu. »Aber ich sollte wohl eher fragen, ob er überhaupt noch Eltern hat.«

Louisa seufzte und blickte Lou traurig an. »Seine Mutter starb bei seiner Geburt. So etwas kommt bei uns hier oben ziemlich oft vor. Zu oft. Sein Pa ist ihr vor vier Jahren gefolgt.«

Lou legte ihr Brötchen auf den Teller. »Wie ist sein Vater gestorben?«

»Das geht uns nichts an, Lou.«

»Hat es vielleicht damit zu tun, was Diamond mit dem Auto von diesem Mann angestellt hat?«

Louisa setzte sich und trommelte mit den Fingern auf die Tischplatte.

»Bitte, Louisa! Bitte! Ich möchte es gern wissen. Ich sorge mich um Diamond. Er ist mein Freund.«

»In einer der Gruben wurde gesprengt«, berichtete Louisa knapp. »Ein ganzer Berghang ist abgerutscht. Ein Berghang, auf dem Donovan Skinner seine Felder hatte.«

»Und bei wem wohnt Diamond seitdem?«

»Er ist ein freier, wilder Vogel. Würde man ihn in einen Käfig setzen – er würde jämmerlich eingehn. Wenn er irgendwas braucht, dann weiß er, dass er immer zu mir kommen kann.«

»Musste die Bergwerksgesellschaft für den Unfall zahlen?« Louisa schüttelte den Kopf. »Die kennen jeden Trick. Cotton

hat versucht, Diamond zu helfen, hat aber nicht viel machen können. Southern Valley ist in dieser Gegend eine starke Macht.«

»Der arme Diamond.«

»Der Junge hat's nicht einfach so hingenommen«, sagte Louisa. »Einmal haben sich die Räder von 'nem elektrischen Triebwagen gelöst, gerade als er aus der Grube kam. Ein andermal hat 'ne Kohlenkippe versagt, und sie mussten Techniker aus Roanoke kommen lassen. Sie haben festgestellt, dass ein Stein im Getriebe steckte. Und als der Boss der Grube einmal das Klohäuschen benutzte, da ist es plötzlich umgekippt. Die verdammte Tür ist nich' aufgegangen, und er hat eine Stunde lang in dem Ding festgesessen. Bis heute hat keiner rausgekriegt, wie das Häuschen umgekippt ist oder wer 'n Seil drumgewickelt hat.«

»Hat Diamond je Schwierigkeiten bekommen?«

»Henry Atkins ist hier der Richter. Er ist 'n guter Mann und wusste genau, was vor sich ging, deshalb ist nie was passiert. Aber Cotton hat mit Diamond geredet, und dann haben die Streiche aufgehört.« Sie hielt kurz inne. »Zumindest bis zu der Sache mit dem Pferdemist im Auto.«

Louisa wandte sich ab, doch Lou hatte das breite Lächeln auf ihrem Gesicht längst gesehen.

Lou und Oz ritten Sue jeden Tag aus und waren mittlerweile so weit, dass Louisa ihnen sagte, sie seien gute und geschickte Reiter. Lou ritt gern auf Sue. Es schien, als könne sie von jenem hohen Sitzplatz in unendliche Weiten blicken, und der Rücken des Tieres war so breit, dass ein Hinunterfallen praktisch unmöglich erschien.

Nach der morgendlichen Farmarbeit gingen sie mit Diamond

im Scott's Hole schwimmen. Es war ein Tümpel, den Diamond ihnen gezeigt hatte; wie der Junge behauptete, war Scott's Hole »bodenlos tief«. Im Lauf des Sommers wurden Lou und Oz dunkelbraun; bei Diamond hingegen wurden bloß die Sommersprossen immer größer.

Eugene begleitete sie, so oft er konnte, und Lou erfuhr zu ihrem Erstaunen, dass er erst einundzwanzig war. Er konnte nicht schwimmen, was die Kinder jedoch änderten, und schon bald beherrschte Eugene verschiedene Schwimmstile und schaffte sogar Überschläge in dem kalten Wasser – eine Umgebung, in der er durch sein schlimmes Bein in keiner Weise behindert wurde.

Sie spielten Baseball auf einer Rispengraswiese, die sie mit einer Sense gemäht hatten. Eugene hatte einen Eichenknüppel zu einem Baseballschläger zurechtgeschnitten. Sie benutzten Diamonds zerfledderten Ball; ein zweiter bestand aus einem Stück Gummi, das sie mit Schafswolle und geflochtenem Zwirnfaden umwickelt hatten. Die Male waren große Schieferplatten, die sie in gerader Linie auslegten, wie es laut Diamond richtig war, der diese Version des Spiels »Straßenbaseball« nannte. Lou, ein Fan der New York Yankees, verkniff sich einen kritischen Kommentar und ließ den Jungen ihren Spaß. Es stellte sich heraus, dass keiner von ihnen, nicht einmal Eugene, mit dem Eichenschläger den Ball traf, wenn dieser von Oz geworfen wurde; so schnell und raffiniert angeschnitten kam er geflogen.

Ganze Nachmittage lang spielten sie die Abenteuer aus dem Zauberer von Oz nach, erfanden Ereignisse hinzu, um Lücken zu füllen, oder einfach, weil sie in ihrer jugendlichen Unbekümmertheit meinten, das Ganze noch verbessern zu können. Diamond hatte eine Vorliebe für die Vogelscheuche. Oz war

natürlich der ängstliche Löwe, und Lou spielte gewohnheitsmäßig den herzlosen Zinnmann. Einstimmig erklärten sie Eugene zum Großen und Mächtigen Zauberer. Er kam dann hinter einem Felsen hervor und brüllte den Text, den sie ihm beigebracht hatten, so laut und mit derart überzeugend gespielter Wut, dass Oz, der ängstliche Löwe, den mächtigen Zauberer Eugene bat, seine Rolle doch nicht ganz so ernst zu nehmen. Sie fochten zahlreiche Kämpfe gegen fliegende Affen und böse Hexen, und mit ein wenig Einfallsreichtum und Glück, das ihnen stets im genau richtigen Moment hold war, triumphierte auf dem zauberhaften Berg in Virginia stets das Gute über das Böse.

Diamond erzählte ihnen, wie er im Winter auf dem Scott's Hole Schlittschuh lief. Und wie er mit einem Beil ein Stück Rinde von einem Eichenstamm schälte und diese dann als Schlitten benutzte, auf dem er die Berghänge mit einem Tempo hinuntersauste, wie es zuvor noch kein Mensch erreicht hatte. Er würde es ihnen gern zeigen, sagte er, aber sie müssten ihm versprechen, es keinem zu verraten, damit nicht die falschen Leute davon erfuhren und womöglich versuchten, die Welt mit einem so wertvollen Wissen zu beherrschen.

Lou verriet kein einziges Mal, dass sie über Diamonds Eltern Bescheid wusste. Nachdem sie sich stundenlang vergnügt hatten, ritten Lou und Oz auf Sue nach Hause. Wenn Eugene die Kinder begleitet hatte, wechselten sie sich mit ihm ab. Diamond blieb meist noch, schwamm noch ein wenig oder übte mit Schläger und Ball, wenn er noch Lust dazu hatte.

Während eines Heimritts nach einem dieser Ausflüge beschloss Lou, einen anderen Weg zu benutzen. Ein leichter Nebel lag über den Bergen, als sie und Oz sich dem Farmhaus von hinten näherten. Sie überwanden eine Anhöhe, und auf der

Kuppe eines kleinen Hügels, etwa eine halbe Meile vom Haus entfernt, brachte Lou das Tier zum Stehen. Oz rutschte hinter seiner Schwester unruhig hin und her.

»Komm schon, Lou, wir müssen zurück. Wir haben noch 'ne Menge zu erledigen.«

Stattdessen glitt das Mädchen vom Pferderücken und überließ es Oz, nach den Zügeln zu greifen, wobei er beinahe vom Reittier gefallen wäre. Zornig schimpfte er hinter seiner Schwester her, aber die schien ihn gar nicht zu hören.

Lou ging zu einer kleinen Freifläche unter einer immergrünen Eiche und kniete nieder. Die Grabkreuze waren aus rohem Holz, das von der Witterung grau und rissig war. Sie standen offensichtlich schon sehr lange dort. Lou las die Namen der Toten und die Daten ihres Lebens, die tief ins Holz eingeschnitten und wahrscheinlich so deutlich zu erkennen waren wie an dem Tag, an dem man die Kreuze aufgestellt hatte.

Der erste Name lautete Joshua Cardinal. Aus den Geburts- und Sterbedaten schloss Lou, dass er Louisas Mann gewesen sein musste, Lous und Oz' Urgroßvater. Er war im Alter von zweiundfünfzig Jahren gestorben – kein besonders langes Leben, dachte Lou. Das zweite Grabkreuz trug einen Namen, den Lou von ihrem Daddy kannte. Jacob Cardinal war der Vater ihres Vaters, ihr Großvater. Als Lou den Namen aussprach, kam Oz zu ihr und kniete sich ins Gras. Schweigend nahm er seinen Strohhut ab. Ihr Großvater war noch jünger gestorben als sein Vater. Ob es an diesem Ort liegt, fragte sich Lou. Dann aber dachte sie daran, wie alt Louisa war, und die Frage wurde bedeutungslos.

Das dritte Grabkreuz schien das älteste zu sein. Nur ein Name stand darauf, kein Geburts- und kein Todesdatum.

»Annie Cardinal«, las Lou laut vor. Eine Zeit lang knieten

die Geschwister dort und betrachteten die Holzkreuze, welche die sterblichen Überreste von Menschen bezeichneten, die sie nie kennen gelernt hatten. Dann erhob sich Lou, ging zu Sue, packte die buschige Mähne des Pferdes, schwang sich auf seinen Rücken und half Oz hinauf. Auf dem Heimweg sprachen sie kein Wort.

Beim Abendessen war Lou des Öfteren versucht, ihrer Ur-großmutter Fragen über die Kreuze zu stellen, doch irgend-etwas hielt sie immer wieder davon ab. Oz war offensichtlich ebenso neugierig wie seine Schwester, entschied sich aber wie stets, Lous Beispiel zu folgen. Und Lou sagte sich, dass sie noch genügend Zeit haben würden, Antworten auf all ihre Fragen zu bekommen.

Ehe sie an diesem Abend zu Bett ging, trat Lou hinaus auf die Veranda und blickte zu dem Hügel empor. Obgleich der Mond als helle Sichel am Himmel stand, konnte sie den kleinen Friedhof nicht ausmachen, wusste aber genau, wo er sich befand. Sie hatte sich nie besonders für die Toten interessiert, vor allem nicht, seit sie ihren Vater verloren hatte. Jetzt wusste sie, dass sie schon bald zu dem Friedhof zurückkehren und sich wieder die schlichten Holzbretter ansehen würde, die dort in der Erde steckten und die Namen ihres eigenen Fleisches und Blutes trugen.

KAPITEL 26

Eine Woche später kam Cotton mit Diamond vorbei und verteilt amerikanische Fähnchen an Lou, Oz und Eugene. Außerdem hatte er einen Fünf-Gallonen-Kanister Benzin mitgebracht, das er in den Tank des Hudson füllte. »In den Olds passen wir nicht alle hinein«, erklärte er. »Aber ich habe für Leroy Meekins, der die Esso-Tankstelle betreibt, eine Immobiliensache geregelt. Leroy möchte nicht mit Geld bezahlen, deshalb könnte man sagen, dass ich zurzeit mit Benzin und Öl ziemlich flüssig bin.«

Zu fünf fuhren sie, wobei Eugene das Lenkrad übernahm, nach Dickens, um sich dort die Parade anzuschauen. Louisa blieb zu Hause, um auf Amanda aufzupassen, und die anderen versprachen, ihr etwas Schönes mitzubringen.

Sie aßen Hotdogs mit viel Senf und Ketchup, Wolken von Zuckerguss und tranken so viel Limonade, dass die Kinder alle naselang zur Toilette rennen mussten. Wo immer genügend Platz war, standen Kirmesbuden, und Oz räumte an jeder Wurfbude die Blechbüchsen ab und heimste die Gewinne ein. Lou kaufte für Louisa einen hübschen Hut, den Oz in einer Papiertüte tragen durfte.

Die Stadt war in den Farben Rot, Weiß und Blau geschmückt, und Einwohner ebenso wie Leute aus den Bergen säumten die Straße, als die Festwagen vorbeirollten. Diese zu Schiffen umgebauten Fahrzeuge wurden von Pferden, Maultieren oder Treckern gezogen und stellten die wichtigsten Geschehnisse in der Geschichte Amerikas dar, die für den größten Teil der eingeborenen Virginier natürlich allesamt in den amerikanischen

Gründerstaaten stattgefunden hatten, vor allem in Virginia. Auf einem dieser Wagen stellte eine Kindergruppe die ersten dreizehn Kolonien dar. Dabei schwenkte einer der Jungen die Fahne Virginias, die viel größer war als die Fahnen der anderen Kinder; außerdem trug er natürlich das prächtigste Kostüm. Ein Regiment hoch dekorerter Kriegsveteranen aus der Gegend marschierte vorbei, darunter mehrere Männer mit langen Bärten und vom Alter gekrümmten Gestalten, die behaupteten, sowohl unter dem ehrenwerten Bobby Lee wie auch dem fanatisch frommen Stonewall Jackson gedient zu haben.

Ein Wagen, der von der Southern Valley gespendet worden war, hatte den Kohlebergbau zum Thema und wurde von einem golden lackierten Chevrolet-Laster gezogen. Von den Bergleuten mit ihren kohlenstaubgeschwärzten Gesichtern und den von der Plackerei krummen Rücken war kein Einziger zu sehen. Stattdessen stand mitten auf dem Wagen – auf einer erhöhten Plattform, die an eine Kohlenrutsche erinnerte – eine hübsche junge Frau mit blondem Haar, makellosem Teint und strahlend weißen Zähnen. Sie trug eine Schärpe mit der Aufschrift »Miss Steinkohle 1940« und winkte den Leuten so mechanisch zu wie eine Aufziehpuppe. Selbst die dümmsten unter den Zuschauern begriffen wahrscheinlich die angedeutete Verbindung zwischen schwarzen Steinkohlebrocken und dem goldenen Topf, der sie zog. Und wie nicht anders zu erwarten, brachen die Männer und die Jungen in Hochrufe und begeisternde Pfiffe für die vorbeirrollende Schönheit aus. Neben Lou stand eine bucklige alte Frau, die dem Mädchen erzählte, ihr Mann und ihre drei Söhne hätten in den Gruben gearbeitet. Dann betrachtete die alte Frau die Schönheitskönigin mit verächtlichem Blick und meinte, das junge Ding wäre in seinem Leben bestimmt noch nie auch nur in die Nähe eines Kohlebergwerks

gekommen; sie würde ein Stück Kohle nicht mal dann erkennen, wenn es angeflogen käme und sie mitten ins pralle Leben träfe.

Hochrangige Repräsentanten der Stadt hielten bombastische Reden und entlockten den Bürgern immer wieder aufbrandenden, begeisterten Applaus. Der Bürgermeister residierte auf einer eigens zu diesem Zweck errichteten Bühne, umgeben von lächelnden, elegant gekleideten Männern, bei denen es sich, wie Cotton Lou erklärte, um leitende Angestellte der Southern Valley handelte. Der Bürgermeister war jung und energisch. Sein Haar glänzte von Pomade, und er trug einen schicken Anzug mit einer modischen Taschenuhr an einer Kette. Sein strahlendes Lächeln kündete von grenzenloser Begeisterung, und er streckte die Hände zum Himmel, als wäre er entschlossen, jeden Regenbogen einzufangen, der versuchen sollte, sich an ihm vorbeizuschleichen.

»Die Kohle ist der König«, rief der Bürgermeister in ein schepperndes Mikrophon, das fast so groß war wie sein Kopf. »Und weil der Krieg auf der anderen Seite des Atlantiks an Heftigkeit zunimmt und die mächtigen Vereinigten Staaten von Amerika Schiffe und Kanonen und Panzer für unsere Freunde bauen, die gegen Hitler kämpfen, wird der Bedarf der Stahlwerke nach Kohle, unserer guten, heimischen Virginikohle, in schwindelnde Höhen steigen. Einige meinen sogar, dass es nicht lange dauert, bis auch wir in den Krieg eingreifen. Ja, der Wohlstand hat den Weg zu uns gefunden, und hier wird er bleiben«, sprach der Bürgermeister. »Nicht nur unsere Kinder werden den wundervollen amerikanischen Traum leben, sondern auch die Kinder unserer Kinder. Und das haben wir der hervorragenden Arbeit zu verdanken, die Unternehmen wie Southern Valley leisten, und ihrem unermüdlichen Bemühen, das

schwarze Gestein aus der Erde zu holen, das unsere Stadt erblühen lässt. Seid versichert, Freunde, schon bald werden wir das New York des Südens sein. Eines Tages wird jemand zurückschauen und sagen: ›Wer wohl gewusst hat, Welch wundervolle Zukunft das Schicksal für Städte wie Dickens, Virginia, bereithielt?‹ Ihr habt es gewusst, weil ich es euch jetzt schon verrate! Ein dreifach Hoch auf die Southern Valley und auf Dickens, Virginia!« Und der überschwängliche Bürgermeister schleuderte seinen Strohhut hoch in die Luft. Die Menschenmenge stimmte in seinen Ruf mit ein, und weitere Hüte wirbelten durch die leichte, warme Brise. Und wenngleich Diamond, Lou, Oz, Eugene und Cotton ebenfalls applaudierten und die Kinder einander selig anlachten, bemerkte Lou, dass Cottons Gesichtsausdruck keinesfalls grenzenlosen Optimismus zeigte.

Als der Abend kam, schauten sie sich an, wie ein Feuerwerk den Himmel bunt färbte, und dann stieg die Reisegruppe in den Hudson und verließ die Stadt. Sie waren gerade am Gerichtsgebäude vorbeigefahren, als Lou die Rede des Bürgermeisters zur Sprache brachte und Cotton fragte, warum seine Begeisterung so gedämpft gewesen sei.

»Nun, ich habe schon einmal erlebt, wie diese Stadt aufgeblüht und dann wieder verarmt ist«, sagte Cotton. »Und das geschieht meist dann, wenn die Politiker und Geschäftsleute am lautesten jubeln. Deshalb weiß ich nicht, was ich davon halten soll. Vielleicht ist es diesmal ja anders, aber ich kann's nicht so recht glauben.«

Lou dachte darüber nach, während der Lärm der Feiern hinter ihnen verebbte, und dann war von dem Jubel gar nichts mehr zu hören; er wurde verdrängt vom Wind, der um die Felsen und Bäume pfiff, als sie den Berg hinauf und nach Hause fuhren.

Es hatte nicht viel geregnet, aber noch machte Louisa sich keine Sorgen, wenngleich sie jeden Abend betete, der Himmel möge endlich aufreißen und sich heftig und ausgiebig entleeren. Sie jäteten Unkraut auf dem Maisfeld; es war ein heißer Tag, und die Fliegen und Mücken waren ausgesprochen lästig. Lou scharrete in der Erde. Irgendetwas schien sie zu stören. »Wir hatten doch schon so viel Arbeit mit dem Säen. Kann das Getreide denn nicht wenigstens von allein wachsen?«

»In der Landwirtschaft kann vieles schief gehen, und das eine oder andere geht fast immer schief«, erwiderte Louisa. »Und die Arbeit hört nie auf, Lou. So ist es nun mal.«

Lou holte mit der Hacke aus. »Bei so viel Plackerei müsste dieser Mais ja verdammt gut schmecken.«

»Das hier ist Futtermais«, klärte Louisa sie auf. »Für die Tiere.«

Lou ließ beinahe die Hacke fallen. »Wir rackern uns ab, um die Tiere zu füttern?«

»Sie arbeiten schwer für uns, deshalb müssen wir auch für sie arbeiten. Auch Tiere leben nicht von Luft.«

»Genau, Lou«, mischte Oz sich ein, während er dem Unkraut mit kräftigen Hieben den Garaus machte. »Wie sollen Schweine fett werden, wenn sie nichts zu fressen kriegen? Verrat mir das mal.«

Nebeneinander arbeiteten sie sich über die hügeligen Maisfelder voran. Die glühende Sonne über ihnen schien so nahe zu sein, dass es Lou beinahe vorkam, als brauchte sie nur den Arm zu heben und sie könnte die Sonne vom Himmel nehmen und in die Tasche stecken. Ringsum zirpten die Laubheuschrecken und Grillen ihre mannigfaltigen Melodien. Lou hielt beim Hacken inne und beobachtete, wie Cotton vor dem Haus vorfuhr und aus dem Wagen stieg.

»Oz glaubt ganz fest daran, dass es Mom irgendwann besser geht, bloß weil Cotton jeden Tag herkommt und ihr was vorliest«, sagte Lou zu Louisa, wobei sie darauf achtete, dass ihr Bruder sie nicht hörte.

Louisa schwang die Hacke mit der Kraft einer jungen Bauersfrau und der Geschicklichkeit einer alten. »Ja, es ist schrecklich, dass Cotton deiner Mutter hilft.«

»So hab ich 's nicht gemeint. Ich habe Cotton sehr gern.«

Louisa hielt inne und stützte sich auf die Hacke. »Das solltest du auch, denn Cotton Longfellow ist ein guter Mann, wie 's keinen zweiten gibt. Seit er in die Berge kam, hat er mir in schweren Zeiten oft geholfen. Nicht nur als Anwalt, auch mit seinen starken Armen. Als Eugenes Bein verletzt war, kam Cotton einen Monat lang jeden Tag, um auf dem Feld zu arbeiten. Dabei hätt er in der gleichen Zeit in Dickens viel Geld verdienen können. Er hilft deiner Momma, weil er möchte, dass es ihr besser geht. Er will, dass sie dich und Oz wieder in die Arme schließen kann.«

Lou erwiderte nichts darauf, hatte jedoch Schwierigkeiten, das Unkraut aus der Erde zu hacken. Sie zerriss es, statt es herauszuhebeln. Louisa nahm sich die Zeit, ihr noch einmal zu zeigen, wie es gemacht wurde, und schon bald beherrschte Lou die Technik.

Sie arbeiteten einige Zeit schweigend, bis Louisa sich aufrichtete und sich den Rücken rieb. »Mein Körper rät mir, ich soll's ein bisschen langsamer angehen lassen. Aber mein Körper möchte auch im nächsten Winter was zu essen haben.«

Lou ließ den Blick über die Landschaft schweifen. Der Himmel sah aus wie in Öl gemalt, und die Bäume schienen jede freie Fläche mit ihrem satten Grün auszufüllen.

»Warum ist Dad niemals hierher zurückgekommen?«, fragte

Lou leise.

Louisa folgte dem Blick des Mädchens. »Kein Gesetz verlangt, dass jemand an den Ort seiner Geburt zurückkehren muss«, erwiederte sie.

»Aber er hat so viel darüber geschrieben. Ich weiß, dass er gern hier gelebt hat.«

Louisa schaute das Mädchen an und meinte: »Lass uns was Kaltes trinken gehn.« Sie sagte zu Oz, er solle sich ein wenig ausruhen; sie würden ihm Wasser mitbringen, wenn sie zurückkämen. Sofort ließ er die Hacke fallen, hob ein paar Steine auf und schleuderte sie, und bei jedem Wurf jauchzte und schrie er, wie es, scheint's, nur kleine Jungen können. Sein liebstes Spiel war, eine Blechdose auf einen Zaunpfahl zu stellen und so lange mit Steinen darauf zu zielen, bis er sie traf. Mittlerweile war er ein so guter Werfer, dass schon ein einziger gezielter Wurf die Dose durch die Luft wirbeln ließ.

Louisa und Lou überließen ihn seinem Vergnügen und gingen zu dem kleinen Holzschuppen, der an einem steilen Abhang unterhalb des Hauses zu kleben schien und von Eichen und Eschen und einer üppigen Wand aus Rhododendron beschattet wurde. Gleich neben dem Schuppen stand ein geborstener Tulpenbaumstumpf, aus dessen Spalt eine große Honigwabe ragte, um die zahlreiche Bienen summten.

Sie nahmen Blechtassen von Nägeln in der Schuppenwand und tauchten sie ins Wasser. Dann setzten sie sich vor den Schuppen und tranken. Louisa hob die grünen Blätter einer Bergwolfsmilch auf, die neben dem Schuppen wuchs, und brachte wundervolle purpurne Blüten zum Vorschein, die vollständig darunter versteckt waren. »Eins von Gottes kleinen Geheimnissen«, sagte sie. Lou saß da, die Tasse zwischen die knochigen Knie geklemmt, beobachtete alles und hörte im

kühlen Schatten zu, wie Louisa weitere interessante Dinge erzählte. »Da drüben, das ist ein Pirol. Die sieht man nich' mehr oft. Ich weiß auch nich', woran das liegt.« Sie deutete auf einen anderen Vogel, der auf dem Ast eines Ahorns saß. »Und das ist ein Ziegenmelker. Frag mich bloß nich', wie der verdammichte Vogel an seinen Namen gekommen ist; ich weiß es nich'.« Schließlich wurden ihre Miene und ihr Tonfall ernst.

»Die Momma von deinem Pa war hier nie richtig glücklich. Sie kam von drunten aus dem Shenandoah Valley. Mein Sohn Jake hat sie bei 'nem Tanzfest kennen gelernt, zu dem sie raufgekommen war. Sie heirateten – viel zu schnell – und bauten sich eine kleine Hütte in der Nähe. Aber ich weiß, dass das Mädel viel lieber in die Stadt wollte. Mein Gott, diese Berge müssen dem armen Mädchen vorgekommen sein wie das Ende der Welt. Aber sie hatte ja deinen Pa. In den Jahren darauf hatten wir dann die schlimmste Dürreperiode, an die ich mich erinnern kann. Je weniger Regen fiel, umso härter haben wir gearbeitet. Mein Junge verlor schon bald seinen Besitz, und sie zogen zu uns ins Haus. Und immer noch fiel kein Regen. Wir verloren unsere Tiere. Fast alles, was wir hatten, ging drauf.« Louisa rang die Hände und entspannte sie wieder. »Aber wir kamen durch. Und dann regnete es, und danach ging's uns wieder gut. Doch als dein Pa sieben war, hatte seine Momma genug von diesem Leben und ging fort von hier. Sie hat sich nie die Mühe gemacht, die Landwirtschaft zu erlernen oder auch nur mit 'ner Bratpfanne umzugehen, deshalb war sie für Jake sowieso keine große Hilfe.«

»Aber wollte Jake nicht mit ihr gehen?«

»Oh, ich glaub schon, denn sie war ein sehr hübsches Ding, und ein junger Mann ist nun mal 'n junger Mann. Die sind ja nich' aus Holz, wenn du verstehst, was ich meine. Aber sie

wollt ihn nich' bei sich haben, weil er aus den Bergen kam und so. Und sie wollte auch von ihrem Kind nichts wissen.« Louisa schüttelte den Kopf bei der schmerzlichen Erinnerung.

»Natürlich ist Jake nie drüber weggekommen. Dann starb wenig später sein Vater, was das Leben für uns alle nicht gerade leichter machte.« Louisa lächelte. »Aber dein Pa war damals unser leuchtender Stern. Trotzdem mussten wir zusehen, wie ein Mann, den wir alle liebten, jeden Tag ein bisschen mehr starb, und wir konnten einfach nichts für ihn tun. Zwei Tage nach dem zehnten Geburtstag von deinem Pa ist Jake gestorben. An 'nem Herzschlag, sagen manche. An gebrochenem Herzen, sag ich. Und dann waren hier oben nur noch ich und dein Pa. Wir hatten eine schöne Zeit, Lou, denn wir hatten uns sehr lieb. Aber dein Pa hat auch Schlimmes mitmachen müssen.« Sie hielt inne und trank einen Schluck Wasser. »Trotzdem frag ich mich noch immer, warum er kein einziges Mal zurückgekommen ist.«

»Erinnere ich dich an ihn?«, fragte Lou leise.

Louisa lächelte. »Du hast dasselbe Feuer, dieselbe Sturheit. Und sein großes Herz. Zum Beispiel, wie du mit deinem Bruder umgehst. Dein Pa hat mich früher mindestens zweimal am Tag zum Lachen gebracht. Wenn ich morgens aufstand und abends, kurz bevor ich ins Bett ging. Ich soll den Tag mit einem Lächeln beginnen und mit einem Lächeln beenden, hat er immer gesagt.«

»Ich wünschte, Mom hätte uns erlaubt, dir zu schreiben. Eines Tages dürften wir 's, hat sie gesagt, aber es ist nie dazu gekommen.«

»Hat mich umgehauen, als der erste Brief kam. Ich hab ihr geantwortet, aber meine Augen sind nicht mehr so gut. Und Papier und Briefmarken sind hier oben Mangelware.«

Lou warf Louisa einen unbehaglichen Blick zu. »Mom hat Dad gebeten, nach Virginia zurückzugehen.«

Louisa hob überrascht die Augenbrauen. »Und was hat dein Pa gesagt?«

Lou konnte ihr nicht die Wahrheit sagen. »Weiß ich nicht.« »Oh«, war Louisas ganze Erwiderung.

Lou erkannte, dass sie sich über ihren Vater ärgerte – eine Erfahrung, die sie zum ersten Mal im Leben machte.

»Ich kann nicht glauben, dass er dich hier so mir nichts, dir nichts allein gelassen hat.«

»Ich hab ihn gedrängt, von hier wegzugehn. Die Berge sind für einen wie ihn nicht der richtige Ort. Einen solchen Jungen muss man mit der Welt teilen. Und dein Pa hat mir in all den Jahren immer geschrieben. Und er hat mir Geld geschickt, obwohl er selbst keins hatte. Er war gut zu mir. Denk also niemals schlecht über ihn.«

»Aber hat es dir denn nicht wehgetan, dass er nie zurückgekommen ist?«

Louisa legte einen Arm um das Mädchen. »Er ist doch zurückgekommen. Ich hab jetzt die drei Menschen hier, die er von allen auf der ganzen Welt am meisten geliebt hat.«

Es war ein anstrengender Marsch auf einem schmalen Pfad gewesen, der oft mitten durch unwegsames Dickicht führte und Lou zwang, abzusteigen und das Pferd am Zügel zu führen. Trotzdem genoss sie den Ausflug, denn der Wald war vom Gesang der Vögel erfüllt, und zwischen Schieferplatten wucherte blühende Waldminze hervor. Auf ihrem Weg war Lou an versteckten Höhlen vorbeigekommen, die sich hinter dichtem Weidengeäst verbargen und von Felsgestein umschlossen wurden. Viele dieser Höhlen enthielten kleine Quellbecken

eiskalten frischen Wassers. Sie war an verwilderten Feldern verlassener Gehöfte vorübergeritten; die Häuser waren längst verfallen, und Besenginster rankte sich um die Steingerippe einsam aufragender Kamine.

Lou hielt sich an die Wegbeschreibung, die Louisa ihr gegeben hatte, und stand schließlich vor dem kleinen Haus auf der Lichtung. Sie betrachtete das Anwesen. Es sah so aus, als würde auch dieses Gehöft in ein paar Jahren vor der Wildnis kapitulieren, die es von allen Seiten bedrängte. Baumäste ragten über das Dach, das mindestens so viele Löcher aufwies, wie es noch Schindeln besaß. An mehreren Stellen fehlte Fensterglas. Ein junger Baumschößling schob sich durch eine Öffnung im Boden der Vorderveranda, und wilder Efeu rankte sich um das Geländer, das an vielen Stellen gesplissen war. Die Haustür hing an einer einzigen Angel. Jemand hatte sie verkeilt, sodass sie stets offen stand. Ein Hufeisen war an den Türbalken genagelt – als Glücksbringer, wie Lou vermutete, und das Anwesen machte wahrlich den Eindruck, als könnte es einiges davon brauchen. Die Felder ringsum waren ebenfalls vom Unkraut überwuchert. Trotzdem wirkte der lehmige Vorplatz sorgfältig gepflegt; nirgends war Schmutz oder Abfall zu sehen, und neben dem Haus befand sich ein kleines Beet Pfingstrosen mit einem Fliederbaum dahinter und einem prächtigen Busch großer Schneeglöckchen, der einen kleinen Ziehbrunnen mit Kettenrolle zierte. Ein Rosenstrauch lehnte sich auf einer Seite des Hauses an ein Spaliergitter. Lou hatte einmal irgendwo gehört, dass Rosen besonders üppig blühten, wenn sie vernachlässigt wurden. Falls das stimmte, war dies der am meisten vernachlässigte Rosenstrauch, den Lou je gesehen hatte, denn er beugte sich unter der Last seiner dunkelroten Blüten. Jeb kam um die Hausecke und bellte Reiter und

Pferd an. Als Diamond aus dem Türeingang zum Vorschein kam, blieb er wie vom Donner gerührt stehen und blickte sich gehetzt um. Offenbar suchte er nach einem geeigneten Versteck, fand aber keins.

»Was machst 'n du hier?«, fragte er schließlich.

Lou rutschte vom Pferd und ging in die Hocke, um mit Jeb zu spielen. »Ich wollte dich nur mal besuchen. Wo sind deine Eltern?«

»Pa arbeitet, und Ma is' zu McKenzie's runter.«

»Bestell ihnen einen schönen Gruß von mir.«

Diamond vergrub die Hände in den Hosentaschen und spielte mit seinen nackten Zehen. »Ich muss noch 'ne Menge erledigen, weißte.«

»Was denn zum Beispiel?«, fragte Lou und erhob sich.

»Angeln. Ich muss angeln gehen.«

»Na gut, dann geh ich mit.«

Er legte den Kopf schief und musterte sie skeptisch. »Du weißt, wie man angelt?«

»In New York gibt's jede Menge Angelteiche.«

»Dann komm.«

Der Angelsteg bestand aus ein paar roh behauenen Eichenbrettern, die noch nicht einmal zusammengenagelt, sondern zwischen den Steinen verkeilt waren, die am Ufer des breiten Flusses hervortraten. Diamond versah die Schnur mit einem sich lebhaft windenden, kleinen rosigen Wurm, wobei Lou ihm mit einem Gefühl des Ekels zuschaute. Zwar hielt sie sich keinesfalls für zart besaitet, aber ein Wurm war nun mal ein Wurm. Diamond reichte ihr die zweite Angel.

»Du musst die Schnur so weit wie möglich rauswerfen.«

Lou nahm die Angelrute und zögerte.

»Soll ich dir helfen?«

»Ich schaff das schon.«

»Weiße, das is' 'ne Angel, wie wir sie hier im Süden haben, und ich könnt mir vorstellen, dass du eher an die modernen Angeln gewöhnt bist, wie ihr sie im Norden habt.«

»Stimmt. Die benutze ich sonst immer. Die Yankee-Angeln.«

Zu Diamonds Ehre muss gesagt werden, dass er sich sogar den Anflug eines Lächelns verkniff; stattdessen nahm er die Angelrute, zeigte Lou, wie man sie hielt, und vollführte dann einen perfekten Wurf.

Lou prägte sich seine Technik ein, versuchte es ein paar Mal zur Probe und brachte dann selbst einen ziemlich guten Wurf zustande.

»Du kannst es ja fast so gut wie ich«, sagte Diamond mit gebührender südstaatlicher Bescheidenheit.

»Lass mir ein paar Minuten Zeit, und ich kriege es besser hin als du«, erwiderte sie herausfordernd.

»Du musst aber trotzdem erst mal 'nen Fisch fangen«, erinnerte Diamond sie behutsam.

Eine halbe Stunde später hatte Diamond seinen dritten Schwarzbarsch am Haken und holte ihn mit ruhigen, stetigen Bewegungen ans Ufer. Lou schaute ihm zu und staunte über sein Geschick. Doch so leicht gab sie sich nicht geschlagen und verdoppelte ihre Bemühungen, den Angelfreund zu übertrumpfen.

Plötzlich, ohne Vorwarnung, straffte sich ihre Schnur, und sie wurde in Richtung des Wassers gezogen. Mit einem heftigen Ruck riss sie die Angelrute hoch, und ein dicker Wels tauchte zur Hälfte aus dem Fluss auf.

»Allmächtiger«, sagte Diamond, als er sah, wie das Tier aus dem Wasser stieg und wieder zurückfiel. »Das is' der verdammt grösste Wels, den ich je gesehen hab.« Er streckte die

Hand nach der Angelrute aus.

Lou stieß einen Schrei aus. »Ich hab ihn, Diamond!« Er trat zurück und beobachtete, wie sich Mädchen und Fisch einen fast gleichwertigen Kampf lieferten. Anfangs schien Lou Siegerin zu sein, als die Schnur sich spannte und wieder erschlaffte, während Diamond sie mit Ratschlägen anfeuerte. Lou rutschte und stolperte über den wackligen Steg und wäre erneut beinahe ins Wasser gefallen, doch Diamond bekam ihren Overall zu fassen und zog sie zurück.

Schließlich aber ließen Lous Kräfte nach. »Hilf mir, Diamond«, keuchte sie.

Als beide an Rute und Schnur zogen, wurde der Fisch rasch ans Ufer befördert. Diamond bückte sich, hievte ihn vollends aus dem Wasser und knallte ihn auf die Bretter, wo er wild zappelte. »So 'n fetter, schwerer Bursche is' 'ne leckere Mahlzeit«, sagte der Junge. Lou hockte sich hin und betrachtete stolz ihren Fang, obgleich Diamond ihr dabei geholfen hatte. Noch während sie den Fisch betrachtete, wand er sich erneut, sprang dann in die Luft und spie Wasser, wobei sich gleichzeitig der Haken aus dem Maul löste. Lou schrie auf, wich zurück und prallte gegen Diamond, und sie stürzten gemeinsam in den Fluss. Hustend und spuckend kamen sie an die Oberfläche und konnten verfolgen, wie der Wels bis zum Ende des Stegs hüpfte, ins Wasser segelte und blitzschnell verschwand. Diamond und Lou warfen sich einen kurzen, entgeisterten Blick zu und begannen dann eine wilde Wasserschlacht. Ihr ausgelassenes Gelächter war weithin zu hören.

Lou saß vor dem Kamin, während Diamond ein Feuer entfachte, damit sie trocken wurden. Er holte eine alte Decke, die nach Jeb, nach Schimmel oder nach beidem roch; Lou konnte es

nicht sagen. Doch sie bedankte sich, als Diamond ihr die Decke um die Schultern legte. Das Innere des Hauses überraschte Lou, denn es war aufgeräumt und sauber, obgleich die wenigen Möbel offensichtlich selbst zusammengezimmert waren. An der Wand hing ein altes Foto von Diamond und einem Mann, in dem Lou seinen Vater vermutete. Fotos, die Diamonds Mutter zeigten, entdeckte Lou nirgends. Während das Feuer emporloderte, streckte Jeb sich neben ihr auf dem Fußboden aus und leckte sich ein paar Flöhe aus dem Fell.

Diamond schuppte die Barsche fachmännisch, durchbohrte sie der Länge nach mit einem Hickory-Ast und briet sie über dem Feuer. Dann schnitt er einen Apfel auf und rieb den Saft in das Fischfleisch. Diamond zeigte Lou, wie sie das feste, weiße Fleisch von den winzigen Gräten pflücken konnte. Sie aßen mit den Fingern, und es schmeckte köstlich. »Dein Dad sah richtig gut aus«, meinte Lou und zeigte auf das Foto.

Diamond folgte ihrem Blick und nickte. »Da haste Recht.« Er holte tief Luft und blickte Lou finster an.

»Louisa hat es mir erzählt«, erklärte sie ihm.

Diamond er hob sich und stocherte mit einem krummen Ast im Feuer herum. »Find ich nicht gut, wie du mich austrickst.«

»Warum hast du es mir nicht selbst gesagt?«

»Warum sollte ich?«

»Weil wir Freunde sind.«

Das besänftigte Diamond, und er setzte sich wieder.

»Vermisst du deine Mom?«, fragte Lou.

»Nee, wieso? Ich hab die Frau nie kennen gelernt.« Er strich mit der Hand über die bröckelige Steinumrandung des Kamins, und sein Gesicht nahm einen verbitterten Ausdruck an. »Sie is' gestorben, als ich zur Welt kam.«

»Ist schon gut, Diamond. Du kannst sie trotzdem vermissen,

auch wenn du sie nie gekannt hast.«

Diamond nickte. Er kratzte sich mit einem Daumen die schmutzige Wange. »Ich denk oft drüber nach, wie meine Momma wohl gewesen is'. Ich hab kein Bild von ihr. Mein Pa hat's mir natürlich erzählt, aber das ist nich' dasselbe.« Er hielt inne und verschob mit einem Stock ein Stück Feuerholz. »Ich frag mich oft, wie ihre Stimme war«, sagte er. »Und wie sie gerochen hat. Und wie ihre Augen und ihr Haar im Licht geglänzt haben. Aber ich vermiss auch meinen Pa, denn er war 'n prima Kerl. Er hat mir alles beigebracht, was ich wissen muss. Jagen, Fischen.« Er schaute sie an. »Ich wette, du vermisst deinen Pa auch.«

Lou hätte heulen können. Sie schloss kurz die Augen und nickte. »Ja, ich vermisste ihn.«

»Es ist gut, dass du deine Momma hast.«

»Das stimmt nicht. Ich hab sie ja gar nicht, Diamond.«

»Im Augenblick sieht's schlecht aus, aber das wird schon. Eltern verschwinden nie, außer wir vergessen sie. Ich weiß nich' viel, aber das weiß ich.«

Lou wollte ihm widersprechen, wollte ihm sagen, er wisse nichts, gar nichts. *Seine* Mutter hatte ihn verlassen. Endgültig. Lou hingegen saß mit ihrer Mom wie auf Treibsand. Und sie musste für Oz da sein.

Sie lauschten den Geräuschen des Waldes, den Bäumen und Insekten, Vögeln und Säugetieren, die draußen ihr Dasein fristeten.

»Warum gehst du nicht zur Schule?«, wollte Lou wissen.

»Ich bin vierzehn, und ich komm ganz gut so klar.«

»Du hast gesagt, du würdest die Bibel kennen.«

»Na ja, ein paar Leute haben mir draus vorgelesen.«

»Weißt du denn, wie du deinen Namen schreibst?«

»Na, hör mal, jeder hier oben weiß, wer ich bin.« Er stand auf, zog ein Klappmesser aus der Tasche und schnitzte ein »X« in einen Balken. »So hat mein Pa es sein Leben lang gemacht, und was für ihn genug war, is' auch für mich genug.«

Lou zog sich die Decke straffer um die Schultern und blickte in die tanzenden Flammen, während eine tückische Kälte in ihre Glieder kroch.

KAPITEL 27

An einem besonders warmen Abend trommelte jemand wild an die Tür, als Lou gerade nach oben gehen und sich schlafen legen wollte. Es war Billy Davis, der beinahe ins Zimmer stürzte, als Louisa die Tür öffnete.

Louisa fing den zitternden Jungen auf. »Was ist passiert, Billy?«

»Mommas Baby kommt.«

»Ich wusste, dass es bald so weit sein wird. Ist die Hebamme schon da?«

Die Augen des Jungen flackerten wild, seine Glieder zitterten, als hätte er einen Hitzschlag erlitten. »Es kommt keine. Pa erlaubt's nicht.«

»Mein Gott, warum nicht?«

»Er sagt, sie verlangt einen Dollar. Und den will er nicht bezahlen.«

»Das ist 'ne Lüge. Keine Hebamme hat jemals auch nur einen Penny verlangt.«

»Pa sagt Nein. Aber Ma meint, irgendwas mit dem Baby war nich' ganz richtig. Ich bin mitm Maultier hergeritten.«

»Eugene, spann Hit und Sam vor den Wagen. Beeil dich«, befahl Louisa.

Ehe Eugene hinausging, nahm er das Gewehr aus dem Ständer und hielt es Louisa hin. »Nehmen Sie das lieber mit, falls Sie mit dem Mann Schwierigkeiten bekommen.«

Doch Louisa schüttelte den Kopf, während sie auf einen ängstlichen Billy hinunterschaute, und lächelte den Jungen schließlich an. »Ich werd beschützt, Eugene. Ich spür's. Es

wird alles gut gehen.«

Eugene behielt das Gewehr in der Hand. »Ich begleite Sie. Der Mann ist verrückt.«

»Nein, du bleibst bei den Kindern. Geh jetzt und mach den Wagen fertig.« Eugene zögerte einen Moment, dann führte er den Auftrag aus.

Louisa raffte ein paar Dinge zusammen und packte sie in einen Fetteimer, stopfte ein kleines Bündel Tücher in die Tasche, legte ein paar saubere Laken dazu und ging zur Tür.

»Louisa, ich komme mit«, sagte Lou.

»Nein, das ist kein guter Ort für dich.«

»Ich komm mit, Louisa. Ob im Wagen oder auf Sue – ich begleite dich. Ich will dir helfen.« Sie schaute zu Billy. »Und diesen Leuten.«

Louisa überlegte ein paar Sekunden. »Ein weiteres Paar Hände könnte ich sicher gut gebrauchen«, meinte sie dann. »Billy, ist dein Pa zu Hause?«

»Die Stute kriegt ihr Fohlen. Pa sagte, er kam erst ausm Stall, wenn's geboren is'.«

Louisa starre den Jungen an. Dann ging sie kopfschüttelnd zur Tür hinaus.

Sie folgten Billy im Wagen. Er ritt auf einem alten Maultier, dessen Stirn weiß war und dem ein Stück des rechten Ohrs fehlte. Der Junge schwenkte eine Petroleumlampe, um ihnen den Weg zu zeigen. Es war so dunkel, dass man die Hand nicht vor Augen sehen konnte.

»Treib die Maultiere nicht mit der Peitsche an, Lou. Es nutzt Sally Davis nichts, wenn wir in einem Graben landen.«

»Ist das Billys Mutter?«

Louisa nickte, während der Wagen schwankend dahinrollte

und der Wald zu beiden Seiten immer näher zu rücken schien. Die hin und her schwingende Lampe war ihr einziges Licht. Lou erschien sie mal wie ein Leuchtfeuer, sicher und zuverlässig, und mal wie eine Art Sirene, ein Dämon, der sie ins Verderben lockte.

»Seine erste Frau ist im Kindbett gestorben, das arme Ding. Ihre Kinder haben George verlassen, eh er sie zu Tode schinden oder schlagen konnte oder sie verhungern ließ.«

»Warum hat Sally ihn geheiratet, wenn er ein so schlechter Mann ist?«

»Weil er sein eigenes Land hatte, sein eigenes Vieh, und weil er ein Witwer mit kräftigen Armen und 'nem starken Kreuz war. Hier oben ist das alles, was man braucht. Und für Sally gab's nichts anderes. Sie war erst fünfzehn.«

»Fünfzehn! Dann war sie ja nur drei Jahre älter als ich!«

»Die Leute heiraten hier oben früh. Dann heißt es, schnell Kinder kriegen und eine Familie großziehn, die auf dem Feld helfen kann. So geht das hier. Ich stand schon mit vierzehn vorm Altar.«

»Die Frau hätte doch weggehen können.«

»Das hier war alles, was sie kannte. Sie hatte Angst, woandershin zu gehn.«

»Hast du jemals daran gedacht, die Berge zu verlassen?«

Louisa überlegte, während der Wagen ein gutes Stück weiter schaukelte. »Ich hätt es tun können, wenn ich 's gewollt hätte. Aber in meinem Herzen hab ich einfach nicht geglaubt, dass ich woanders glücklicher werden könnte. Einmal war ich drunten im Valley. Der Wind ist ganz seltsam da unten. Hat mir nich' gefallen. Ich und dieser Berg, wir kommen die meiste Zeit ganz gut mit'nander aus.« Sie verstummte, während ihre Augen das Auf und Ab der Lampe vor ihnen genau verfolgten.

Lou sagte: »Ich habe die Gräber hinterm Haus gesehen.« Für einen Moment schien Louisa zu erstarren. »Hast du?« »Wer war Annie?«

Louisa blickte auf ihre Füße. »Annie war meine Tochter.« »Ich dachte, du hättest nur Jacob gehabt.« »Nein. Ich hatte auch meine kleine Annie.« »Ist sie sehr jung gestorben?«

»Sie hat nicht länger als eine Minute gelebt.«

Lou konnte Louisas Kummer fast körperlich spüren. »Das tut mir leid. Ich war nur neugierig wegen meiner Familie.«

Louisa entspannte sich auf dem harten Holz des Wagensitzes und blickte hinauf zum schwarzen Himmel, als wäre es das erste Mal, dass sie ihn bewusst betrachtete.

»Ich hatte immer schon Schwierigkeiten mitm Kinderkriegen. Ich hab mir eine große Familie gewünscht, aber ich verlor meine Kinder, lange bevor sie weit genug waren, auf die Welt zu kommen. Lange Zeit habe ich geglaubt, Jake würd mein einziges Kind bleiben. Dann aber, an einem kühlen Frühlingsabend, kam Annie. Sie kam sehr schnell zur Welt. Keine Zeit, 'ne Hebamme zu holen. Es war 'ne furchtbar schwere Geburt. Aber Annie war wunderschön, Lou. Sie hatte 'nen dichten schwarzen Haarschopf. Und sie war so warm. Ihre kleinen Finger legten sich um meine, und die Fingerspitzen ha'm sich noch nich' mal berührt.« Louisa hielt inne. Das Schnaufen und Stampfen der Maultiere, die unbeirrt weitertrödelten, und das Knarren und Quietschen der Wagenräder waren die einzigen Geräusche. Schließlich fuhr Louisa mit leiser Stimme fort, während sie weiterhin zum unendlichen Himmel schaute. »Und ihre kleine Brust hob und senkte sich, hob und senkte sich, und dann vergaß sie einfach, sie wieder zu heben. Es war erstaunlich, wie schnell ihr Körper kalt wurde, aber sie war ja noch so

winzig klein.« Louisa machte ein paar schnelle Atemzüge, als versuchte sie immer noch, für das Kind mitzuatmen. »Es war wie mit 'nem Stück Eis, das man sich an einem heißen Tag auf die Zunge legt. Es fühlt sich gut an, und dann ist es so schnell verschwunden, dass man gar nich' richtig weiß, ob es überhaupt je da war.«

Lou legte eine Hand über Louisas. »Das tut mir leid.«

»Es ist so lange, lange her, obwohl 's mir nie so vorkommt.« Louisa wischte sich mit einer Hand über die Augen. »Ihr Pa hat Annie einen Sarg gezimmert. Es war eigentlich nur ein winzig kleiner Kasten. Und ich bin die ganze Nacht aufgeblieben und hab ihr das schönste Kleidchen genäht, das ich je im Leben gemacht hab. Am nächsten Morgen hab ich 's ihr angezogen. Ich hätt alles dafür gegeben, einmal zu erleben, wie ihre kleinen Augen mich anschauen. Es ist nich' recht, dass eine Mutter die Augen ihres Babys kein einziges Mal zu sehen kriegt. Ihr Pa hat sie dann in den kleinen Kasten gelegt, und wir haben sie diesen Hügel raufgetragen und sie zur letzten Ruhe gebettet und ein Gebet für sie gesprochen. Und dann haben wir immer-grüne Sträucher am Rand gepflanzt, damit sie das ganze Jahr Schatten hat.« Louisa schloss die Augen.

»Bist du jemals dort oben gewesen?«

Louisa nickte. »Jeden Tag. Aber nich' mehr, seit ich mein anderes Kind begraben hab. Der Weg ist einfach zu lang.«

Sie nahm Lou die Zügel aus der Hand, und trotz ihrer vorherigen Ermahnung ließ Louisa nun die Peitsche knallen, um die Maultiere anzutreiben. »Wir sollten uns beeilen, denn wir müssen in dieser Nacht noch einem Kind auf die Welt helfen.«

Der Dunkelheit wegen konnte Lou nicht viel von Davis' Hof oder den anderen Gebäuden erkennen, und sie betete, dass

George Davis im Stall blieb, bis das Baby geboren war und sie den Hof wieder verlassen hatten.

Das Haus war erstaunlich klein. Das Zimmer, das sie betraten, war offensichtlich die Küche, denn dort stand der Herd, doch waren dort auch Pritschen mit nackten Matratzen aufgestellt. In drei der Betten lagen ebenso viele Kinder. Zwei von ihnen, Mädchen und offenbar Zwillinge, waren nackt und schliefen. Das dritte Kind, ein Junge in Oz' Alter, war mit einem schmutzigen und schweißfleckigen Männerunterhemd bekleidet und beobachtete Lou und Louisa mit vor Angst geweiteten Augen. Lou erkannte in ihm den anderen Jungen von dem Traktor, der ihnen bergab entgegengekommen war. In einer Apfelkiste in der Nähe des Herdes lag ein kaum ein Jahr altes Baby unter einer schmuddeligen Decke. Louisa ging zum Spülstein, betätigte die Wasserpumpe und reinigte mit dem Stück Seife, das sie mitgebracht hatte, gründlich ihre Hände und Unterarme. Dann führte Billy sie durch einen schmalen Flur und öffnete eine Tür.

Sally Davis lag im Bett, die Knie hochgezogen, und stöhnte leise. Ein mageres Mädchen von zehn Jahren, bekleidet mit einem Etwas, das wie ein Sack für Saatgut aussah, und mit kurz geschnittenem kastanienbraunem Haar, stand barfuß neben ihr. Lou erkannte auch sie von der Begegnung mit dem Traktor wieder. Sie blickte in diesem Moment genauso verängstigt drein wie auf dem Fahrweg.

Louisa nickte ihr zu. »Jesse, du machst jetzt für mich Wasser heiß, am besten zwei große Töpfe voll, mein Schatz. Und du, Billy, holst so viele Laken, wie du finden kannst. Und achte darauf, dass sie möglichst sauber sind.«

Louisa legte die Laken, die sie mitgebracht hatte, auf einen wackligen Eichenstuhl, setzte sich zu Sally ans Bett und ergriff

ihre Hand. »Sally, ich bin's, Louisa. Du brauchst keine Angst zu haben, Liebes.«

Lou betrachtete Sally verstohlen. Ihre Augen waren rot geändert, die wenigen Zähne und das Zahnfleisch waren fast schwarz. Sie konnte nicht älter sein als dreißig, sah aber doppelt so alt aus. Das Haar war grau, die Haut schlaff und faltig, bläuliche Adern schlängelten sich durch das unterernährte Fleisch, und das Gesicht war verschrumpelt wie eine Winterkartoffel.

Louisa hob die Decke hoch und sah das nasse Laken darunter. »Wann ist die Fruchtblase geplatzt?«

Sally atmete mühsam. »Kurz nachdem Billy losgegangen ist, um Sie zu holen.«

»Kommen die Wehen schnell hintereinander?«, fragte Louisa.

»Es kommt mir vor, als wäre es ein einziger Schmerz«, ächzte die Frau.

Louisa tastete den geschwollenen Bauch ab. »Hast du das Gefühl, das Baby will kommen?«

Sally klammerte sich an Louisas Hand. »Mein Gott, das hoffe ich inständig, ehe es mich umbringt.«

Billy kam mit ein paar Laken herein, legte sie auf den Stuhl, warf einen kurzen Blick auf seine Ma und flüchtete dann aus dem Zimmer.

»Lou, hilf mir mal, Sally ein wenig zur Seite zu schieben und hochzuheben, damit wir frische Laken aufspannen können.« Sie machten sich ans Werk und bewegten die von Schmerzen gepeinigte Frau so behutsam wie möglich. »Und jetzt hilf Jesse mit dem Wasser. Und nimm dies gleich mit.« Sie reichte Lou eine Anzahl Stoffflappen, die aufeinander gestapelt waren, dazu eine dünne Schnur. »Wickel die Schnur in der Mitte um die

Lappen und leg alles in den Herd. Dann back es, bis die Ränder sich braun färben.«

Lou tat, was Louisa ihr aufgetragen hatte, und ging Jesse in der Küche zur Hand. Sie hatte das Mädchen noch nie in der Schule gesehen, ebenso wenig den etwa siebenjährigen Jungen, der sie beide mit ängstlichen Augen beobachtete. Jesse hatte eine breite Narbe im Gesicht, die sich halb um das linke Auge herumzog. Lou wollte gar nicht erst darüber nachdenken, wie das Mädchen wohl zu diesem Wundmal gelangt war.

Der Herd war schon heiß, und das Wasser kochte nach wenigen Minuten. Lou schaute mehrmals nach dem Bündel Lappen, das sie ins Backfach des Herdes gelegt hatte, und es dauerte nicht lange, da hatten die Ränder sich braun verfärbt. Indem sie die Hände mit ein paar Lumpen schützten, schleppten die zwei Mädchen die Töpfe und Stoffbündel ins Schlafzimmer und stellten und legten alles neben dem Bett ab.

Louisa wusch Sally dort, wo das Baby herauskommen würde, mit Seife und warmem Wasser und deckte sie wieder zu.

Sie wandte sich im Flüsterton an Lou. »Das Baby ruht sich jetzt ein letztes Mal aus, und Sally tut es auch. Kann noch nicht sagen, wie es wird, aber es ist wohl keine Querlage.« Lou blickte sie verständnislos an. »Wo das Baby quer im Bauch liegt. Ich ruf dich, wenn ich dich brauche.«

»Wie viele Babys hast du schon auf die Welt geholt?«

»Zweiunddreißig in siebenundfünfzig Jahren«, antwortete Louisa. »Ich erinner mich an jedes einzelne.«

»Sind alle am Leben geblieben?«

»Nein«, sagte Louisa leise und wiederholte: »Ich ruf dich, wenn ich dich brauche.«

Jesse war in der Küche. Sie stand an einer Wand, hatte die Hände gefaltet und den Kopf gesenkt, und ein Teil ihres

ungleichmäßig geschnittenen Haars bedeckte die Narbe und teilweise auch das Auge.

Lou warf einen Blick auf den Jungen im Bett.

»Wie heißt du?«, wollte Lou von ihm wissen. Er antwortete nicht. Als Lou einen Schritt in seine Richtung machte, stieß er einen Schrei aus, zog sich die Decke über den Kopf und zitterte am ganzen Leib. Lou erschrak so sehr, dass sie schnellstens das verrückte Haus verließ.

Draußen schaute sie sich um, bis sie Billy drüben beim Stall entdeckte, wo er durch das offene Tor lugte. Sie überquerte leise den Hof und blickte ihm über die Schulter. George Davis war nicht mehr als fünf, sechs Schritte von ihnen entfernt. Die Stute lag auf dem mit Stroh bedeckten Boden. Aus ihr ragten, vom kokonartigen weißen Geburtssack umhüllt, ein Vorderbein und eine Schulter des Fohlens. Davis zog an dem glitschigen Bein und fluchte. Der Stallboden bestand aus Holzbrettern und nicht aus nackter Erde. Im Schein einiger Laternen sah Lou glänzendes Werkzeug reihenweise an den Wänden lehnen.

Da sie Davis' derbe Sprache und das Leiden der Stute nicht ertragen konnte, zog Lou sich zurück und setzte sich auf die Veranda. Billy folgte ihr und ließ sich neben ihr nieder. »Eure Farm ist ganz schön groß«, stellte Lou fest.

»Pa stellt immer Männer ein, die ihm helfen. Aber wenn ich erwachsen bin, braucht er das nicht mehr. Dann mach ich die Arbeit.«

Sie hörten, wie George Davis im Stall einen wilden Fluch ausstieß, und zuckten beide erschrocken zusammen. Billy senkte verlegen den Blick und scharrete mit seinem dicken Zeh im Staub.

»Tut mir leid, dass ich die Schlange in deinem Brotkasten versteckt habe.«

Er blickte sie überrascht an. »Aber ich hab sie zuerst bei dir ins Pult gelegt.«

»Deshalb ist es noch längst nicht in Ordnung, was ich getan habe.«

»Würd jemand das mit Pa machen, würd er ihn umbringen.«

Lou konnte den Schrecken in den Augen des Jungen sehen und schloss Billy Davis auf der Stelle ins Herz.

»Du bist nicht dein Pa. Und du brauchst nicht genauso zu werden.«

Billys Augen flackerten nervös. »Ich hab ihm nicht gesagt, dass ich Miss Louisa hole. Weiß nicht, was er tut, wenn er euch hier sieht.«

»Wir wollen nur deiner Mutter helfen. Das kann ihm doch nicht unrecht sein.«

»Meinste?«

Sie schauten hinauf ins Gesicht von George Davis, der vor ihnen stand, das Hemd mit Pferdeblut und Schleim besudelt, die Arme triefend. Staub wirbelte wie Dampf um seine Füße, als wäre er der leibhaftige Teufel, der soeben der Hölle entstiegen war.

Billy schob sich vor Lou. »Pa. Wie geht's dem Fohlen?«

»Tot.« Die Art und Weise, wie er es aussprach, ließ Lou innerlich zittern. Er deutete auf sie. »Verdammst noch mal, was soll das?«

»Ich hab sie geholt, dass sie beim Baby helfen. Miss Louisa ist drinnen bei Ma.«

George blickte zur Tür und dann wieder auf Billy. Der Ausdruck in den Augen des Mannes war so schrecklich, dass Lou überzeugt war, er würde sie auf der Stelle umbringen.

»Diese Frau ist in *meinem* Haus, Junge?«

»Es ist so weit.« Alle starrten zur Tür, wo plötzlich Louisa

erschienen war. »Das Baby kommt«, sagte sie.

Davis stieß seinen Sohn zur Seite, und Lou brachte sich mit einem Sprung in Sicherheit, als er zur Tür stürmte.

»Verdammich, Frau, du hast hier nix zu suchen. Runter von meinem Land, sonst schlag ich dir den Kolben meiner Flinte übern Schädel. Und das verdammt Gör kannste gleich mitnehmen.«

Louisa wich keinen Zoll zurück. »Du kannst mir bei dem Baby helfen, du kannst es auch bleiben lassen. Das ist deine Sache. Komm, Lou, und du auch, Billy. Ich werd euch beide brauchen.«

Doch es war klar, dass George sie nicht würde ziehen lassen. Louisa war sehr kräftig für ihr Alter und größer als Davis, aber bei einem Kampf würde sie wohl den Kürzeren ziehen.

Und dann hörten sie den Schrei aus dem Wald. Es war der gleiche Laut, den Lou in der ersten Nacht am Brunnen gehört hatte. Nur war er diesmal noch entsetzlicher, als wäre das, was den Schrei ausstieß, sehr nahe und im Begriff, sich auf sie zu stürzen. Sogar Louisa blickte besorgt in die Dunkelheit.

George Davis machte einen Schritt zurück. Er hatte die Hände zu Fäusten geballt, als wünschte er sich, ein Gewehr dabei zu haben. Louisa legte die Arme um die Kinder und zog sie ins Haus. Davis machte keine Anstalten, sie aufzuhalten, rief aber: »Sieh bloß zu, dass es diesmal ein Junge wird. Wenn's ein Mädchen ist, kannst du 's gleich krepieren lassen. Hast du verstanden? Ich brauch keine verdammten Mädchen mehr.«

Während Sally heftig presste, beschleunigte sich Louisas Puls, als sie zuerst den Po des Babys sah, gefolgt von einem Füßchen. Sie wusste, dass sie nicht viel Zeit hatte, um das Baby vollständig herauszuholen, ehe die Nabelschnur zwischen dem

Kopf des Babys und Sallys Knochen zerquetscht wurde. Noch während sie überlegte, drückte eine neuerliche Schmerzwelle den anderen Fuß heraus.

»Lou«, sagte sie, »komm schnell her, Kind.« Louisa ergriff die Füße des Babys mit der rechten Hand und hob den kleinen Körper hoch, damit die Kontraktionen der Gebärmutter nicht auch noch das Gewicht des Kindes bewältigen mussten und sich ein besserer Winkel für das Herausrutschen des Kopfes ergab. Sie wusste, dass sie von Glück reden konnten, denn nach so vielen Geburten würde Sally Davis' Becken nachgiebig genug sein. »Drück, Sally, drück, Liebes!«, rief Louisa.

Louisa nahm Lous Hände und führte sie zu einer Stelle auf Sallys Unterbauch. »Ich muss schnell den Kopf holen«, erklärte sie Lou, »drück so fest du kannst, hier. Hab keine Angst, dem Baby geschieht nichts, die Bauchwand ist fest.«

Lou stützte sich mit ihrem ganzen Gewicht darauf, während Sally schrie und presste und Louisa den Körper des Babys vorsichtig hochzog.

Dabei meldete Louisa die Fortschritte mit lauten Rufen, als gäbe sie die Wassertiefe auf einem Flussschiff bekannt. Jetzt ist der Hals zu sehen, sagte sie, und jetzt das Haar. Und schließlich tauchte der gesamte Kopf auf, und am Ende hielt Louisa das Kind in den Armen und sagte zu Sally, sie könne sich ausruhen, es wäre vorbei.

Louisa schickte ein Dankgebet zum Himmel, als sie sah, dass es ein Junge war. Er war jedoch erschreckend klein, und seine Farbe war besorgniserregend. Sie ließ Lou und Billy Wasser heiß machen, während sie die Nabelschnur an zwei Stellen mit Zwirn abband und sie dann zwischen den beiden Knoten mit einer in Wasser ausgekochten Schere durchschnitt. Sie wickelte die Schnur in eins der sauberer, trockenen Tücher, die Lou im

Backofen erhitzt hatte, und band ein weiteres dieser Tücher auf die linke Seite des Babys. Mit einem ölgetränkten Lappen säuberte sie das Neugeborene, dann wusch sie es mit Seife und warmem Wasser. Am Ende wickelte sie den kleinen Jungen in eine Decke und reichte ihn seiner Mutter.

Louisa legte eine Hand auf Sallys Bauch und fühlte, ob er hart und klein war, wie sie es hoffte. Wäre er groß und weich, könnte das auf innere Blutungen hinweisen, erklärte sie Lou mit leiser Stimme. Doch der Leib war klein und hart. »Sehr schön«, sagte sie zu Lou, die erleichtert aufatmete.

Als Nächstes nahm Louisa das Neugeborene und legte es aufs Bett. Sie holte eine kleine Wachsamphulle aus ihrem Fetteimer und entnahm ihr eine kleine Glasröhre. Sie wies Lou an, die Augen des Babys weit zu öffnen, und trüpfelte in jedes zwei Tropfen einer Flüssigkeit. Das Baby bewegte sich und fing an zu schreien.

»Das tut man, damit das Baby nicht blind wird«, erklärte sie Lou. »Travis Barnes hat mir das Mittel gegeben. Das Gesetz verlangt es so.«

Mithilfe der Kannen und Töpfe voll heißen Wassers und einiger Decken errichtete Louisa so etwas wie einen Brutkasten und legte das Baby hinein. Die Atmung des kleinen Jungen war so schwach, dass Louisa immer wieder eine Gänsefeder vor seinen Mund hielt, um zu beobachten, wie der Luftstrom die feinen Flaumfädchen bewegte.

Eine halbe Stunde später drückten die letzten Wehen die Nachgeburt hinaus, und Louisa und Lou entfernten sie, wechselten noch einmal die Bettwäsche und wuschen die Mutter zum letzten Mal, wobei sie die letzten Tücher aus dem Backofen benutzten.

Zum Schluss holte Louisa einen Bleistift und ein Blatt Pa-

pier. Sie gab beides an Lou weiter und bat sie, das Datum und die Uhrzeit aufzuschreiben. Louisa zauberte eine alte Taschenuhr aus den Falten ihrer Hose und nannte Lou die genaue Geburtszeit.

»Wie möchtest du das Baby nennen, Sally?«, fragte Louisa.

Sally blickte zu Lou. »Sie ruft dich Lou. Ist das dein Name, Mädchen?«, fragte sie mit schwacher Stimme.

»Ja. Irgendwie schon«, sagte Lou.

»Dann soll er Lou heißen. Nach dir, mein Kind. Danke schön.«

Lou blickte sie verblüfft an. »Was ist denn mit Ihrem Mann?«

»Dem is' egal, ob der Kleine 'n Namen hat oder nich'. Ihn interessiert nur, dass es 'n Junge ist und dass er arbeiten kann. Er ist ja noch nich' mal hier gewesen, um zu helfen. Der Junge heißt Lou – fertig, aus. Schreib's auf, Mädchen.«

Louisa lächelte, während Lou den Namen Lou Davis niederschrieb.

»Wir geben Cotton den Zettel«, erklärte Louisa. »Er nimmt ihn mit runter zum Gericht, damit jeder erfährt, dass wir auf diesem Berg wieder ein bildschönes Kind gekriegt haben.«

Sally schlief ein, und Louisa saß die ganze Nacht bei Mutter und Sohn und weckte Sally immer dann, wenn Lou Davis zu schreien begann und durstig schmatzte. George Davis ließ sich kein einziges Mal blicken. Sie konnten ihn eine Zeit lang im Haus rumoren hören, und dann schlug die Tür mit einem lauten Knall zu.

Louisa ging einige Male hinaus, um nach den anderen Kindern zu sehen. Sie gab Billy, Jesse und dem anderen Jungen, dessen Namen Louisa nicht kannte, ein kleines Glas Zuckersirup und ein paar Brötchen, die sie mitgebracht hatte. Es tat ihr

weh zu sehen, wie gierig die Kinder diese schlichte Mahlzeit verschlangen. Sie schenkte Billy außerdem ein Glas Erdbeergelee und ein Stück Maisbrot für die anderen Kinder, wenn sie aufwachten.

Am späten Vormittag machten sie sich auf den Heimweg. Der Mutter ging es gut, und die Farbe des Babys hatte sich wesentlich gebessert. Der Kleine trank gierig, und er schien eine kräftige Lunge zu haben.

Sally und Billy bedankten sich, und sogar Jesse brachte einen schüchternen Laut über die Lippen. Doch Lou bemerkte, dass der Herd kalt war und dass es nicht nach Essen roch.

George Davis und seine Hilfsarbeiter waren draußen auf dem Feld. Aber ehe Billy ihnen folgte, nahm Louisa den Jungen beiseite und besprach einige Dinge mit ihm, die Lou nicht mithören konnte.

Als sie den Wagen vom Hof lenkten, fuhren sie an Pferchen vorbei, in denen so viel Vieh stand, dass man durchaus von einer Herde sprechen konnte. Außerdem waren da noch Schweine und Schafe, ein Hof voller Hühner, vier schöne Pferde und doppelt so viele Maultiere. Die Getreidefelder erstreckten sich, so weit das Auge reichte, und alles war mit gefährlich aussehendem Stacheldraht umzäunt. Lou konnte George und seine Männer auf den Feldern mit Maschinen arbeiten sehen, die dichte Staubwolken aufwirbelten, so schnell verrichteten sie ihr Werk.

»Sie besitzen mehr Felder und Tiere als wir«, sagte Lou. »Wie kommt es dann, dass sie nichts zu essen haben?«

»Weil ihr Pa es so will. Und sein Pa hat mit George Davis dasselbe gemacht. Hat jeden Dollar zweimal umgedreht, bis er den Löffel abgegeben hat.«

Sie ratterten an einem Gebäude vorbei, und Louisa deutete

auf das massive Vorhängeschloss an der Tür. »Der Mann lässt eher das Fleisch im Räucherhaus verrotten, als dass er 's seinen Kindern gibt. George Davis verkauft seine ganze Ernte unten im Holzfällerlager und an die Bergleute, oder er schafft sie nach Tremont und Dickens.« Sie deutete auf ein großes Gebäude, dessen erster Stock eine Reihe von Türen aufwies. Die Türen standen offen, und man konnte im Innern große Pflanzenblätter an Haken hängen sehen. »Dort wird Burleytabak getrocknet. Er laugt den Boden aus. Was George nicht selbst kaut, das verkauft er. Und er hat diese Whiskeybrennerei, trinkt selbst aber keinen Tropfen, sondern verkauft das Teufelszeug an andere Männer, die ihre Zeit und ihr Geld lieber für ihre Familien verwahren sollten. Er stolziert mit einer dicken Rolle Dollars rum und hat eine so schöne Farm und all diese wunderbaren Maschinen und lässt dabei seine Familie verhungern.« Sie ruckte an den Zügeln. »Trotzdem tut der Mann mir irgendwie leid. Er ist die ärmste Seele, die mir je begegnet ist. Irgendwann wird der liebe Gott George Davis zeigen, was er von alledem hält. Aber noch ist der Tag nicht gekommen.«

KAPITEL 28

Eugene lenkte den von Maultieren gezogenen Wagen. Oz, Lou und Diamond saßen hinten auf Säcken mit Saatgut und anderen Vorräten, die sie vom Eiergeld und den paar Dollars, die Lou von ihrem Einkaufsbummel in Dickens noch übrig hatte, bei McKenzie's gekauft hatten.

Unterwegs gelangten sie auch in die Nähe eines ziemlich breiten Seitenarms des McCloud River, und Lou sah zu ihrem Erstaunen eine Reihe Automobile und Pferdewagen, die unweit des flachen, grasbewachsenen Ufers abgestellt waren. Leute standen am Flussufer, und einige hatten sich sogar in das braune Wasser gewagt, das nach einem kürzlichen Regen und dank des kräftigen Windes ziemlich unruhig war. Ein Mann mit hochgekrempelten Hemdsärmeln war gerade damit beschäftigt, eine junge Frau im Wasser unterzutauchen.

»Stehen bleiben!«, rief Diamond. »Das muss ich mir angucken.«

Eugene brachte die Maultiere zum Stehen, und die drei Kinder sprangen vom Wagen. Lou drehte sich zu Eugene um, der keinerlei Anstalten machte, ihnen zu folgen.

»Kommst du nicht mit?«

»Gehen Sie nur, Miss Lou, ich bleib hier und ruh mich was aus.«

Lou nahm es stirnrunzelnd zur Kenntnis und lief hinter den anderen her.

Diamond hatte sich durch eine Gruppe Gaffer gedrängt und hielt den Blick gebannt auf irgendetwas gerichtet. Als Oz und Lou sich ihm näherten und erkannten, was es war, wichen sie

entsetzt zurück.

Eine ältere Frau, bekleidet mit einer Art Turban aus zusammengehefteten Stoffstreifen und einem langen Hanfstrick und mit einem Gürtel um die Taille, ging mit gemessenen Schritten im Kreis. Dabei drang ein unverständlicher Singsang aus ihrem Mund. Es war die Sprache einer Betrunkenen, einer Verrückten oder einer religiösen Fanatikerin, die in Zungen redete. Neben ihr war ein Mann in T-Shirt und langer Hose zu sehen. Eine Zigarette klebte in seinem Mundwinkel. In jeder Hand hielt der Mann eine Schlange, wobei die Reptilien völlig starr waren, sich nicht bewegten und an gebogene Metallstäbe erinnerten.

»Sind die giftig?«, wollte Lou im Flüsterton von Diamond wissen.

»Na klar! Das klappt nur, wenn man mindestens 'ne Viper nimmt.«

Oz hatte seinen ängstlichen Blick starr auf die reglosen Lebewesen gerichtet, jederzeit bereit, sich mit einem Sprung zwischen die Bäume in Sicherheit zu bringen, sobald die Tiere auch nur zuckten. Lou spürte das, und als die Schlangen sich plötzlich bewegten, ergriff sie Oz' Hand und zog ihn weg. Diamond folgte ihnen widerstrebend, bis sie sich außer Hörweite der anderen Zuschauer befanden.

»Was machen sie mit diesen Schlangen, Diamond?«, fragte Lou.

»Die vertreiben damit böse Geister und machen alles fürs Tauchen bereit.« Er schaute sie an. »Seid ihr schon mal getaucht worden?«

»Es heißt getauft, Diamond«, verbesserte Lou ihn. »Wir wurden in einer katholischen Kirche getauft. Und dabei spritzt der Priester einem nur ein paar Tropfen Wasser auf den Kopf.« Sie blickte zum Fluss, wo die Frau soeben auftauchte und einen

dicken Schwall Wasser ausspuckte. »Er hat es nicht darauf angelegt, einen zu ertränken.«

»Kadolisch? Hab ich noch nie gehört. Ist das neu?«

Lou hätte beinahe laut aufgelacht. »Nicht ganz. Unsere Mom ist katholisch. Dad hat für die Kirche nie allzu viel übrig gehabt. Wir Katholiken haben sogar unsere eigenen Schulen. Oz und ich haben in New York eine besucht. Sie hat richtige Klassen und einen Lehrplan, und man lernt Dinge wie die Sakramente, das Glaubensbekenntnis, den Rosenkranz und das Vaterunser. Und man erfährt etwas von den Todsünden. Und von lässlichen Sünden. Und man macht seine erste Beichte und bekommt die erste heilige Kommunion. Und dann die Firmung.«

»Ja«, sagte Oz, »und wenn man stirbt, dann bekommt man die ... wie heißt das noch, Lou?«

»Die Letzte Ölung. Die Sterbesakramente.«

»Damit man nicht in der Hölle schmort, Diamond«, erklärte Oz.

Diamond zupfte an seinen Locken und machte ein aufrichtig verwirrtes Gesicht. »Mann. Wer hätte gedacht, dass Gott richtig harte Arbeit bedeutet? Wahrscheinlich gibt's deswegen keine Kadolischen hier oben. Weil der Kopf zu sehr angestrengt wird.«

Diamond deutete mit einem Kopfnicken auf die Gruppe am Fluss. »Die da unten sind ganz strenge Baptisten, 'n paar spaßige Regeln haben die. Zum Beispiel, dass man sich nicht die Haare schneiden lassen darf und die Frauen sich die Gesichter nicht anmalen dürfen. Und die haben auch 'n paar ganz besondere Vorstellungen von der Hölle und so. Wenn jemand ihre Regeln übertritt, sind die ganz schön sauer. Die leben und sterben nach der Bibel. Wahrscheinlich sind sie nich' so

seltsam wie ihr Kadolischen, aber manchmal gehn die einem schon ganz schön auf die Nerven.« Diamond gähnte und streckte die Arme. »Seht ihr, deshalb geh ich nich' in die Kirche. Ich hab die Kirche immer da, wo ich grad bin. Wenn ich mit Gott reden will, sag ich ›Howdy-howdy, Gott‹, und dann quatschen wir 'n bisschen.«

Lou starnte ihn entgeistert an. Ihr verschlug es die Sprache angesichts dieses Vortrags ekklesiastischer Weisheit aus dem Mund des Theologieprofessors Diamond Skinner.

Diamonds Augen weiteten sich plötzlich vor Erstaunen. »Also nee, jetzt guckt euch das mal an!«

Sie alle konnten verfolgen, wie Eugene zum Flussufer hinunterging und jemanden ansprach, der wiederum dem Prediger im Fluss etwas zurief, während er gerade ein neues Opfer aus dem Wasser zog.

Der Prediger kam an Land und unterhielt sich ein oder zwei Minuten lang mit Eugene und führte ihn dann ins Wasser, tauchte ihn unter, sodass von ihm nichts mehr zu sehen war, und betete über ihm. Der Mann hielt Eugene so lange unten, dass Lou und Oz sich schon Sorgen machten. Doch als Eugene wieder zum Vorschein kam, lächelte er, bedankte sich bei dem Mann und kehrte zum Wagen zurück. Diamond rannte plötzlich zum Prediger hinunter, der sich umsah und Ausschau nach anderen hielt, die ein göttliches Bad im Fluss nehmen wollten.

Lou und Oz verfolgten gebannt, wie Diamond mit dem heiligen Mann in die Mitte des Flusses watete und schließlich ebenfalls untergetaucht wurde. Er kam wieder hoch, unterhielt sich kurz mit dem Mann, steckte irgendetwas in seine Tasche und kam triefnass und lächelnd zu den anderen zurück, und sie eilten alle zum Wagen.

»Warst du noch nicht getauft?«, fragte Lou.

»Und ob«, sagte Diamond und schüttelte sich das Wasser aus dem Haar, dessen Locken kein bisschen in Unordnung geraten waren, »das ist schon das neunte Mal, dass ich zum Tauchen war.«

»So was macht man doch nur einmal, Diamond!«

»Na ja, schadet bestimmt nich', wenn man 's öfter macht. Ich will auf jeden Fall hundertmal Tauchen voll machen. Ich glaub, dann ist mir 'n Platz im Himmel sicher.«

»So geht das aber nicht«, rief Lou.

»Klar geht das so«, widersprach er. »Steht sogar in der Bibel. Jedes Mal, wenn man getaucht wird, schickt Gott 'nen Engel, der auf einen aufpasst. Ich glaub, ich hab schon 'ne ganze Armee zusammen, die mich beschützt.«

»Das steht nicht in der Bibel«, beharrte Lou.

»Vielleicht solltest du sie noch mal lesen.«

»Welcher Teil soll es denn sein? Verrat mir das mal.«

»Erster Teil.« Diamond pfiff nach Jeb, rannte das letzte Stück bis zum Wagen und sprang auf.

»Hey, Eugene«, sagte er. »Ich sag dir Bescheid, wenn sie das nächste Mal tauchen. Dann gehn wir zusammen.«

»Wurdest du nie getauft, Eugene?«, wollte Lou wissen, während sie und Oz auf den Wagen kletterten.

Eugene schüttelte den Kopf. »Aber als ich hier saß, überkam's mich plötzlich. Ich glaub, es wurd auch Zeit.«

»Es überrascht mich, dass Louisa dich nicht taufen ließ.«

»Miss Louisa, die glaubt an Gott, aus tiefster Seele. Aber mit der Kirche hat sie 's nich' so. Sie sagt, so wie die Leute in ihren Kirchen tun, vertreiben sie Gott aus ihren Herzen.«

Während der Wagen sich in Bewegung setzte, holte Diamond ein kleines Glas mit einem winzigen Schraubdeckel aus der Tasche. »Hey, Oz, das hier hab ich von dem Prediger gekriegt.

Heiliges Tauchwasser.« Er reichte Oz das Glas, der es ratlos betrachtete. »Ich glaub, du solltest deiner Mom von Zeit zu Zeit 'nen Tropfen davon geben. Ich wette, es hilft.«

Lou wollte schon protestieren, als sie den Schock ihres Lebens bekam: Oz gab Diamond das Glas zurück.

»Nein, danke«, sagte er leise und wandte den Blick ab.

»Biste ganz sicher?«, fragte Diamond. Oz erwiderte, er sei vollkommen sicher, und Diamond drehte das Fläschchen um und schüttete das heilige Wasser aus. Lou und Oz wechselten einen Blick, und der traurige Ausdruck im Gesicht ihres Bruders schnitt Lou tief ins Herz. Sie sah zum Himmel hoch. Wenn sogar Oz jede Hoffnung aufgegeben hatte, so ließ das Ende der Welt bestimmt nicht mehr lange auf sich warten. Sie drehte allen den Rücken zu und tat so, als würde sie das Bergpanorama bewundern.

Es war später Nachmittag. Cotton hatte soeben das Buch zugeklappt, aus dem er Amanda vorgelesen hatte. Seine wachsende Enttäuschung war offensichtlich.

Lou, die auf einem umgedrehten Eimer stand, verfolgte alles durchs Fenster.

Cotton betrachtete die Frau. »Amanda, ich weiß genau, dass Sie mich hören können. Sie haben zwei Kinder, die Sie dringend brauchen. Sie müssen aufstehen. Wenn schon aus keinem anderen Grund, dann wenigstens für Lou und Oz.« Er hielt inne und schien seine Worte mit besonderer Sorgfalt zu wählen. »Bitte, Amanda, ich würde alles geben, was ich habe, wenn Sie jetzt aufstehen würden.« Ein paar spannungsvolle Sekunden verstrichen, und Lou hielt den Atem an, doch die Frau rührte sich nicht. Schließlich ließ Cotton verzweifelt den Kopf sinken.

Als er später aus dem Haus kam und in seinen Olds stieg, um

heimzufahren, rannte Lou mit einem Korb voller Speisen hinter ihm her.

»Vom Vorlesen kriegt man sicher großen Hunger.«

»Vielen Dank, Lou.«

Cotton stellte den Korb auf den Beifahrersitz. »Louisa hat mir erzählt, du wärst Schriftstellerin. Worüber möchtest du denn schreiben?«

Lou stellte einen Fuß auf die Türschwelle des Automobils. »Mein Dad hat über die Berge hier geschrieben, aber mir fällt einfach nichts ein.«

Cotton ließ den Blick über die Landschaft schweifen. »Weißt du, dass dein Daddy mit ein Grund dafür war, dass ich hergekommen bin? Als ich an der Universität von Virginia Jura studierte, habe ich seinen ersten Roman gelesen und war von der Kraft und Schönheit seiner Geschichte tief beeindruckt. Und dann entdeckte ich in der Zeitung einen Bericht über deinen Dad. Er hat dem Reporter gesagt, die Berge hätten ihn schon immer zum Schreiben angeregt. Ich dachte, wenn ich herkäme, würde es mir genauso gehen. Ich wanderte durch die Gegend, bewaffnet mit Notizblock und Bleistift, und wartete darauf, dass die wunderschönen Formulierungen in meinem Kopf entstanden, damit ich sie aufs Papier bringen konnte.« Er lächelte traurig. »So hat es aber nicht funktioniert.«

Lou nickte verständnisvoll. »Vielleicht ist das bei mir genauso.«

»Na ja, die Menschen verbringen den größten Teil ihres Lebens auf der Jagd nach irgendwas. Vielleicht macht gerade das uns zu Menschen.« Cotton wies die Straße hinunter. »Siehst du die alte Hütte da hinten?« Lou betrachtete eine lehmverfügte, halb verfallene Blockhütte, die sie schon lange nicht mehr benutzten. »Louisa erzählte mir von einer Geschichte, die dein

Vater schrieb, als er noch ein kleiner Junge war. Sie handelte von einer Familie, die einen Winter hier oben in diesem kleinen Haus überlebt hat. Ohne Holz und Nahrungsmittel.«

»Wie haben sie das denn geschafft?«

»Sie haben an die Dinge geglaubt.«

»An was für Dinge? An Wunschbrunnen?«, fragte sie mit leisem Spott.

»Nein, sie glaubten aneinander. Und vollbrachten so etwas wie ein Wunder. Es heißt, dass die Wahrheit seltsamer ist als die Einbildung. Vielleicht bedeutet das, dass es alles, was jemand sich ausdenkt, tatsächlich irgendwo gibt. Wäre das nicht eine wunderschöne Vorstellung?«

»Ich weiß nicht, ob meine Fantasie so stark ist, Cotton. Ich weiß noch nicht mal, ob ich tatsächlich so was wie eine Schriftstellerin bin. Die Dinge, die ich zu Papier bringe, sind nicht gerade sehr lebendig.«

»Mach nur weiter, am Ende überraschst du dich vielleicht selbst. Und warte ab, Lou, Wunder geschehen tatsächlich. Dass du und Oz hierher kamen und Louisa kennen lernten, ist ein solches Wunder.«

Später am Abend saß Lou auf ihrem Bett und blätterte in den Briefen ihrer Mutter. Als Oz hereinkam, versteckte Lou sie rasch unter ihrem Kopfkissen.

»Darf ich bei dir schlafen?«, fragte Oz. »In meinem Zimmer ist es so unheimlich. Ich hab in einer Ecke 'nen Troll gesehen, ich bin fast sicher.«

Lou nickte. »Dann komm her.« Oz rutschte neben sie.

Plötzlich verdüsterte sich seine Miene. »Wenn du mal heiratest, zu wem kann ich dann ins Bett kriechen, wenn ich Angst habe, Lou?«

»Eines Tages bist du größer als ich, und dann werde ich zu dir kommen, wenn ich Angst habe.«

»Woher weißt du das?«

»Weil Gott das zwischen großen Schwestern und ihren kleinen Brüdern so eingerichtet hat.«

»Ich soll mal größer sein als du? Wirklich?«

»Sieh dir doch deine schweren Schuhe an. Eines Tages sind deine Füße richtig hineingewachsen, und dann bist du noch größer als Eugene.«

Mit einem seligen Lächeln kuschelte Oz sich an sie. Dann entdeckte er die Briefe unter dem Kopfkissen.

»Was ist das?«

»Ein paar alte Briefe. Mom hat sie geschrieben«, sagte Lou rasch.

»Was hat sie denn geschrieben?«

»Weiß ich nicht. Ich hab sie noch nicht gelesen.«

»Würdest du sie mir vorlesen?«

»Oz, es ist schon spät, und ich bin müde.«

»Bitte, Lou. Bitte, bitte.«

Er machte ein so flehendes Gesicht, dass Lou einen Brief heraussuchte und den Docht der Petroleumlampe, die auf dem Tischchen neben dem Bett stand, höher drehte.

»Na schön, aber nur einen.«

Oz machte es sich bequem, während Lou vorlas.

»Liebe Louisa, ich hoffe, es geht dir gut. Bei uns ist alles in Ordnung. Oz hat den Krupphusten überwunden und schläft nachts wieder durch.«

Oz richtete sich ruckartig auf. »Das bin ich! Mom hat von mir geschrieben!« Er blickte seine Schwester verwirrt an.

»Was ist Krupphusten?«

»Das brauchst du nicht zu wissen. Soll ich jetzt weiterlesen

oder nicht?« Oz ließ sich wieder nach hinten sinken, während seine Schwester fortfuhr: »Lou hat am ersten Mai beim Buchstabierwettbewerb und beim Fünfzig-Yards-Lauf den ersten Preis gewonnen. Bei dem Wettkampf haben sogar die Jungen mitgemacht! Lou ist wundervoll, Louisa. Ich habe bei Jack ein Bild von dir gefunden, und die Ähnlichkeit ist erstaunlich. Die beiden wachsen so schnell, dass es mir schon Angst macht. Lou ist ihrem Vater sehr ähnlich. Sie hat einen wachen Verstand. Ich glaube, mich findet sie ein bisschen langweilig, und dieser Gedanke raubt mir oft den Schlaf. Ich liebe sie so sehr und versuche, möglichst viel mit ihr zu unternehmen. Und trotzdem, du weißt ja, wie es mit Vätern und Töchtern ist ... Das nächste Mal mehr darüber. Und auch ein paar Fotos. Alles Liebe. Amanda. PS: Ich träume oft, dass ich mit den Kindern in die Berge komme, damit wir endlich bei dir sein können. Ich hoffe, eines Tages geht dieser Traum in Erfüllung.««

Oz sagte: »Das war ein schöner Brief. Gute Nacht, Lou.« Und während Oz einschlief, griff Lou nach einem anderen Brief.

KAPITEL 29

An einem wunderschönen Tag im Frühherbst folgten Lou und Oz ihrem Freund Diamond und Jeb durch den Wald. Der Sonnenschein, der durch das Laub drang, streichelte ihre Gesichter, und in der kühlen Brise, die sie umwehte, lag der köstliche Duft sommerlicher Geißblattblüten und wilder Rosen.

»Wohin gehen wir?«, fragte Lou.

»Wirst schon sehen«, antwortete Diamond knapp und geheimnisvoll.

Sie stiegen einen kleinen Abhang hinauf und blieben stehen. In fünfzehn Meter Entfernung sahen sie Eugene auf dem Weg. Er trug einen leeren Kohleneimer und eine Laterne, und aus seiner Hosentasche ragte eine Dynamitstange.

Diamond sagte: »Eugene is' unterwegs zum Bergwerk. Da macht er den Eimer voll. Eh' der Winter kommt, fährt er mit dem Maultiergespann hin und schafft 'ne ganze Ladung Kohlen raus.«

»Toll. Das ist ja fast so interessant, wie jemandem beim Schlafen zuzuschauen«, äußerte Lou.

»Ha! Wart mal ab, bis das Dynamit in die Luft fliegt«, hielt Diamond ihr entgegen.

»Dynamit?«, rief Oz.

Diamond nickte. »Die Kohle steckt tief in den Felsen. Da kommt man mit 'ner Hacke nich' ran. Man muss sie raussprengen.«

»Ist das nicht gefährlich?«, fragte Lou.

»Nee. Eugene weiß, was er tut. Ich hab's selbst auch schon gemacht.«

Sie beobachteten von weitem, wie Eugene die Dynamitstange aus der Tasche zog und eine lange Lunte daran befestigte. Dann zündete er seine Laterne an und verschwand im Bergwerk. Diamond hockte sich hin, lehnte sich an einen Judasbaum, nahm einen Apfel hervor und zerteilte ihn. Er warf Jeb ein Stück zu, der im Unterholz herumstöberte. Dann erst bemerkte er die besorgten Mienen von Lou und Oz.

»Die Zündschnur brennt ganz langsam. Ehe die Ladung hochgeht, kommt man glatt einmal bis zum Mond und zurück.«

Kurz darauf tauchte Eugene wieder aus dem Stollen auf und ließ sich auf einem großen Stein in der Nähe des Eingangs nieder.

»Sollte er nicht lieber da weggehen?«

»Nee. Für 'n Eimer voll ist die Ladung winzig. Sobald sie hochgegangen ist und der Staub sich gelegt hat, führ ich euch rum.«

»Was gibt es denn in so einem alten Bergwerk zu sehen?«, wollte Lou wissen.

Diamond duckte sich plötzlich und machte ein verschwörerisches Gesicht. »Hört mal, ich hab vor einiger Zeit 'n paar Typen nachts hier rumschleichen sehn. Erinnert ihr euch noch, wie Miss Louisa meinte, ich soll die Augen aufhalten? Das hab ich getan. Die Burschen hatten Laternen dabei und schleppten Kisten ins Bergwerk. Wir gehn rein und sehn nach, was sie vorhaben.«

»Aber wenn sie jetzt gerade im Bergwerk sind?«

»Nee. Ich bin schon vor längerer Zeit hier gewesen, hab mich umgeschaut und 'nen Stein in den Stollen geworfen. Und es gibt frische Fußspuren, die nach draußen führen. Außerdem hätt Eugene sie bestimmt bemerkt.« Plötzlich kam ihm ein Gedanke. »Hey, vielleicht brennen sie Schnaps und benutzen

den Stollen, um die Destille und das Korn und so zu verstekken.«

»Eher dürften es ein paar Landstreicher sein, die in dem Bergwerk ein trockenes Plätzchen für die Nacht suchen«, sagte Lou.

»Ich hab noch nie gehört, dass sich hier oben Landstreicher rumtreiben.«

»Warum hast du Louisa nichts davon erzählt?«, fragte Lou vorwurfsvoll.

»Weil sie schon genug Sorgen hat. Ich wollte mir erst Gewissheit verschaffen, wie sich 's für 'n Mann gehört.«

Jeb scheuchte ein Eichhörnchen auf und jagte es um einen Baum herum, während sie alle zum Stolleneingang blickten und auf die Explosion warteten.

»Weshalb willst du eigentlich nicht bei uns wohnen?«, fragte Lou aus heiterem Himmel.

Diamond starre sie an. Die Frage verwirrte ihn offensichtlich. Er rief seinem Hund zu: »Lass das, Jeb. Das Eichhörnchen hat dir nix getan.«

Lou war noch nicht fertig. »Ich meine, wir könnten Hilfe gebrauchen. Einen weiteren starken Mann. Und auch Jeb.«

»Nee. Ein Mann braucht seine Freiheit.«

»He, Diamond«, sagte Oz, »du könntest mein großer Bruder sein. Dann braucht Lou nicht mehr jeden selbst zu verprügeln, der mir was will.«

Lou und Diamond lächelten einander an.

»Vielleicht solltest du mal darüber nachdenken«, meinte Lou.

»Klar, vielleicht tu ich 's.« Er blickte zum Bergwerk. »Lange dauert's nich' mehr.«

Sie lehnten sich zurück und warteten. In diesem Moment flüchtete das Eichhörnchen aus dem Wald und flitzte in den

Stolleneingang. Jeb jagte hinterher.

Diamond sprang auf. »Jeb! Jeb! Komm sofort her!« Der Junge rannte los. Eugene wollte ihn festhalten, doch Diamond wich ihm aus und rannte in den Stollen.

Lou schrie auf. »Diamond! Nicht!«

Sie hetzte zum Stolleneingang.

Oz rief: »Lou, nein! Komm zurück!«

Ehe sie den Eingang erreichte, packte Eugene sie und hielt sie fest. »Warten Sie hier. Ich hol ihn, Miss Lou.«

So schnell er konnte, humpelte Eugene in die Dunkelheit und brüllte: »Diamond! Diamond!«

Lou und Oz blickten einander entsetzt an. Die Zeit verstrich mit lähmender Langsamkeit. Lou ging vor dem Stolleneingang nervös auf und ab. »Bitte, bitte. Beeil dich.« Sie rannte zum Stollen, als sie jemanden kommen hörte. »Diamond! Eugene!«

Doch es war Jeb, der auf der Jagd nach dem Eichhörnchen aus der Grube auftauchte. Lou schnappte sich den Hund, und dann schleuderte die Wucht der Explosion sie von den Füßen. Staub und kleine Steinchen schossen aus dem Stollen, und Lou lag hilflos hustend und keuchend in diesem Wirbel. Oz eilte zu ihr, um ihr zu helfen, während Jeb wütend kläffte und aufgeregt hin und her sprang.

Lou raffte sich auf, schnappte nach Luft und stolperte zum Mineneingang. »Eugene! Diamond!«

Schließlich konnte sie Schritte hören. Sie kamen näher und näher und schienen schwerfällig, unregelmäßig zu sein. Lou schickte ein stummes Gebet zum Himmel. Es schien eine Ewigkeit zu dauern, aber dann tauchte Eugene auf, benommen, verdreckt und blutend. Er schaute sie an, Tränen liefen ihm über die Wangen.

»Verdammich, Miss Lou.«

Lou machte einen Schritt, dann einen zweiten, dann einen dritten. Dann wirbelte sie herum und rannte, so schnell ihre Füße sie trugen, den Weg hinunter, während ihre Schreie von den Bergwänden widerhallten.

Ein paar Männer trugen Diamonds zugedeckte Leiche zu einem Wagen. Sie hatten eine Zeit lang warten müssen, bis der Rauch sich verzogen hatte und sie sich vergewissern konnten, dass der Stollen nicht einstürzen würde. Cotton sah zu, wie die Männer Diamond davontrugen, und ging dann hinüber zu Eugene, der auf einem großen Stein saß und sich einen nassen Lappen an den blutigen Kopf presste. »Bist du sicher, Eugene, dass du sonst keine Hilfe brauchst?«

Eugene schaute zum Stolleneingang, als rechnete er damit, dass Diamond jeden Moment mit seinem albernen Grinsen herausstolziert käme, das widerspenstige Haar von Staub gepudert. »Mir könnt jetzt nur helfen, dass das Ganze ein böser Traum war, aus dem ich grad aufgewacht bin, Mr Cotton.«

Cotton tätschelte Eugenes kräftige Schulter und blickte dann zu Lou, die auf einem kleinen Erdhaufen saß und ihm den Rücken zuwandte. Er ging zu ihr und setzte sich neben sie.

Lous Augen waren wund vom Weinen, ihre Wangen nass von Tränen. Sie kauerte sich zusammen, als würde sie von furchtbaren inneren Krämpfen gepeinigt.

»Es tut mir leid, Lou. Diamond war ein feiner Junge.«

»Er war ein Mann. Ein *feiner* Mann!«

»Da hast du wohl Recht. Er war ein Mann.«

Lou schaute zu Jeb, der traurig am Stolleneingang hockte.

»Diamond hätte nicht hinter Jeb herzurennen brauchen.«

»Nun ja, der Hund war alles, was er hatte. Wenn man jemanden liebt, kann man nicht einfach so dasitzen und gar nichts

tun.«

Lou raffte eine Hand voll Fichtennadeln vom Boden auf und ließ ein paar Nadeln zwischen ihren Fingern hindurchrieseln. Minuten verstrichen. »Warum passieren solche Dinge, Cotton?«, fragte sie dann.

Er seufzte tief. »Ich nehme an, Gott will uns auf diese Weise sagen, dass wir unsere Mitmenschen lieben sollen, solange sie unter uns sind, denn schon morgen könnten sie nicht mehr da sein. Ich fürchte, das ist eine ziemlich jämmerliche Antwort, aber es ist die einzige, die mir einfällt.«

Sie schwiegen wieder.

»Ich möchte meiner Mom etwas vorlesen«, sagte Lou.

Cotton musterte sie erstaunt. »Das ist die beste Idee, die ich je gehört habe.«

»Warum ist es eine so gute Idee?«, fragte sie. »Ich muss es wissen.«

»Nun, wenn jemand, den sie kannte, jemand anderer ... den sie liebte ... ihr vorliest, könnte das eine Menge bewirken.«

»Meinen Sie wirklich, dass sie es bemerkt?«

»Als ich deine Mutter damals aus dem Zimmer trug, hielt ich einen lebenden Menschen in den Armen, der darum kämpfte, sich endlich aus dem ... dem Schlaf zu befreien. Ich konnte es spüren. Und eines Tages wird sie es schaffen. Davon bin ich fest überzeugt, Lou.«

Sie schüttelte den Kopf. »Es ist so furchtbar schwierig, Cotton. Ich meine, sich dazu zu bringen, etwas zu lieben, von dem man weiß, dass man es vielleicht niemals richtig haben wird.«

Cotton nickte bedächtig. »Du bist viel klüger, als es deinem Alter entspricht. Und was du sagst, hört sich völlig vernünftig an. Aber ich glaube, wenn es um Herzensdinge geht, will man auf die Vernunft wahrscheinlich zuletzt hören.«

Lou ließ die restlichen Fichtennadeln zu Boden rieseln und wischte sich die Hände ab. »Sie sind auch ein feiner Mann, Cotton.«

Er legte einen Arm um sie, und so saßen sie da, nebeneinander, und keiner von beiden war bereit, auch nur einen Blick in Richtung des schwarzen, höhlenartigen Eingangs zum Bergwerk zu werfen, in dem ihr Freund für immer und ewig verschwunden war.

KAPITEL 30

Es fiel genug beständiger Regen, und einige Gewitter trugen zur Fülle an Wasser bei, sodass fast die gesamte Saat aufging und das Getreide prächtig gedieh. Zwar richtete ein heftiger Hagelsturm vor allem auf den Maisfeldern einigen Schaden an, aber das war von nicht allzu großer Bedeutung. Ein kräftiger Schauer wusch ein größeres Stück von einem Berghang aus, als wäre ein riesiger Eislöffel hineingefahren, aber kein Mensch, kein Tier und keines der Getreidefelder wurde in Mitleidenschaft gezogen.

Die Ernte war im vollen Gange, und Louisa, Eugene, Lou und Oz arbeiteten hart und lange – und das war gut so, denn so blieb ihnen nur wenig Zeit, an Diamond zu denken und daran, dass er nicht mehr bei ihnen war. Hin und wieder hörten sie die Bergwerkssirene, und wenig später folgte das dumpfe Grollen einer Explosion. Und jedes Mal stimmte Louisa ein Lied für sie an, um sie von der Erinnerung abzulenken, dass Diamond bei einer solchen Sprengung ums Leben gekommen war.

Louisa redete nicht viel über Diamonds Tod. Lou bemerkte jedoch, dass sie viel öfter beim Lichtschein des Feuers in der Bibel las und dass ihr die Tränen kamen, sobald sein Name erwähnt wurde oder wenn sie Jeb sah. Es war für alle schwer, aber das Leben ging weiter, und es gab sehr viel zu tun.

Sie ernteten die Feldbohnen, füllten sie in große Schrotsäcke, schlugen auf die Säcke ein, um die Hülsen zu entfernen, und verzehrten sie mit Soße und Zwieback zum Abendessen. Sie pflückten die Stangenbohnen und gingen dabei so vorsichtig zu Werke, wie Louisa es ihnen gezeigt hatte, um sich vor den

grünen Stechwürmern zu schützen, die sich unter den Blättern versteckten. Sie mähten die Maisfelder mit der Sense und banden die Stängel zu dicken Bündeln, die auf den Feldern stehen blieben, um später als Viehfutter Verwendung zu finden. Sie schälten die Maiskolben heraus, schafften sie auf dem Schlitten zum Speicher und füllten ihn fast bis zum Überlaufen. Aus der Ferne sahen die herumpurzelnden gelben Kolben aus wie aufgescheuchte Wespen beim Spiel.

Die Kartoffeln, die sie ernteten, waren dick und rund; mit zerlassener Butter waren sie eine vollständige Mahlzeit. Auch die Tomaten waren reif und saftig und blutrot. Man aß sie aus der Hand oder in Scheiben geschnitten, oder sie wurden zusammen mit Bohnen, grünem Pfeffer und allem möglichen anderen Gemüse in einen großen Eisenkessel auf dem Herd gegeben und in Gläser eingekocht. Louisa, Eugene und die Kinder stapelten die Gläser in der Speisekammer und unter der Treppe; sie füllten Eimer mit wilden Erdbeeren und Stachelbeeren und Äpfeln, bereiteten Marmeladen und Obstkuchen daraus und machten den Rest ein. Sie zerkleinerten das Zuckerrohr und gewannen daraus Sirup; dann enthüllten sie einen Teil der Maiskolben, mahlten die Körner und buken aus dem Maismehl knuspriges Brot.

Lou kam es so vor, als würde einfach alles verwertet; eine Tatsache, die das Mädchen bewunderte, auch wenn sie und Oz sich vom Sonnenaufgang bis zum späten Abend beinahe zu Tode schufteten. Wo immer sie mit Werkzeug oder Händen wirkten, entstand Nahrung – was Lou oft an Billy Davis und seine Familie denken ließ, die nichts zu essen bekam. Schließlich wurde der Gedanke so übermächtig, dass sie mit Louisa darüber reden musste.

»Wenn du morgen Abend aufbleibst, Lou, wirst du sehen,

dass du und ich in der gleichen Richtung denken.«

Sie alle warteten am nächsten Abend in der Dunkelheit neben der Scheune, als sie hörten, wie sich ein Wagen auf dem Feldweg näherte. Eugene hielt eine Laterne in die Höhe, und das Licht fiel auf Billy Davis, der die Maultiere anhielt und Lou und Oz nervös beäugte.

Louisa trat zum Wagen. »Ich hab mir gedacht, Billy, wir könnten ein bisschen Hilfe gebrauchen. Ich wollte sicher sein, dass ihr eine anständige Portion abbekommt. Das Land hat's in diesem Jahr sehr gut mit uns gemeint.«

Billy schaute für einen Moment drein, als würde er sich schämen; dann aber sagte Lou: »Hey, Billy, nun komm schon. Ich brauche deine Hilfe, um den Eimer hier hochzukriegen.«

Dieserart ermutigt, sprang Billy vom Wagen, um ihnen zu helfen. Sie verbrachten eine gute Stunde damit, Säcke mit Maismehl, Einmachgläser mit Bohnen und Tomaten und Eimer voll Steckrüben, Wirsing, Gurken, Kartoffeln, Äpfeln, Kohlköpfen, Birnen, Süßkartoffeln und Zwiebeln und sogar gepökeltes Schweinefleisch auf den Wagen zu laden.

Während Lou arbeitete, beobachtete sie, wie Louisa mit Billy in eine Ecke der Scheune ging und sein Gesicht im Schein der Laterne eingehend untersuchte. Dann verlangte sie von ihm, er solle das Hemd hochziehen, und sie schaute sich auch seinen Oberkörper an. Das Ergebnis stellte sie offenbar zufrieden.

Als Billy den Wagen wendete und davonrollte, hatten die Maultiere Mühe, das Gewicht zu ziehen, und der Junge strahlte übers ganze Gesicht, während er die Peitsche knallen ließ und in die Nacht verschwand.

»Sie können die ganzen Lebensmittel doch nicht vor George Davis verstecken«, sagte Lou.

»Ich mach das jetzt schon seit ein paar Jahren. Der Mann hat

sich noch nie Gedanken drüber gemacht, woher das alles kommt.«

Lou machte keinen Hehl aus ihrem Zorn. »Das ist nicht gerecht. Er verkauft seine Ernte und verdient viel Geld damit, und wir ernähren seine Familie.«

»Dass eine Mutter und ihre Kinder genug zu essen haben, ist immer gerecht«, erwiederte Louisa.

»Was hast du eigentlich unter seinem Hemd gesucht?«, wollte Lou wissen.

»George ist raffiniert. Meistens schlägt er auf die Stellen, die von der Kleidung verdeckt werden.«

»Warum hast du Billy nicht einfach gefragt, ob er von seinem Vater geschlagen wurde?«

»Es ist wie bei 'ner leeren Butterbrotdose. Kinder lügen, wenn sie sich schämen.«

Bei all ihrem Überfluss beschloss Louisa, mit Eugene und den Kindern einen Wagen voll zu laden und hinunter ins Holzfällerlager zu fahren. An dem Tag, als die Fahrt stattfinden sollte, kam Cotton herüber, um sich um Amanda zu kümmern, solange die anderen fort waren.

Die Holzfäller erwarteten sie schon, denn als sie eintrafen, hatte sich bereits eine vielköpfige Menge versammelt. Das Lager war sehr groß und verfügte über eine eigene Schule, ein eigenes Kaufhaus und eine Post. Weil die Arbeiter jedes Mal weiterziehen mussten, sobald die Baumbestände erschöpft waren, befand die gesamte Siedlung sich auf Rädern, darunter auch die Behausungen, die Schule und das Kaufhaus: Sie standen auf verschiedenen Gleisen und waren wie die Häuser eines eigenen Stadtviertels angeordnet. Sobald es Zeit zum Weiterziehen wurde, wurden die Waggons an die Lokomotiven

gehängt, und binnen kürzester Zeit rollte die gesamte Stadt ihrem neuen Ziel entgegen.

Die Holzfällerfamilien bezahlten die Waren entweder mit Bargeld oder mit Tauschwaren wie Kaffee, Zucker, Toilettenpapier, Briefmarken, Bleistiften und Papier sowie mit alten Kleidern und Schuhen und alten Zeitungen. Lou war auf Sue ins Lager geritten; sie und Oz ließen die Kinder der Holzfäller umsonst auf dem Pferd reiten, doch die Eltern durften ihnen, wenn sie wollten, durchaus Pfefferminzstangen und andere Köstlichkeiten »spenden«, was viele auch taten.

Später schauten sie, nachdem sie einen schmalen Felsgrat erklimmen hatten, auf einen Abschnitt des McCloud River hinunter. Flussabwärts hatte man eine Barriere aus Gestein und Schwemmholt errichtet, die das Wasser staute, sodass es größere Steine und andere Hindernisse bedeckte, welche den Holztransport auf dem Fluss erschwerten. Hier war das Wasser von einem Ufer zum anderen mit Baumstämmen bedeckt, vorwiegend Tulpenbäumen, deren Stämme mit dem Brandzeichen des Holzunternehmens versehen waren. Aus dieser Höhe wirkten sie wie Bleistifte; dann aber erkannten Oz und Lou, dass die kleinen Punkte, die sich darauf bewegten, in Wahrheit Männer waren, die die Baumstämme im Wasser lenkten. Sie trieben bis zu dem Damm, in dem dann eine Öffnung geschaffen wurde, sodass die schäumende Flut das Holz weiter flussabwärts trug, wo es zusammengebunden und verfloßt wurde, bis die Bäume aus Virginia schließlich auf den Holzmärkten von Kentucky landeten.

Während Lou den Blick über die Landschaft unter ihr schweifen ließ, schien irgendetwas zu fehlen. Sie brauchte einen Moment, um zu begreifen, dass es die Bäume waren. So weit ihr Auge reichte, sah sie nur Stümpfe. Und als sie ins

Lager zurückkamen, stellte sie außerdem fest, dass einige Gleise leer waren.

»Wir haben fast das ganze Holz aus dieser Gegend rausgeholt«, erklärte einer der Holzfäller voller Stolz. »Bald ziehn wir weiter.« Das Ganze schien ihn nicht im Mindesten zu stören. Lou dachte bei sich, dass er vermutlich daran gewöhnt war: einen Kahlschlag machen und weiterziehen, sodass als einziger Hinweis auf seine Anwesenheit eine Wüste von Baumstümpfen zurückblieb.

Für die Heimfahrt banden sie Sue an den Wagen, und Lou und Oz setzten sich zu Eugene. Es war für alle ein schöner Tag gewesen, doch Oz war am glücklichsten von allen, denn er hatte von einem der Jungen im Lager einen richtigen Baseball »gewonnen«, indem er ihn weiter geworfen hatte als alle anderen, die sich mit ihm messen wollten. Er erklärte, dieser Ball wäre nach der Hasenpfote, die Diamond Skinner ihm geschenkt hatte, sein wertvollster Besitz.

KAPITEL 31

Als Lou ebenfalls begann, ihrer Mutter vorzulesen, nahm sie keine Bücher, sondern Illustrierte und ein paar Ausgaben der Saturday *Evening Post*, die sie im Holzfällerlager bekommen hatten. Beim Vorlesen lehnte Lou sich im Zimmer ihrer Mutter an die Wand, hielt die Zeitung oder Zeitschrift hoch und las die neuesten Meldungen über die Weltwirtschaft, über Katastrophen, über Hitlers brutalen Krieg in Europa, über Kunst und Kino und über Bücher und Schriftsteller vor. Vor allem Letzteres machte Lou bewusst, wie lange sie schon kein richtiges Buch mehr gelesen hatte. Bald fing die Schule wieder an, doch ein paar Tage zuvor war sie trotzdem auf Sue nach Big Spruce geritten und hatte für sich und Oz, natürlich mit Estelle McCoys Erlaubnis, Lesestoff aus der »Leihbücherei« besorgt.

Louisa hatte Eugene das Lesen beigebracht, als er noch klein war; daher brachte Lou auch ihm ein Buch mit. Er meinte, dass er sicherlich keine Zeit hätte, es zu lesen, aber dann tat er es doch, nachts beim Lampenschein, wobei er stets gedankenverloren den Daumen anfeuchtete, wenn er weiterblätterte. Bei anderen Gelegenheiten half Lou ihm bei der Aussprache bestimmter Worte, während sie auf dem Feld arbeiteten, um sich auf den nahenden Winter vorzubereiten, oder während sie beim Schein der Petroleumlampe die Kühe molken. Lou ging mit ihm Artikel aus dem *Grit* und der Post durch; und Eugene entwickelte eine besondere Vorliebe für »Roooosevelt, President Roooosevelt«, einen Namen, der sehr oft in den *Grit*-Artikeln zu lesen war. Die Kühe beäugten ihn verwundert, wenn er »Roooosevelt« sagte, als glaubten sie, dass er sie auf

eine ganz spezielle Art und Weise anmuhe. Auch Lou verschlug es die Sprache, als Eugene sie fragte, wie jemand sein Kind nur auf den Namen »President« taufen lassen könne.

»Hast du jemals daran gedacht, woanders zu leben?«, fragte Lou ihn eines Morgens beim Melken.

Er zuckte mit den Achseln. »Die Berge sind alles, was ich kenne, aber ich weiß, dass es auf der Welt noch viel mehr gibt.«

»Ich könnte dich mal in die große Stadt mitnehmen. Da gibt es Gebäude, die sind so hoch, dass man zu Fuß nicht bis nach oben kommt. Man nimmt einen Fahrstuhl.« Er musterte sie verständnislos. »Das ist ein kleiner Wagen, mit dem man rauf und runter fährt«, erklärte sie.

»'n Wagen? So wie der Hudson?«

»Nein, eher wie ein kleines Zimmer, in dem man nur stehen kann.«

Eugene fand das zwar sehr interessant, meinte aber, dass er doch lieber in den Bergen bliebe. »Ich möcht heiraten, 'ne Familie gründen und Kinder großziehen.«

»Du wärst bestimmt ein guter Dad«, sagte sie.

Er grinste. »Und Sie wärn 'ne feine Momma. Man muss nur gucken, wie Sie mit Ihr'm Bruder umgehn.«

Lou blickte ihn ernst an. »Meine Mutter war eine wunderbare Mom«, sagte sie und fragte sich, ob sie ihrer Mutter das jemals gesagt hatte. Sie wusste, dass sie vor allem ihren Vater bewundert hatte. Es war eine traurige Einsicht, nun, da sich nichts mehr daran ändern ließ.

Eine Woche nach ihrer Fahrt zur Schulbücherei beendete Lou ihre Vorlesestunde bei Amanda und ging hinüber in die Scheune, um ein wenig allein zu sein. Sie kletterte auf den Heubo-

den, setzte sich in die Öffnung der Doppeltür und blickte über das Tal bis zu den Bergen in der Ferne. Nachdem sie für einen Moment über die deprimierende Zukunft ihrer Mutter gegrübelt hatte, kamen ihr Diamond und sein Tod in den Sinn. Immer wieder hatte sie versucht, diese Gedanken aus ihrem Bewusstsein zu verdrängen, doch allmählich erkannte sie, dass es ihr wohl niemals gelingen würde.

Diamonds Beerdigung war seltsam und herzzerreißend zugleich gewesen. Die Menschen waren von kleinen Farmen und aus verstreut liegenden Häusern erschienen, von deren Existenz Lou bislang nicht die geringste Ahnung gehabt hatte. All diese Leute waren mit dem Pferd, dem Ochsenkarren, dem Maultier, zu Fuß oder auf Traktoren zu Louisa geeilt. Sogar ein zerbeulter Packard, dem sämtliche Türen fehlten, hatte es bis auf den Hof geschafft. Bewaffnet mit Tellern voller Speisen und Gläsern mit Apfelwein, traten die Leute sich gegenseitig auf die Füße. Es gab keinen Prediger, der Trost gespendet hätte, aber ein paar Leute drückten den Freunden des Verstorbenen mit gedämpften Worten ihr Mitgefühl aus. Der Zedernsarg stand im Wohnzimmer. Sein Deckel war bereits geschlossen und zugenagelt, weil niemand das Bedürfnis hatte, sich anzuschauen, was die Dynamitladung aus Diamond Skinner gemacht hatte.

Lou war nicht sicher, dass all diese alten Leute tatsächlich Diamonds Freunde waren, und vermutete, dass sie seinen Vater gekannt und geschätzt hatten. Und tatsächlich hörte sie, wie ein alter Mann namens Buford Rose, der eine üppige weiße Mähne, aber nur noch wenige Zähne besaß, leise murmelte, es wäre eine schreckliche Ironie, dass sowohl Vater als auch Sohn durch die verdammten Kohlenbergwerke ums Leben gekommen wären.

SiebettetenDiamondneben den Gräbern seiner Eltern, deren Hügel längst eingesunken waren, zur letzten Ruhe. Nacheinander lasen einige Leute Abschnitte aus der Bibel vor, und es wurden reichlich Tränen vergossen. Oz stand mitten zwischen ihnen und verkündete, dass sein mehrfach getaufter Freund ganz sicher einen Platz im Himmel hätte. Louisa warf einen Strauß getrockneter Wildblumen ins Grab, trat zurück, wollte etwas sagen, brachte dann aber kein Wort hervor.

Cotton hielt eine schöne Trauerrede für seinen jungen Freund und zitierte einige Passagen eines Geschichtenerzählers, den er, wie er hervorhob, besonders schätzte: Jimmy »Diamond« Skinner. »Auf seine eigene Art und Weise«, sagte Cotton, »hat er viele der besten Erzähler der Gegenwart in den Schatten gestellt.«

Lousprach ein paar leise Worte, mehr an ihren Freund gerichtet, welcher nun tief unter der frisch aufgeworfenen Erde, die so süß und würzig roch und ihr dennoch Übelkeit verursachte, in der Holzkiste lag. Aber Diamond lag nicht zwischen diesen Brettern aus Zedernholz, sagte sich Lou. Er weilte nun an einem Ort hoch über den Bergen. Dort war er bei seinem Vater und sah endlich seine Mutter zum ersten Mal. Bestimmt war er glücklich dort. Lou hob die Hand, winkte zum Himmel und verabschiedete sich auf diese Weise noch einmal von einem Menschen, der ihr unendlich viel bedeutet hatte und der nun für immer von ihr gegangen war.

Ein paar Tage nach der Beerdigung waren Lou und Oz zu Diamonds Haus gewandert und hatten sich einen Überblick über seine Besitztümer verschafft. Lou sagte, Diamond hätte ganz sicher gewollt, dass Oz das Vogelskelett und die Patrone aus dem Bürgerkrieg bekäme, wie auch die steinerne Pfeilspitze und das primitive Fernrohr.

»Aber was kriegst du?«, fragte Oz, während er seine Erbstücke betrachtete.

Lou öffnete die Schachtel und holte das Stück Kohle heraus, in dem angeblich ein Diamant steckte. Sie nahm sich vor, den Kohlenbrocken sorgfältig abzutragen, Stück für Stück, ganz gleich, wie lange es dauerte, bis der funkelnde Kern frei lag, und dann würde sie ihn zu Diamond ins Grab legen. Als sie das kleine Stück Holz ganz hinten im Baumhaus liegen sah, ahnte sie, um was es sich handelte, noch ehe sie es aufhob. Es war eine geschnitzte, noch unfertige Arbeit, ein Stück Hickoryholz in Herzform. Auf einer Seite war der Buchstabe »L« eingeschnitten, auf der anderen Seite ein fast fertiges »D«. Diamond Skinner hatte also doch schreiben können; zumindest wusste er, was die Buchstaben bedeuteten. Lou steckte das Holzstück und die Kohle ein, stieg vom Baum herunter und hörte nicht auf zu rennen, bis sie zu Hause war.

Sie hatten natürlich den treuen Jeb adoptiert, und er schien sich bei ihnen recht wohl zu fühlen, obgleich er manchmal ziemlich deprimiert wirkte und nach seinem alten Herrchen winselte. Doch auch ihm schienen die Ausflüge zu gefallen, die Lou und Oz zu Diamonds Grab unternahmen, und auf geheimnisvolle Weise, wie bei vielen Hunden, begann er stets zu jaulen und wild umherzuspringen, sobald sie sich dem Grab näherten. Lou und Oz streuten trockenes Laub auf den Grabhügel und saßen zusammen und unterhielten sich mit Diamond und miteinander und erzählten sich die spaßigen Dinge, die der Junge getan oder gesagt hatte, und von beidem gab es so viel, dass ihnen niemals der Gesprächsstoff ausging. Danach wischten sie sich die Tränen aus den Augen und kehrten nach Hause zurück, überzeugt, dass sein Geist frei und ungebunden um seinen geliebten Berg schwebte, das Haar zerzaust wie eh und

je, sein Lachen strahlend und die Füße nackt wie immer. Diamond Skinner hatte keinerlei materiellen Besitz gehabt, und doch war er der glücklichste Mensch gewesen, den Lou je gekannt hatte. Er und Gott würden zweifellos sehr gut miteinander auskommen.

Sie bereiteten sich auf den Winter vor, indem sie die Werkzeuge mit dem Wetzstein und der Feile schärften, die Ställe ausmisteten und den Mist auf den gepflügten Feldern verteilten. In einem Punkt hatte Louisa freilich nicht Recht behalten, denn Lou hatte sich noch immer nicht mit dem Geruch von Mist anfreunden können. Sie brachten das Vieh in den Stall, versorgten es mit Futter und Wasser, melkten die Kühle und erledigten ihre anderen Arbeiten, die ihnen jetzt so natürlich und selbstverständlich vorkamen wie das Atmen. Sie trugen Krüge voll Milch und Butter und Gläser mit Salz- und Essigmüse und eingemachtes Sauerkraut und Bohnen in den teilweise unterirdisch gelegenen Kühlraum, der dicke Wände aus Holzbohlen hatte, abgedichtet und stellenweise grob verputzt. Dort, wo Lehm herausgebrockelt war, hatte man sie mit Papier ausgebessert. Und sie führten alle notwendigen Reparaturen aus, die auf einer Farm anfielen.

Die Schule begann, und so wie sein Vater es prophezeit hatte, war von Billy Davis nichts zu sehen. Niemand verlor ein Wort darüber; es war, als hätte der Junge nie existiert. Doch Lou ertappte sich von Zeit zu Zeit dabei, wie sie an ihn dachte, und sie hoffte, dass es ihm gut ging.

Als sie an einem späten Herbstabend ihre Arbeiten erledigt hatten, schickte Louisa Lou und Oz zum Bach hinunter, der am südlichen Rand des Anwesens plätscherte, damit sie Kugeln von den Platanen holten, die dort zahlreich gediehen. Diese Kugeln hatten spitze Stacheln, doch Louisa erklärte den Kin-

dern, dass sie die Kugeln als Weihnachtsschmuck verwenden wolle. Bis Weihnachten dauerte es zwar noch einige Zeit, doch Lou und Oz taten wie geheißen.

Als sie zurückkamen, sahen sie zu ihrer Überraschung Cottons Automobil vor dem Haus stehen. Das Haus selbst war dunkel, und sie öffneten vorsichtig die Tür, unsicher, was sie vorfinden würden. Es wurde schlagartig hell, als Louisa und Eugene die schwarzen Tücher von den Laternen wegnahmen, und sie und Cotton riefen mit fröhlichen Stimmen: »Herzlichen Glückwunsch zum Geburtstag!« Und es war tatsächlich ihrer beider Geburtstag, denn Lou und Oz waren am gleichen Tag geboren, im Abstand von fünf Jahren, wie Amanda in einem ihrer Briefe an Louisa geschrieben hatte. Lou gehörte jetzt offiziell zu den Teenagern, während Oz das reife Alter von acht Jahren erreicht hatte.

Ein Erdbeerkuchen stand auf dem Tisch, dazu eine Kanne mit heißem Apfelwein. Zwei kleine Kerzen steckten in dem Kuchen, und Oz und Lou bliesen sie gemeinsam aus. Louisa holte die Geschenke hervor, an denen sie die ganze Zeit an ihrer Singer-Nähmaschine gearbeitet hatte: ein Kleid aus einem Schrotsack für Lou, das ein hübsches rot-grünes Blumenmuster hatte, und eine elegante Jacke, eine Hose und ein weißes Hemd für Oz, alle aus Kleidungsstücken geschneidert, die von Cotton stammten.

Eugene hatte zwei Pfeifen für sie geschnitten, die unterschiedliche Töne erzeugten, damit sie sich untereinander verständigen konnten, wenn sie sich in einem dichten Wald befanden oder weit entfernt voneinander auf dem Feld arbeiteten. Die Berge würden das Echo bis zur Sonne und zurück tragen, erklärte Louisa ihnen. Sie bliesen so kräftig in die Pfeifen, dass es in ihren Lippen kitzelte und sie vergnügt kicherten.

Cotton schenkte Lou ein Buch mit Gedichten von Walt Whitman. »Er ist meinem Vorfahren überlegen auf dem Gebiet der Poesie, wie ich zu meinem Bedauern zugeben muss«, sagte er. Und dann holte er etwas aus einem Karton, das Oz den Atem verschlug. Die Baseballhandschuhe waren von perfekter Schönheit, sorgfältig gefettet, genau richtig abgewetzt, nach Leder, Schweiß und Sommergras duftend und ganz offensichtlich Objekte unzähliger und heiliger Kindheitsträume. »Die haben mir gehört, als ich noch ein Junge war«, sagte Cotton. »Aber ich muss zu meiner nicht geringen Schande zugeben, dass ich zwar kein besonders guter Anwalt bin, aber als Anwalt immer noch weitaus besser denn als Baseballspieler. Zwei Handschuhe, für dich und für Lou. Und natürlich auch für mich, falls du bereit bist, von Zeit zu Zeit mit meinen ziemlich begrenzten sportlichen Fähigkeiten vorlieb zu nehmen.«

Oz erwiderte, es würde ihm eine besondere Ehre sein, und drückte sich die Handschuhe geradezu zärtlich an die Brust. Dann aßen sie von dem Kuchen und tranken den Apfelwein. Anschließend probierte Oz seinen neuen Anzug an, der ihm perfekt passte und in dem er beinahe wie ein kleiner Rechtsanwalt aussah. Louisa hatte weitsichtig besonders breite Säume genäht, damit der Junge ruhig noch ein wenig wachsen konnte, was sich mittlerweile fast täglich beobachten ließ. Solcherart ausstaffiert, nahm Oz seine Baseballhandschuhe und seine Pfeife und ging alles seiner Mutter zeigen. Kurze Zeit später hörte Lou seltsame Laute und Geräusche aus Amandas Zimmer. Als sie nachschauen ging, sah sie Oz auf einem Hocker stehen, ein Laken um die Schultern, einen Baseballhandschuh wie eine Krone auf dem Kopf und einen langen Stock in der Hand.

»Und der große, tapfere Oz, der jetzt nicht mehr der ängstli-

che Löwe war, erschlug alle Drachen und rettete alle Mommys, und danach lebten sie alle glücklich und zufrieden in Virginia.« Er nahm seine Krone aus gefettetem Leder ab und verneigte sich mehrmals. »Vielen Dank, meine treuen Untertanen, gern geschehen.«

Dann setzte Oz sich neben seine Mutter, nahm ein Buch vom Nachttisch und schlug es an einer Stelle auf, die mit einem Streifen Papier gekennzeichnet war. »Also, Mom«, sagte Oz, »jetzt kommt die unheimliche Stelle, aber reg dich nicht auf, denn die Hexe frisst die Kinder gar nicht.« Er rutschte dicht an sie heran, legte einen ihrer Arme um seine Taille und begann, mit großen Augen die unheimliche Stelle vorzulesen.

Lou kehrte in die Küche zurück, setzte sich in ihrem neuen Kleid, das ihr ebenfalls perfekt passte, an den Tisch und las beim warmen Licht der Petroleumlampe die wundervollen Worte Whitmans. Es wurde so spät, dass Cotton sich zum Bleiben entschloss und sich vor dem Kohlenfeuer zum Schließen zusammenrollte. Und so ging ein weiterer schöner Tag auf dem Berg zu Ende.

KAPITEL 32

Ohne dass Louisa oder Eugene Bescheid wussten, nahm Lou eine Laterne und Zündhölzer und ritt mit Oz auf Sue zum Bergwerk hinunter. Lou sprang ab, doch Oz blieb auf dem Pferd sitzen und starnte auf die Stollenöffnung, als wäre sie der Eingang zur Hölle. »Ich geh da nicht rein«, verkündete er.

»Dann warte hier draußen«, entgegnete seine Schwester.

»Warum willst du da hinein? Nach dem, was mit Diamond passiert ist? Am Ende fällt dir noch der Berg auf den Kopf, und das tut bestimmt ganz schön weh.«

»Ich will wissen, was die Männer vorhaben, die Diamond gesehen hat.«

Lou zündete die Laterne an und verschwand im Stollen. Oz wartete in der Nähe des Eingangs. Ging erst ein paar Schritte nervös auf und ab, rannte Lou dann hinterher und holte sie rasch ein.

»Ich dachte, du wolltest nicht mit«, meinte Lou.

»Ich bin dir nur nachgelaufen, weil du Angst haben kannst«, erwiderte Oz, wobei er sich an seine Schwester klammerte.

Sie gingen weiter und fröstelten wegen des kalten Luftzugs, aber auch vor Angst. Lou schaute sich um und entdeckte neu eingesetzte Stützbalken an den Wänden und der Decke des Stollens. Auf den Wänden befanden sich auch Markierungen in weißer Farbe. Ein lautes Zischen drang aus der Tiefe des Gangs zu ihnen.

»Eine Schlange?«, fragte Oz.

»Wenn ja, ist sie mindestens so groß wie das Empire State

Building. Komm schon.« Sie eilten weiter, und das Geräusch wurde mit jedem Schritt lauter. Sie bogen um eine Ecke, und das Zischen wurde fast ohrenbetäubend. Es hörte sich an, als würde irgendwo unter hohem Druck Dampf entweichen. Eine weitere Biegung folgte; dann rannten sie ein Stück und gelangten an einen letzten Knick, wo sie abrupt stehen blieben.

Die Männer trugen Schutzhelme und hatten batteriebetriebene Lampen dabei. Ihre Gesichter waren hinter Schutzmasken verborgen. Im Boden des Stollens klaffte ein Loch, in dem ein dickes Stahlrohr verschwand. Eine Maschine, die wie eine Pumpe aussah, war mit Schläuchen an das Rohr angeschlossen und erzeugte das Zischen, das Lou und Oz anfangs gehört hatten. Die Männer mit den Masken drängten sich um das Loch, bemerkten die Kinder aber nicht. Lou und Oz zogen sich langsam zurück; dann machten sie kehrt und rannten. Und prallten mit Judd Wheeler zusammen. Sie wichen ihm aus und hetzten weiter.

Kurz darauf tauchten Lou und Oz aus dem Stollen auf. Lou war mit einem Satz auf Sues Rücken, doch Oz – offenbar nicht bereit, sein Überleben von etwas so Langsamem wie einem Pferd abhängig zu machen – sauste wie eine Rakete an Schwester und Pferd vorbei. Lou rammte Sue ihre Schuhe in die Rippen und folgte ihrem Bruder, holte jedoch kein bisschen zu dem Jungen auf, denn Oz war plötzlich schneller als ein Auto.

Cotton, Louisa, Lou und Oz saßen am Küchentisch und hielten Kriegsrat.

»Ihr wart wohl verrückt, in das Bergwerk zu gehen«, schimpfte Louisa.

»Sonst hätten wir aber die Männer nicht entdeckt«, hielt Lou dagegen.

Louisa biss die Zähne zusammen, gab ihr innerlich aber widerstrebend Recht. »Geht jetzt«, sagte sie dann. »Cotton und ich haben einiges zu bereden.«

Nachdem Lou und Oz gegangen waren, blickte Louisa Cotton an.

»Was halten Sie davon?«, fragte sie.

»So wie Lou es beschrieben hat, vermute ich, dass sie nach Erdgas und nicht nach Öl suchten. Und dass sie was gefunden haben.«

»Was sollen wir machen?«

»Diese Männer halten sich ohne Ihre Erlaubnis auf Ihrem Grund und Boden auf- und sie wissen, dass *wir* es wissen. Ich glaube, die werden sich in Kürze bei Ihnen melden.«

»Ich verkauf mein Land nicht, Cotton.«

Cotton schüttelte den Kopf. »Nein, aber Sie könnten die Abbaurechte verkaufen. Und das Land behalten. Bei Gas ist es anders als bei Kohle. Denn Land muss nicht zerstört werden.«

Louisa schüttelte stur den Kopf. »Wir hatten 'ne gute Ernte. Wir brauchen von niemandem Hilfe.«

Cotton senkte den Blick und wählte seine Worte äußerst sorgfältig. »Louisa, ich hoffe von ganzem Herzen, dass Sie uns alle überleben. Aber wenn die Kinder die Farm erben sollten, solange sie noch minderjährig sind, werden sie es sehr schwer haben.« Er hielt inne und fügte leise hinzu: »Und Amanda braucht wahrscheinlich eine ganz besondere Pflege.«

Louisa pflichtete ihm mit der Andeutung eines Kopfnickens bei.

Später brachte sie Cotton zum Wagen und schaute ihm nach, als er wegfuhrt und Oz und Lou lachend hinter dem Automobil herrannten und Eugene in der Scheune damit beschäftigt war, Werkzeuge zu reparieren. Dies war ihre Welt – eine scheinbar

heile Welt, doch es war ein trügerischer Eindruck, wie sie sehr wohl wusste. Die Sorgen ließen sich nicht so leicht verdrängen, und Louisas Gesicht nahm einen gequälten Ausdruck an, als sie sich Halt suchend an die Tür lehnte.

Die Männer von Southern Valley erschienen bereits am nächsten Nachmittag.

Louisa öffnete die Tür. Vor ihr stand Judd Wheeler, neben ihm ein kleiner Mann mit Schlangenaugen und einem ölichen Lächeln. Er trug einen eleganten dreiteiligen Anzug.

»Miss Cardinal, ich heiße Judd Wheeler. Ich arbeite für die Southern Valley Coal & Gas. Das ist Hugh Miller, der Vizepräsident der Southern.«

»Und Sie wollen mein Erdgas?«, fragte Louisa geradeheraus.

»Ja, Ma'am«, erwiderte Wheeler.

»Nun, dann trifft es sich gut, dass grade mein Anwalt da ist«, sagte sie und schaute zu Cotton, der aus Amandas Zimmer kam und die Küche betrat.

»Miss Cardinal«, sagte Hugh Miller, während sie sich setzten, »ich halte nichts davon, wie die Katze um den heißen Brei herumzureden. Wie ich hörte, haben Sie einige zusätzliche familiäre Pflichten übernommen, und ich weiß, wie schwierig so etwas sein kann. Deshalb ist es mir eine Freude, Ihnen ... einhunderttausend Dollar für Ihr Anwesen bieten zu können. Und ich habe den Scheck und die Verträge gleich mitgebracht. Sie brauchen nur zu unterschreiben.«

Louisa hatte in ihrem ganzen Leben nie mehr als fünf Dollar auf einmal in der Hand gehabt, daher war »Du meine Güte!« alles, was sie hervorbrachte.

»Nur um keine Missverständnisse aufkommen zu lassen«, sagte Cotton, »damit würde Louisa ausschließlich die Schürf-

rechte verkaufen.«

Miller lächelte und schüttelte den Kopf. »Ich fürchte, für diese Summe wollen wir auch das Land.«

»Und genau das werd ich nich' zulassen«, sagte Louisa.

Cotton ergriff wieder das Wort. »Warum kann sie nicht nur die Schürfrechte veräußern? Das ist hier oben so üblich.«

»Wir haben umfangreiche Pläne, was das Land betrifft. Der Berg wird eingeebnet, es werden Straßen gezogen, und wir wollen sämtliche technischen Einrichtungen für Förderung, Produktion und Transport bauen. Außerdem planen wir die längste Pipeline außerhalb von Texas. Wir suchen schon seit einiger Zeit nach einem geeigneten Gelände. Und hier ist es schlichtweg ideal. Es gibt nichts, was dagegen spräche.«

Louisa musterte ihn mit finsterer Miene. »Nur dass ich es Ihnen nicht verkaufe. Sie werden dieses Land nicht zerstören, wie Sie's überall sonst getan haben.«

Miller beugte sich vor. »Diese Region stirbt allmählich, Miss Cardinal. Das Holz geht zur Neige. Die Bergwerke werden stillgelegt. Die Leute finden keine Jobs mehr. Welchen Nutzen haben die Berge, wenn man nicht versucht, sie den Menschen dienlich zu machen? Sie geben nicht mehr her als Steine und Bäume.«

»Ich hab ein Stück Papier, auf dem steht, dass dieses Land mir gehört, aber im Grunde kann's gar nicht sein, dass die Berge jemandem gehören. Ich hüte sie nur. Und sie schenken mir alles, was ich brauche.«

Miller schaute sich prüfend um. »Alles, was Sie brauchen? Sie haben hier oben weder Elektrizität noch ein Telefon. Und ich denke, als gottesfürchtige Frau sehen Sie ein, dass der Herr uns Verstand gegeben hat, damit wir die Welt für unsere Zwecke nutzen können. Was bedeutet schon ein Berg, wenn es

auf der anderen Seite darum geht, dass Menschen ein besseres Leben führen können? So wie Sie sich verhalten, verstößen Sie gegen das, was in der Bibel steht.«

Louisa starre den Mann an, und es schien, als würde sie jeden Moment in schallendes Gelächter ausbrechen. »Gott hat diese Berge für die Ewigkeit geschaffen. Uns Menschen hat er nur für einen winzigen Zeitraum hierher gesetzt. Was schließen Sie daraus?«

Miller verdrehte verzweifelt die Augen. »Hören Sie, mein Unternehmen hat die Absicht, gewaltige Summen zu investieren, um diese Region wieder zu beleben. Wie können Sie sich dem so einfach in den Weg stellen?«

Louisa erhob sich. »So, wie ich 's immer getan habe. Auf beiden Füßen.«

Cotton folgte Miller und Wheeler zu ihrem Wagen nach draußen.

»Mr Longfellow«, sagte Miller, »Sie sollten Ihrer Mandantin gut zureden, unser Angebot anzunehmen.«

Cotton schüttelte den Kopf. »Wenn Louisa Mae Cardinal einmal einen Entschluss gefasst hat, können Sie sie ebenso wenig umstimmen, wie Sie verhindern können, dass jeden Tag die Sonne aufgeht.«

»Aber vergessen Sie nicht, dass die Sonne auch wieder untergeht«, sagte Miller.

Nachdenklich schaute Cotton dem Wagen nach, in dem die Männer von der Southern Valley die Farm verließen.

Die kleine Kirche stand auf einer Wiese, ein paar Meilen von der Cardinal-Farm entfernt. Sie war aus roh behauenen Holzbalken erbaut, verfügte über einen kleinen Turm, ein schlichtes Fenster aus einfachem Glas und war von bezauberndem Char-

me. Es war Zeit für einen durch und durch bodenständigen Gottesdienst, und Cotton hatte Lou, Oz und Eugene dorthin gefahren. Sie nannten den Gottesdienst »bodenständig«, weil es – wie Cotton erklärte – beim anschließenden Kirchfest keine Tische und Stühle gab, sondern nur Decken, Laken und Planen. Im Grunde sei es nichts anderes als ein ausgiebiges Picknick, das als Kirchgang getarnt war.

Lou hatte angeboten, bei Amanda zu bleiben, damit Louisa an dem Ereignis teilnehmen konnte, aber die alte Frau wollte nichts davon wissen. »Ich les in der Bibel, ich bete zu Gott, aber ich brauch mich nicht mit anderen Leuten zusammenzusetzen und mit ihnen zu singen, um meinen Glauben zu beweisen.«

»Warum soll ich denn hingehen?«, fragte Lou.

»Weil 's nach der Kirche ein Abendessen gibt, und die Speisen dort sind nicht zu übertreffen«, erwiderte Louisa lächelnd.

Oz hatte seinen Anzug angezogen und Lou ihr neues Kleid und dicke braune Strümpfe, die durch Gummibänder gehalten wurden, während Eugene zu einem sauberer weißen Oberhemd den Hut trug, den Lou ihm geschenkt hatte. Es waren auch ein paar Neger gekommen, unter ihnen eine zierliche junge Frau mit ausdrucksvollen Augen und wunderschöner glatter Haut, mit der Eugene sich lange angeregt unterhielt. Cotton erklärte, dass es in dieser Gegend nur wenige Neger gäbe und dass man deshalb keine eigene Kirche für sie habe. »Und darüber bin ich sogar sehr froh«, fuhr er fort. »Das ist hier im Süden sehr ungewöhnlich. In den Städten hingegen dürften die Vorurteile trotz allem ziemlich ausgeprägt sein.«

»Wir haben in Dickens ein Schild mit der Aufschrift ›Nur für Weiße‹ gesehen«, sagte Lou.

»Das wundert mich nicht«, sagte Cotton. »Aber in den Bergen

ist es anders. Ich will gar nicht behaupten, dass die Menschen hier oben Heilige sind, denn das sind sie ganz bestimmt nicht, aber das Leben ist hart, und die Leute versuchen, mit allem zurechtkommen. Dabei bleibt ihnen nicht viel Zeit, sich über Dinge den Kopf zu zerbrechen, von denen sie ohnehin lieber die Finger lassen sollten.« Er deutete auf die erste Bankreihe und meinte: »Das heißtt, ausgenommen George Davis und ein paar andere.«

Lou nahm schockiert zur Kenntnis, dass George Davis in der ersten Bank saß. Er trug saubere Kleidung, sein Haar war gekämmt, und er hatte sich rasiert. Lou musste sich widerstrebend eingestehen, dass er wirklich gut aussah. Aber von seiner Familie war niemand mitgekommen. Er hatte den Kopf im Gebet gesenkt. Ehe der Gottesdienst begann, wollte Lou von Cotton wissen, wie dieses Spektakel zu verstehen wäre.

»George Davis kommt fast immer zu den Gottesdiensten«, sagte er, »doch er bleibt nie zum Essen. Und er bringt auch niemals seine Familie mit. So ist er nun mal. Ich habe früher gehofft, dass er herkommt und betet, weil er spürt, dass er für manche Dinge um Vergebung bitten muss. Inzwischen aber glaube ich, dass sein Erscheinen rein praktische Gründe hat. Er ist ein ziemlich berechnender Kerl.«

Lou beobachtete, wie Davis betete, als hätte er Gott im Herzen, während in Wirklichkeit seine Familie allein und in Lumpen und Angst zu Hause saß und womöglich verhungert wäre, wenn da nicht Louisa Cardinal mit ihrem übergroßen Herzen gewesen wäre. Angesichts eines solchen Widerspruchs konnte Lou nur den Kopf schütteln. »Egal, was Sie tun«, sagte sie dann zu Cotton, »stellen Sie sich bloß nicht in die Nähe dieses Mannes.«

Cotton musterte sie verwirrt. »Weshalb nicht?« »Sie könnten

vom Blitz getroffen werden.« Dann lauschten sie stundenlang dem Prediger, saßen sich auf den harten Eichenbänken den Hintern wund und hatten angesichts der aufdringlichen Geruchsmischung aus Seife, Maiglöckchenparfüm und den schärferen Ausdünstungen all jener, die sich nicht die Mühe gemacht hatten, sich vor diesem Ereignis zu waschen, große Mühe, ein Niesen zu unterdrücken. Oz nickte zweimal ein, und Lou musste ihm jedes Mal einen heftigen Rippenstoß versetzen, um ihn zu wecken. Cotton sprach ein persönliches Gebet für Amanda, worüber Lou und Oz sich aufrichtig freuten. Es schien jedoch, als wären sie in den Augen des ziemlich feisten Baptistenpredigers allesamt für die Hölle bestimmt. Jesus hätte für sie sein Leben hingegeben, meinte er, und sie wären ein jämmerlicher Haufen – er selbst eingeschlossen. Sie wären zu nichts anderem gut als zum Sündigen und dazu, Gott zu vernachlässigen. Dann kam der heilige Mann erst richtig in Fahrt, sodass alle Anwesenden nach kurzer Zeit den Tränen nahe waren oder zumindest zu zittern anfingen, als ihnen ihre völlige Nutzlosigkeit und die unendliche Schuld ihrer sündigen Seelen bewusst gemacht wurde. Danach ließ der Geistliche den Kollektenteller herumgehen und bat, ungeachtet ihrer Sündigkeit und absoluten Nutzlosigkeit, höflich um das Geld all der feinen Leute, die sich dort versammelt hatten.

Nach dem Gottesdienst strömten alle nach draußen. »Mein Vater ist Pastor in Massachusetts«, sagte Cotton, als sie die Kirchenstufen hinunterstiegen. »Und auch er hat eine besondere Vorliebe für solche Feuer-und-Schwefel-Predigten. Eins seiner Idole war Cotton Mather, nach dem ich meinen seltsamen Namen habe. Und ich weiß auch, dass mein Vater tief enttäuscht war, als ich ihm nicht auf die Kanzel folgte. Aber so ist das Leben. Ich hatte nicht den inneren Antrieb, mich in die

Dienste des Herrn zu stellen. Ich wollte nicht ins Predigerfach oder ein bestenfalls halbherziger Seelenhirte werden, nur um meinem Vater zu gefallen. Ich bin wirklich kein Fachmann in diesen Dingen, aber ich denke, dass jeder es irgendwann leid ist, durch die Dornen geschleift zu werden, nur um sich anschließend die Taschen von einer heiligen Hand ausräumen zu lassen.« Cotton lächelte verschmitzt, als er verfolgte, wie die Kirchgänger sich von den Speisen bedienten. »Aber ich denke, es ist ein fairer Preis, den man zahlt, um all diesen köstlichen Genüssen frönen zu können.«

Die Speisen gehörten tatsächlich zum Besten, was Lou und Oz jemals gegessen hatten: gebackenes Huhn, mit Zucker konservierter Virginia-Schinken, Kohlwickel mit Speck, Maismehlpfannkuchen, mit zerlassener Butter übergossen, geröstetes Brot, Gemüseauf läufe, Bohneneintöpfe und warme Obstkomposte – alles ohne Zweifel nach heiligen und eifersüchtig geheim gehaltenen Familienrezepten zubereitet. Die Kinder aßen, bis sie nicht mehr konnten, und legten sich dann unter einen Baum, um sich auszuruhen.

Cotton saß auf einer Kirchentreppe, nagte an einem Hühnerbein, hatte eine Tasse heißen Apfelwein neben sich stehen und genoss den Frieden dieses idyllischen Picknicks, als die Männer erschienen. Es waren Farmer mit kräftigen Armen und breiten Schultern. Ihre Finger waren gekrümmmt, als würden sie immer noch mit Hacke oder Sense arbeiten, schwere Wassereimer schleppen oder pralle Euter melken.

»’n Abend, Buford«, sagte Cotton und nickte einem der Männer zu, der sich aus der Gruppe löste und den Hut abnahm. Cotton kannte Buford Rose als fleißigen Arbeiter, der schon lange in dieser Gegend lebte und allgemein hohes Ansehen genoss. Seine Farm war klein, aber bestens geführt. Er war

nicht so alt wie Louisa, aber seine besten Jahre lagen schon einige Zeit hinter ihm. Er machte keine Anstalten, das Wort zu ergreifen, sondern starrte auf seine abgetragenen Schuhe. Cotton ließ den Blick über die anderen Männer schweifen. Die meisten kannte er, weil er ihnen bei diversen juristischen Problemen behilflich gewesen war, vorwiegend Vertrags-, Nachlass- oder Grundsteuer-Angelegenheiten. »Habt ihr etwas auf dem Herzen?«, fragte er.

Buford räusperte sich. »Die Kohlenleute waren bei uns, Cotton. Haben mit uns übers Land gesprochen. Genau genommen übers Verkaufen.«

»Wie ich hörte, machen sie anständige Angebote«, sagte Cotton.

Buford blickte nervös zu seinen Gefährten, während seine Finger die Krempe seines Hutes kneteten. »Na ja, so weit sind die Verhandlungen noch nicht. Wissen Sie, die Leute wollen unser Land nicht kaufen, wenn Louisa ihres nich' verkauft. Sie sagen, es hätt damit zu tun, wo das Gas unter der Erde ist und so. Ich versteh nichts davon, aber das in etwa ha'm sie gesagt.«

»Dieses Jahr hat es eine reiche Ernte gegeben«, sagte Cotton. »Das Land hat es mit allen gut gemeint. Vielleicht braucht ihr gar nicht zu verkaufen.«

»Was ist nächstes Jahr?«, fragte ein Mann, der jünger war als Cotton, aber mindestens zehn Jahre älter aussah. Er gehörte zu einer Familie, deren Farm schon seit drei Generationen bestand, und machte im Augenblick keinen allzu glücklichen Eindruck. »Ein gutes Jahr macht kaum drei schlechte wett.«

»Warum will Louisa nicht verkaufen, Cotton?«, fragte Buford. »Sie ist älter als ich, und ich bin am Ende meiner Kräfte, und mein Junge hat keine Lust weiterzumachen. Und was Louisa angeht – sie muss doch die Kinder und die kranke Frau versor-

gen. Ich kann nicht begreifen, dass sie nicht verkaufen will.«

»Hier ist ihre Heimat, Buford. Genauso wie Ihre. Und es ist allein Louisas Entschluss. Den brauchen wir nicht zu begreifen, den müssen wir respektieren.«

»Aber können Sie nicht mal mit ihr reden?«

»Sie hat ihre Entscheidung getroffen. Es tut mir leid.«

Die Männer starrten ihn wortlos an, und es war deutlich zu erkennen, dass diese Antwort keinem von ihnen besonders gefiel. Schließlich machten sie kehrt und entfernten sich, und zurück blieb ein sehr besorgter und nachdenklicher Cotton Longfellow.

Oz hatte seinen Ball und seine Handschuhe zum Kirchenpicknick mitgebracht, und er warf zuerst mit Lou und danach mit ein paar anderen Jungen. Die Männer beobachteten staunend seine Fertigkeit und meinten, Oz hätte einen Wurf, wie sie ihn noch nie gesehen hätten. Dann kam Lou an einer Gruppe Kinder vorbei, die sich über den Tod von Diamond Skinner unterhielten.

»Dämlich wie ein Maultier, sich so in die Luft sprengen zu lassen«, meinte ein Junge mit dicken Backen, den Lou nicht kannte.

»Rennt dieser Heini tatsächlich in 'nen Stollen, in dem 'ne Dynamitpatrone mit brennender Zündschnur liegt«, sagte ein anderer. »Mein Gott, was für ein Blödmann.«

»Er war doch nie in der Schule«, meinte ein Mädchen mit dunklem, zu Korkenzieherlocken gekräuseltem Haar. Dazu trug sie einen teuren, breitkrempigen Hut mit einem farbigen Band und ein ähnlich teures Rüschenkleid. Lou wusste, dass sie Charlotte Ramsey hieß und ihre Eltern keine Farm hatten, sondern eins der kleinen Kohlebergwerke besaßen und ziemlich wohlhabend waren. »Wahrscheinlich hat der arme Teufel es

nicht besser gewusst.«

Lou drängte sich in die Gruppe hinein. Seit sie in den Bergen lebte, war sie deutlich gewachsen und überragte sämtliche anderen Kinder, obgleich sie nahezu genauso alt waren wie sie.

»Er ist in den Stollen gerannt, um seinen Hund zu retten«, sagte Lou.

Der Junge mit den dicken Wangen lachte. »Er hat tatsächlich sein Leben riskiert, um 'nen Köter zu retten? Mein Gott, der Kerl war wirklich selten dämlich.«

In diesem Moment traf ihn Lous Faust, und der Junge saß plötzlich auf dem Boden und hielt eine seiner dicken Wangen, die bald noch ein bisschen dicker werden sollte. Lou machte wortlos kehrt und stolzierte hoch erhobenen Hauptes davon.

Oz hatte gesehen, was passiert war, holte seinen Ball und die Handschuhe und lief hinter seiner Schwester her. Er sagte nichts, ging bloß schweigend neben Lou her und wartete ab, dass ihre Wut verrauchte. Diese Situation war nicht neu für ihn. Der Wind wurde frischer, und Wolken türmten sich auf, als ein Gewitter über die Berge heranzog.

»Gehn wir den ganzen Weg nach Hause zu Fuß, Lou?«

»Du kannst ja umkehren und mit Cotton und Eugene fahren, wenn du willst.«

»Weiβt du, Lou, so schlau, wie du bist, brauchst du die Leute nicht zu verprügeln. Du kannst sie mit Worten schlagen.«

Sie warf ihm einen Seitenblick zu und musste unwillkürlich über seine Bemerkung lachen. »Seit wann bist du so vernünftig?«

Oz überlegte einen Moment. »Seit ich acht geworden bin.«

Sie gingen weiter.

Oz hatte die Handschuhe mit einer Schnur aneinander gebunden und sie sich um den Hals gehängt. Mit einer Hand warf

er den Ball in die Luft und fing ihn mit der anderen hinter dem Rücken wieder auf. Er warf ihn erneut hoch, fing ihn aber diesmal nicht, und der Ball landete auf der Erde.

George Davis war lautlos wie ein bedrohlicher Nebel aus dem Wald hervorgekommen. Trotz seiner schmucken Kleidung und seines sauberen, rasierten Gesichts war für Lou die abgrundtief böse Ausstrahlung dieses Mannes kein bisschen geringer geworden. Oz zog sofort eingeschüchtert den Kopf ein, Lou jedoch reckte mutig das Kinn vor. »Was wollen Sie?«

»Ich weiß über diese Gas-Leute Bescheid. Wird Louisa verkaufen?«

»Das ist allein ihre Angelegenheit.«

»Nein, auch meine! Ich wette, auf meinem Land gibt's auch Gas.«

»Warum verkaufen Sie es dann nicht?«

»Die Straße zu meinem Land führt über Louisas Farm. Die Leute kommen nicht bis zu mir, wenn sie nicht verkauft.«

»Tja, das ist Ihr Problem«, sagte Lou und verkniff sich ein Lächeln, weil ihr der Gedanke kam, dass Gott es diesem Mann endlich heimzuzahlen schien.

»Sag Louisa, dass sie lieber verkaufen soll, wenn sie weiß, was gut für sie ist. Sag ihr das!«

»Sie sollten uns lieber in Ruhe lassen.«

Davis hob die Hand. »Du freches Gör!«

Blitzschnell packte eine Hand Davis' Arm und hielt ihn fest. Cotton stand da und funkelte den Mann drohend an.

Davis riss den Arm los und ballte die Hand zur Faust. »Jetzt biste fällig, Rechtsverdreher!«

Davis schlug zu. Cotton fing die Faust mit der Hand auf und bremste den Schlag. Und diesmal konnte Davis sich nicht aus dem Griff des Mannes lösen, obgleich er es mit aller Kraft

versuchte.

Als Cotton wieder das Wort ergriff, lag in seinen Worten eine Ruhe und Härte, die bei Lou ein angenehmes Frösteln erzeugte. »Ich habe auf dem College amerikanische Literatur studiert. Aber ich war auch Kapitän der Boxriege. Wenn Sie jemals wieder die Hand gegen diese Kinder erheben, kriegen Sie die schlimmste Tracht Prügel Ihres Lebens.«

Cotton ließ die Faust los, und Davis wich zurück, offensichtlich eingeschüchtert von der ruhigen Stimme und der kräftigen Hand seines Gegners.

»Er will, dass Louisa ihre Farm verkauft, damit er auch sein Land verkaufen kann, Cotton. Er verlangt es von ihr«, sagte Lou.

»Sie will nicht verkaufen«, erklärte Cotton mit Nachdruck. »Weiter gibt es nichts dazu zu sagen.«

»Es kann viel passieren, einen dazu zu bringen, seine Meinung zu ändern.«

»Wenn das eine Drohung ist, können wir 's dem Sheriff melden. Es sei denn, Sie sagen gleich hier, was Sie vorhaben.«

Mit einem wütenden Knurren wandte George Davis sich ab und trollte sich.

Während Oz seinen Baseball aufhob, sagte Lou: »Vielen Dank, Cotton.«

KAPITEL 33

Lou saß auf der Veranda und versuchte sich darin, Strümpfe zu stopfen, doch es machte ihr keinen großen Spaß. Die Arbeit unter freiem Himmel gefiel ihr viel besser, und sie freute sich schon jetzt darauf, endlich wieder die Sonne und den Wind auf ihrer Haut zu spüren. Die Landwirtschaft hatte etwas Ordentliches, Geregeltes, das ihr sehr zusagte. In Louisas Worten, sie begann allmählich das Land zu verstehen und zu achten.

Mittlerweile wurde es mit jedem Tag kälter, und Lou trug einen dicken Pullover, den Louisa für sie gestrickt hatte. Sie hörte ein Geräusch, hob den Kopf und sah Cottons Wagen auf der Straße näher kommen. Sie winkte. Cotton sah sie ebenfalls, winkte zurück, stieg aus dem Wagen und kam zu ihr auf die Veranda. Sie blickten hinaus auf die Landschaft. »Um diese Jahreszeit ist es hier wunderschön«, stellte er fest. »Ich glaube, es gibt keinen schöneren Ort auf der Erde.«

»Warum ist mein Vater dann nie mehr hierher zurückgekommen?«

Cotton nahm den Hut ab und kratzte sich am Kopf. »Nun, ich habe schon des Öfteren von Schriftstellern gehört, die ihre Jugend an einem besonderen Ort verbrachten und dann ihr ganzes Leben lang darüber schrieben, ohne jemals an den Ort zurückzukehren, der sie zum Schreiben angeregt hat. Ich weiß nicht, Lou, vielleicht hatten sie Angst, wenn sie je zurückkehrten und diesen Ort in einem anderen Licht sähen, würde es ihnen die Kraft rauben, ihre Geschichten zu schreiben.«

»Ihnen die Erinnerungen verderben, meinen Sie?«

»So in etwa. Wie denkst du denn darüber? Wenn du nie zu

deinen Wurzeln zurückkehren dürftest, um eine große Schriftstellerin sein zu können?«

Lou brauchte nicht lange zu überlegen. »Ich finde, das ist ein viel zu hoher Preis für ein bisschen Ruhm.«

Ehe sie zu Bett ging, versuchte Lou jeden Abend wenigstens einen der Briefe zu lesen, den ihre Mutter an Louisa geschickt hatte. An einem Abend eine Woche später klemmte die Schublade, in der Lou die Briefe aufbewahrte. Sie schob die Hand hinein, um die Lade gerade zu rücken, als ihre Finger etwas streiften, das an der Unterseite der Tischplatte klebte. Sie kniete sich hin, blickte in die Schublade hinein, so gut es ging, und tastete behutsam ihren Fund ab. Einige Sekunden später zog sie einen Briefumschlag heraus, der dort festgeklebt worden war. Sie setzte sich aufs Bett und betrachtete das dünne Päckchen. Es trug außen keine Aufschrift, aber Lou fühlte das Papier, das darin steckte. Sie zog die Bögen langsam heraus. Sie waren alt und vergilbt, genauso wie der Umschlag.

Lou ließ sich auf dem Bett nach hinten sinken, las die gestochene Handschrift, und Tränen liefen ihr über die Wangen, noch ehe sie zu Ende gelesen hatte. Ihr Vater war fünfzehn Jahre alt gewesen, als er diese Zeilen geschrieben hatte, denn das Datum stand auf dem oberen Rand der Seite.

Lou ging zu Louisa, setzte sich zu ihr an den Kamin, berichtete, was sie gefunden hatte, und las ihr mit klarer Stimme den Text vor:

»Ich heiße John Jacob Cardinal, werde aber meist nur kurz Jack genannt. Mein Vater ist jetzt seit fünf Jahren tot, und meine Mutter ... nun, ich hoffe, es geht ihr gut, wo immer sie gerade sein mag. Auf einem Berg aufzuwachsen hinterlässt

seine Spuren bei allen, die den Überfluss und die Not kennen gelernt haben, die es dort beide gibt. Überdies ist das Leben hier dafür bekannt, dass es Geschichten hervorbringt, die einen belustigen, aber auch zu Tränen röhren können. Auf den nächsten Seiten erzähle ich eine Geschichte, die ich von meinem Vater kurz vor seinem Tod erfuhr. Ich habe seitdem oft über seine Worte nachgedacht, doch erst jetzt finde ich den Mut, sie niederzuschreiben. Ich erinnere mich sehr genau an die Geschichte, aber einige der Worte sind gewiss eher meine eigenen als die meines Vaters. Allerdings glaube ich, dass ich den Geist seiner Erzählung vollständig erhalten habe.

Wer immer diese Zeilen jetzt liest, ich kann ihm nur den einen Rat geben: Lies aufmerksam, denke gründlich darüber nach und bilde dir dein eigenes Urteil. Ich liebe den Berg fast genauso innig, wie ich meinen Vater liebte, doch ich weiß, dass ich eines Tages von hier weggehen werde, und sobald ich diesen Ort verlassen habe, werde ich wohl nie mehr hierher zurückkehren. Gerade dieser Einsicht wegen muss ich ausdrücklich betonen, dass ich glaube, ich könnte für den Rest meines Lebens sehr glücklich sein.«

Lou blätterte um und las Louisa die Geschichte ihres Vaters vor.

»Es war für den Mann ein langer, anstrengender Tag gewesen, obgleich er als Farmer nie andere Tage erlebt hatte. Und in dem Wissen, dass die Felder ausgedörrt waren, dass in der Vorratskammer Leere herrschte, dass die Kinder hungrten und dass seine Frau mit ihrem Leben unzufrieden war, entschloss er sich zu einem Spaziergang. Er war noch nicht weit gegangen, als er einem Geistlichen begegnete, der an einem

Tümpel auf einem Stein saß. »Du bist ein Mann der Erde«, stellte er mit sanfter, weiser Stimme fest. Der Farmer erwiderete, dass er tatsächlich seinen Lebensunterhalt verdiene, indem er die Erde beackerte, aber dieses Leben wünsche er weder seinen Kindern noch seinem ärgsten Feind. Der Prediger lud den Farmer ein, sich zu ihm auf den Stein zu setzen, also folgte er der Aufforderung und ließ sich neben dem Gottesmann nieder. Der fragte den Farmer, weshalb er nicht den Wunsch habe, dass seine Kinder dem Beispiel des Vaters folgten. Der Farmer blickte zum Himmel und tat so, als würde er nachdenken, denn sein Geist wusste genau, was sein Mund antworten würde. »Weil es das armseligste Leben ist, das man sich vorstellen kann«, sagte er.

»Aber hier ist es doch so schön«, erwiederte der Prediger. »Denke nur an die Leute in der Stadt, die dort im Elend leben. Wie kann jemand, der in dieser Luft und auf dieser Erde lebt, nur so etwas sagen?« Der Farmer entgegnete, er sei kein gelehrter Mann wie der Prediger, habe aber schon von der großen Armut in den Städten gehört, wo die Menschen sich den ganzen Tag in ihren Behausungen verkröchen, denn es gäbe keine Arbeit für sie. Oder sie lebten von der Sozialhilfe. Sie verhungerten – langsam zwar, aber sie verhungerten. Ob das nicht zuträfe, fragte der Farmer. Und der Prediger nickte. »Dann ist das ein Verhungern, ohne sich anstrengen zu müssen«, sagte der Farmer. »Ein trauriges Leben, wie es kaum ein traurigeres geben dürfte«, sagte der Gottesmann. Und der Farmer pflichtete ihm bei und sagte dann: »Ich habe auch gehört, dass es in anderen Teilen dieses Landes Farmen gibt, die so groß sind, dass ein Vogel sie an einem Tag nicht überfliegen kann.« Und der Geistliche erwiederte: »Auch das ist wahr.« Der Farmer fuhr fort: »Und wenn die Ernte auf diesen

Farmen eingefahren wird, können die Besitzer jahrelang wie Könige von dieser einen Ernte leben und den Rest verkaufen und haben stets Geld in der Tasche.« Der Prediger sagte: »Das alles trifft zu.« – »Nun, hier auf dem Berg gibt es einen solchen Ort nicht,« sagte der Farmer. »Wenn die Ernte gut ausfällt, haben wir zu essen, mehr nicht.« – »Und worauf willst du hinaus?«, fragte der Prediger. »Nun, meine Notlage ist die, Vater: Meine Kinder, meine Frau und ich selbst, wir arbeiten uns jedes Jahr die Rücken krumm, schuften vom Sonnenauftgang bis zum Einbruch der Dunkelheit. Wir mühen uns ab, damit das Land uns ernährt. Oft sieht es gut aus für uns, und wir hegen große Hoffnungen. Dann aber war alles umsonst, und wir haben nichts. Wir müssen hungern. Wir müssen hungern, obwohl wir uns abmühen. Ist das nicht noch bitterer als in der Stadt?« – »Es war in der Tat ein schweres Jahr,« sagte der andere Mann. »Aber wusstest du, dass der Mais mit Regen und Gebeten gedeiht?« – »Wir beten jeden Tag,« sagte der Farmer, »aber der Mais reicht mir gerade bis zu den Knien, und wir haben schon September.« – »Nun,« sagte der Prediger, »natürlich wäre ein wenig mehr Regen gut für uns. Aber du hast die Gnade, ein Diener der Erde zu sein.« Der Farmer meinte, seine Ehe vertrüge von diesem Segen nicht mehr allzu viel, denn seine Frau sehe die Dinge nicht unbedingt so wie er. Er senkte den Kopf und sagte: »Sicher, es ist bestimmt nicht recht, dass ich mich beklage.« – »Sprich frei heraus, mein Sohn,« forderte der Gottesmann ihn auf, »denn ich bin sozusagen das Ohr Gottes.« – »Also gut,« sagte der Farmer, »all diese schwere Arbeit ohne Belohnung schadet der Ehe und führt zu Streit zwischen Mann und Frau.« Der Prediger hob mahnend einen Finger und sagte: »Aber schwere Arbeit kann an sich schon ein Gewinn sein.« Der Farmer lächelte. »Dann will ich

den Herrn loben; dann nämlich wurde ich in meinem Leben überreichlich belohnt.« Der Prediger pflichtete dem bei und sagte: »Demnach hast du Schwierigkeiten in deiner Ehe? – »Was soll ich mich beklagen?«, sagte der Farmer. »Ich bin auch das Auge Gottes«, erwiderte der Geistliche. Sie schauten beide zum Himmel, der blau über ihnen erstrahlte und in dem nicht ein Tropfen von dem Wasser zu sehen war, das der Farmer so dringend brauchte. »Einige Menschen sind für ein so reichlich belohntes Leben einfach nicht geschaffen«, sagte er. »Wir reden aber jetzt von deiner Frau«, stellte der Prediger fest. »Vielleicht auch von mir«, sagte der Farmer. »Gott wird dich zur Wahrheit führen, mein Sohn«, versprach der Prediger. Ob ein Mensch sich vor der Wahrheit fürchten könne, wollte der Farmer wissen. Ein Mensch könne sich vor allem fürchten, meinte der Prediger. Sie blieben noch eine Weile dort sitzen, denn der Farmer wusste nicht mehr, was er weiter sagen sollte. Dann beobachtete er, wie Wolken aufzogen, wie der Himmel aufriss und das Wasser herabrauschte. Er erhob sich, denn nun war einiges an Arbeit zu tun. »Siehst du«, sagte der heilige Mann, »meine Worte haben sich erfüllt. Gott hat dir den Weg gewiesen.« – »Wir werden sehen«, sagte der Farmer. »Denn es ist schon sehr spät im Jahr.« Während er sich entfernte, um zu seinem Land zurückzukehren, rief der Prediger ihm etwas nach. »Sohn der Erde«, sagte er, »wenn die Ernte gut ausfällt, gedenke in deinem Überfluss auch der Kirche.« Der Farmer drehte sich um und tippte sich mit einem Finger an die Hutmokume. »Der Herr wirkt wahrhaftig auf wunderbare und geheimnisvolle Weise«, sagte er zu dem anderen Mann. Und dann wandte er sich um und ließ das Auge und das Ohr Gottes hinter sich.«

Lou faltete den Brief zusammen und schaute Louisa erwartungsvoll an. Sie hoffte, das Richtige getan zu haben, indem sie Louisa den Brief vorlas. Lou fragte sich, ob der junge Jack Cardinal nicht bemerkt hatte, dass die Geschichte einen ganz persönlichen Schwenk machte, als das Thema einer scheiternden Ehe zur Sprache kam.

Louisa starzte ins Feuer. Sie schwieg minutenlang. »Das Leben hier oben war immer hart, vor allem für ein Kind«, sagte sie dann. »Und es ist hart für Mann und Frau, auch wenn ich niemals darunter gelitten habe. Wenn meine Ma und mein Pa sich je ein böses Wort gesagt haben, dann habe ich es nicht gehört. Und ich und mein Joshua haben uns verstanden bis zu seinem letzten Atemzug. Aber ich weiß, dass es für deinen Pa hier oben nicht so war. Jake und seine Frau, sie hatten oft Streit.«

»Wenn Dad dich gebeten hätte, zu uns zu kommen und bei uns zu leben«, fragte Lou, »hättest du es getan?«

Sie schaute Lou an. »Du fragst mich, weshalb ich diesen Ort niemals verlasse? Ich liebe dieses Land, Lou, denn es lässt mich nie im Stich. Wenn die Ernte schlecht ist, esse ich die Äpfel oder die wilden Erdbeeren, die es immer gibt, oder die Wurzeln, die man überall finden kann, wenn man weiß, wo man suchen muss. Auch wenn drei Meter Schnee liegen, komme ich zurecht. Ob Regen oder Hagel oder glühende Sommerhitze, die den Teer flüssig macht, ich komme zurecht. Ich finde Wasser an Stellen, wo es eigentlich keins geben dürfte, und ich komme zurecht. Ich und das Land. Ich und dieser Berg. Aber für Leute, die Licht haben, wenn sie nur auf einen kleinen Knopf drücken, oder die mit Menschen reden, die sie nicht einmal sehen können, hat das wahrscheinlich keine Bedeutung.« Sie hielt inne, holte tief Luft. »Aber für

mich bedeutet es alles.« Sie blickte wieder ins Feuer. »Alles, was dein Pa gesagt hat, stimmt. Der Berg kann wundervoll sein. Er kann aber auch grausam sein.« Sie schaute Lou an und fügte leise hinzu: »Und der Berg ist mein Zuhause.«

Lou lehnte den Kopf an Louisas Brust. Die Frau strich sanft über das Haar des Mädchens, als sie dort saßen und sich am Feuer wärmten.

Und dann sagte Lou etwas, das sie niemals über die Lippen zu bringen geglaubt hätte. »Und jetzt ist er auch mein Zuhause.«

KAPITEL 34

Schneeflocken schwebten aus den grauen Wolkengebirgen herab. In der Nähe der Scheune erklang ein lautes Zischen, und dann entstand ein Fleck hellen Lichts, der stetig größer wurde.

Im Farmhaus wälzte Lou sich unruhig im Bett herum. Sie hatte einen schrecklichen Albtraum. Ihr und Oz' Bett waren ins Wohnzimmer an den Kamin geschoben worden, und sie lagen zusammengerollt unter den Steppdecken, die Louisa im Laufe der vielen Jahre genäht hatte. In ihrem unruhigen Schlaf hörte Lou ein Geräusch, konnte aber nicht erkennen, was es war und woher es rührte. Sie öffnete die Augen, setzte sich ruckartig auf. An der Tür erklang ein Kratzen. Sofort war Lou hellwach. Sie öffnete die Tür, und Jeb stürmte herein, kläffte und sprang wild herum.

»Jeb, was ist los? Stimmt was nicht?«

Dann hörte sie die Schreie der Tiere.

Im Nachthemd rannte Lou hinaus. Jeb folgte ihr kläffend, und Lou sah endlich, was den Hund so erschreckt hatte: Die Scheune brannte lichterloh. Lou eilte zurück zum Haus, verkündete schreiend, was geschehen war, und lief dann zur Scheune.

Eugene erschien in der Haustür des Farmgebäudes, erblickte das Feuer und rannte los. Oz folgte ihm auf dem Fuße.

Als Lou das große Scheunentor aufriss, schlugen ihr Rauch und Flammen entgegen.

»Sue! Bran!«, rief sie, während der Qualm ihr in die Lunge drang. Sie konnte spüren, wie die Härchen auf ihren Armen sich von der Hitze aufrichteten.

Eugene humpelte eilig an ihr vorbei, stürmte in die Scheune und kam gleich wieder heraus. Er würgte. Lou schaute auf den Wassertrog neben dem Pferch und entdeckte in unmittelbarer Nähe eine Decke, die über dem Zaun hing. Sie raffte die Decke zusammen und tauchte sie ins kalte Wasser.

»Wirf dir das über, Eugene.«

Eugene hüllte sich in die nasse Decke und versuchte ein zweites Mal, in die Scheune vorzudringen.

Im Innern stürzte ein Balken herab und verfehlte Eugene knapp. Überall nur Feuer und Rauch. Eugene war mit dem Innern der Scheune ebenso vertraut wie mit allem anderen auf der Farm, doch er hätte ebenso gut blind sein können. Er schaffte es endlich bis zu Sue, die in ihrer Box verrückt spielte, riss die Tür auf und legte einen Strick um den Hals der völlig verstörten Stute.

Sue im Schlepptau, taumelte Eugene aus der Scheune und warf Lou den Strick zu, die das Pferd unter Mithilfe von Louisa und Oz wegführte, während Eugene sofort wieder in der Scheune verschwand. Lou und Oz schleppten eimerweise Wasser aus dem Brunnenhaus herbei, doch Lou wusste, dass dieses Unternehmen in etwa so wirkungsvoll war, als würden sie versuchen, Schnee durch Anhauchen zum Schmelzen zu bringen. Eugene trieb die Maultiere und die Kühe bis auf eine aus dem Stall. Doch sie verloren alle Schweine, den gesamten Heuvorrat sowie den größten Teil ihres Werkzeugs und des Geschirrs. Die Schafe standen bereits auf der Winterweide, doch der Verlust war trotz alledem katastrophal.

Louisa und Lou schauten von der Veranda hilflos zu, wie die Scheune, mittlerweile nur noch ein armseliges Gerippe aus Stützen und Verstrebungen, unaufhaltsam niederbrannte. Eugene stand am Pferch, in den er ihr Vieh getrieben hatte. Oz

stand neben ihm, einen Eimer Wasser in der Hand, um dessen Inhalt auf jedes noch so kleine hochzüngelnde Flämmchen zu schütten.

Dann stieß Eugene einen Warnruf aus. »Sie stürzt ein!«

Er zerrte Oz in Sicherheit. Die Reste der Scheune brachen zusammen. Noch einmal leckten die Flammen hoch, und die Schneeflocken verdampften weiterhin ungehört in diesem Inferno.

Louisa verfolgte das Schauspiel voll innerer Qual, als stünde sie selbst in den Flammen. Lou hielt ihre Hand fest und merkte, wie Louisas Finger zu zittern begannen und der vorher so unerschütterlich starke Druck ihrer Hand erschlaffte.

»Louisa?«

Ohne einen Laut sank die alte Frau auf den Bretterboden der Veranda.

»Louisa!«

Der verzweifelte Schrei des Mädchens hallte durch das öde, eisige Tal.

Cotton, Lou und Oz standen neben dem Krankenhausbett, in dem Louisa lag. Es war eine verwegene Fahrt im alten Hudson den Berg hinunter gewesen, Eugene am Lenkrad, der wie ein Wilder rauf und runter schaltete, den Motor aufheulen ließ und schlingernd durch die Kurven jagte, bis die Reifen endlich auf dem rauen Schotterbelag unter der dünnen Schneedecke griffen. Zweimal wäre der Wagen beinahe über die Kante in den Abgrund gerutscht. Lou und Oz hatten sich an Louisa geklammert und gebetet, dass sie nicht starb. Sie hatten sie ins kleine Krankenhaus in Dickens gebracht, und dann war Lou losgerannt und hatte Cotton aus dem Bett getrommelt, während Eugene zur Farm zurückgefahren war, wo er sich um Amanda

und die Tiere kümmern wollte.

Travis Barnes untersuchte Louisa, und die Miene des Mannes drückte große Besorgnis aus. Das Krankenhaus war zugleich seine Wohnung, und der Anblick eines Esstisches und eines Kühlchranks von General Electric hatte Lou nicht unbedingt beruhigt.

»Wie geht es ihr, Travis?«, fragte Cotton.

Barnes schaute die Kinder an und zog dann Cotton zur Seite. »Sie hatte einen Schlaganfall«, sagte er mit leiser Stimme. »Wie es aussieht, ist ihre linke Seite teilweise gelähmt.«

»Wird sie sich wieder erholen?« Die Frage kam von Lou, die alles gehört hatte.

Travis zuckte bekümmert die Achseln. »Wir können nicht viel für sie tun. Die nächsten achtundvierzig Stunden sind kritisch. Wenn ich überzeugt wäre, dass sie eine solche Fahrt überstehen würde, hätte ich sie längst ins Hospital in Roanoke geschickt. Wir haben hier für solche Fälle nicht die richtigen Geräte. Aber ihr könnt jetzt alle nach Hause gehen. Ich melde mich, falls ihr Zustand sich ändert.«

Lou schüttelte den Kopf. »Ich bleibe.« Und dann erklärte Oz das Gleiche.

»Ich glaube, damit sind Sie überstimmt«, stellte Cotton ruhig fest.

»Draußen steht eine Couch«, sagte Travis freundlich.

Sie schließen alle im Sitzen, wobei sie sich gegenseitig stützten, sodass keiner umsinken konnte, als die Krankenschwester eine Hand auf Cottons Schulter legte.

»Louisa ist wach«, sagte sie leise.

Cotton und die Kinder drückten behutsam die Tür auf und traten ins Zimmer. Louisas Augen waren offen, doch sie rührte

sich nicht. Travis beugte sich über sie.

»Louisa?«, sagte Cotton. Er erhielt keine Antwort, nicht einmal einen Anflug einer Reaktion. Cotton schaute Travis fragend an.

»Sie ist noch sehr schwach«, erklärte Travis. »Es wundert mich, dass sie schon bei Bewusstsein ist.«

Lou starrte Louisa nur an, wobei sie mehr Angst hatte als je zuvor im Leben. Sie konnte es einfach nicht glauben. Ihr Vater, ihre Mutter. Diamond. Und jetzt Louisa. Gelähmt. Amanda hatte schon länger keinen Muskel mehr bewegt, als Lou sich erinnern konnte. Sollte das nun auch Louisas Schicksal sein? Einer Frau, die die Natur liebte? Die mit ihrem Berg verwachsen war? Die ein gutes, anständiges Leben geführt hatte? Beinahe war es genug, dass Lou den Glauben an einen Gott verlor, der solch schreckliche Dinge zuließ. Der einem Menschen alle Hoffnung nahm. Der einem praktisch nichts mehr ließ.

Cotton, Oz, Lou und Eugene hatten im Farmhaus soeben mit ihrer Mahlzeit begonnen.

»Ich kann einfach nicht glauben, dass sie den noch nicht geschnappt haben, der die Scheune angezündet hat«, sagte Lou wütend.

»Es gibt keinen Beweis, dass es Brandstiftung war, Lou«, erwiderte Cotton, während er sich Milch in ein Glas schenkte und dann die Brötchen weiterreichte.

»Ich weiß, wer es getan hat. George Davis. Wahrscheinlich hat diese Erdgasfirma ihm Geld dafür gegeben.«

»So was darfst du nicht laut aussprechen, Lou, das ist üble Nachrede.«

»Ich weiß es aber!«, fauchte das Mädchen.

Cotton nahm die Brille ab. »Lou, glaub mir ...«

Lou sprang von ihrem Platz auf, wobei ihr Messer und die Gabel klirrend zu Boden fielen, sodass alle vor Schreck zusammenzuckten. »Warum sollte ich irgendwas glauben von dem, was Sie sagen, Cotton? Sie haben versprochen, dass meine Mutter wieder zu sich kommt. Und jetzt ist auch Louisa nicht mehr bei uns. Wollen Sie schon wieder lügen und behaupten, dass es ihr bald besser geht? Haben Sie das vor?«

Lou rannte hinaus. Oz machte Anstalten, ihr zu folgen, doch Cotton hielt ihn zurück. »Lass gut sein, Oz«, sagte er. Cotton erhob sich und ging hinaus auf die Veranda. Er schaute zu den Sternen und überlegte, dass alles, wirklich alles, was ihm wichtig war, in sich zusammenfiel.

In diesem Moment preschte Lou auf der Stute am Haus vorbei. Cotton konnte ihr nur hinterherschauen, bis sie nicht mehr zu sehen war.

Lou trieb Sue über den mondbeschienenen Weg, dass Sträucher und Zweige sie peitschten. Schließlich gelangte sie zu Diamonds Haus, schwang sich von ihrem Reittier, rannte stolpernd zur Tür und stürmte hinein.

Mit tränenüberströmtm Gesicht taumelte Lou durch den Raum. »Warum musstest du uns verlassen, Diamond? Jetzt haben Oz und ich keinen mehr. Keinen! Hörst du mich? Hörst du mich, Diamond Skinner?«

Ein Rascheln erklang auf der Veranda. Lou fuhr erschreckt herum. Jeb flitzte durch die offene Tür und sprang ihr in die Arme und leckte ihr das Gesicht, hechelnd nach dem schnellen Lauf. Lou drückte ihn an sich. Und dann klopften die Baumäste gegen die Fenster, und ein furchterregender Seufzer erklang im Kamin, und Lou hielt den Hund noch fester. Ein Fenster wurde aufgedrückt, schwang knarrend hin und her, und der Wind

fegte durchs Zimmer. Und dann wurde es wieder ruhig, und auch Lou kam zur Ruhe.

Sie ging hinaus, schwang sich auf die Stute und ritt zurück. Sie hatte keine Ahnung, weshalb sie überhaupt hierher gekommen war. Jeb trabte mit hängender Zunge hinter ihr her. Sie gelangte zu einer Weggabelung und wandte, sich nach links in Richtung Farm. Jeb begann zu jaulen, noch ehe Lou die Laute hörte: Das kehlige Knurren und das Rascheln und Knacken im Unterholz erklangen ganz in ihrer Nähe. Lou trieb das Pferd zur Eile, doch ehe Sue in Galopp übergehen konnte, erschien der erste der wilden Hunde aus dem Wald und versperrte ihnen den Weg. Sue stieg auf die Hinterläufe, während die entsetzliche Bestie, mehr Wolf als Hund, die Zähne fletschte und das Fell sträubte. Dann tauchten weitere Hunde aus dem Wald auf, bis etwa ein halbes Dutzend um sie herumschlichen. Jeb hatte ebenfalls die Zähne gefletscht und war kampfbereit, doch gegen so viele Gegner hatte er nicht die geringste Chance, das wusste Lou genau. Sue wieherte, stieg immer wieder hoch und drehte sich, bis Lou plötzlich das Gefühl hatte, jeden Moment herunterzurutschen. Der Rücken der Stute kam ihr auf einmal so schmal vor wie das Seil eines Akrobaten – ein sehr glitschiges Seil, denn das Pferd schwitzte nach dem langen Ritt.

Ein Hund aus dem Rudel schnappte nach Lous Bein, und sie zog es hoch. Das Tier prallte gegen einen von Sues Hufen und war für einen Moment benommen. Doch es waren viel zu viele. Knurrend umkreisten die entsetzlich mageren Halbwölfe Lou, Jeb und Sue. Jeb wagte einen Angriff, doch eine der Bestien schleuderte ihn zur Seite, und er wich mit blutigem Fell zurück.

Und dann schnappte ein weiteres Tier nach Sues Vorderbein, und wieder stieg die Stute hoch. Und als ihre Hufe diesmal auf

die Erde prallten, war sie reiterlos, denn Lou hatte den Halt verloren, war auf den Waldboden gestürzt und lag nun hilflos da, nach Atem ringend. Augenblicklich schlug Sue den Heimweg ein, doch Jeb stand unerschütterlich vor dem gestürzten Mädchen, offensichtlich bereit, sein Leben für Lou zu lassen. Das Rudel rückte näher, als ahnten die Bestien, dass ihnen hier eine leichte Beute winkte. Trotz der rasenden Schmerzen in Schultern und Rücken richtete Lou sich auf. Sie hatte noch nicht mal einen Stock in Reichweite. Lou und Jeb wichen zurück, bis es nicht mehr weiter ging. Und während sie sich darauf vorbereitete, kämpfend zu sterben, konnte sie an nichts anderes denken als daran, dass Oz nun ganz alleine war, und Tränen traten ihr in die Augen.

Der Schrei war wie ein Netz, das über sie geworfen wurde, und die Halbwölfe fuhren herum. Selbst der größte von ihnen, fast so groß wie ein Kalb, duckte sich, als er sah, was auf sie zukam. Der Berglöwe war groß und geschmeidig, die Muskeln spielten unter seinem schwarzen Fell. Er hatte bernsteinfarbene Augen, und seine Reißzähne waren doppelt so groß wie die der Wolfshunde. Auch seine Klauen waren riesig und furchteinflößend. Die Bestie kreischte erneut, als sie auf den Pfad gelangte und mit der Gewalt eines Güterzugs auf das Rudel losstürmte. Die Halbwölfe wirbelten herum und suchten das Weite, und die Raubkatze folgte ihnen und stieß bei jedem geschmeidigen Sprung einen wütenden Schrei aus.

Lou und Jeb rannten nach Hause, so schnell sie konnten. Etwa eine halbe Meile von der Farm entfernt hörten sie erneut ein Rascheln und Knacken im Unterholz. Wieder sträubte sich Jeps Fell, und Lou blieb fast das Herz stehen. Sie sah die bernsteinfarbenen Augen der Wildkatze in der Dunkelheit funkeln, während sie parallel zu ihnen durch den Wald huschte.

Dieses schreckliche Raubtier konnte das Mädchen und den Hund binnen Sekunden zerfetzen. Und dennoch lief die Katze bloß neben ihnen her, ohne Anstalten zu machen, aus dem Dickicht hervorzukommen. Die Geräusche ihrer Tatzen im Laub und das Leuchten der gelben Augen, die durch die Finsternis zu schweben schienen, waren die einzigen Anzeichen dafür, dass die Bestie noch in der Nähe war, denn ihr Fell verschmolz völlig mit dem Dunkel der Nacht.

Lou stieß einen dankbaren Schrei aus, als das Farmgebäude vor ihnen erschien, und sie und Jeb rannten zur Veranda und hinein in die Sicherheit des Hauses. Niemand empfing sie; vermutlich war Cotton schon lange fort. Schwer atmend trat Lou ans Fenster, doch von der Raubkatze war nichts mehr zu sehen.

Immer noch am ganzen Leib zitternd, ging Lou durch den Flur. Vor der Tür zum Zimmer ihrer Mutter blieb sie stehen und lehnte sich dagegen. Heute Nacht hatte sie dem Tod ins Auge geschaut. Es war eine schreckliche Erfahrung, furchtbarer noch als der Autounfall, denn in diesem Augenblick höchster Gefahr war sie ganz allein gewesen.

Lou öffnete die Tür, schaute ins Zimmer und stellte zu ihrem Erstaunen fest, dass das Fenster offen war. Sie ging ins Zimmer, schloss es und drehte sich zum Bett um. Einen kurzen, benommenen Augenblick lang konnte Lou ihre Mutter nicht unter der Decke erkennen, aber da war sie natürlich, stumm und leblos wie immer. Lous Atem beruhigte sich, und das Zittern ließ nach, während sie sich dem Bett näherte. Amanda atmete flach. Sie hatte die Augen geschlossen, und ihre Hände waren beinahe zu Fäusten geballt, als würde sie unter schlimmen Schmerzen leiden. Lou berührte sie und zog die Hand rasch wieder zurück. Die Haut ihrer Mutter war feucht und

klamm. Lou flüchtete aus dem Zimmer und stieß mit Oz zusammen, der im Flur stand.

»Oz«, sagte sie, »du wirst nicht glauben, was ich erlebt habe.«

»Was hattest du in Moms Zimmer zu suchen?«

Lou wich einen Schritt zurück. »Was? Ich ...«

»Wenn du nicht willst, dass es Mom besser geht, dann lass sie in Ruhe, Lou. Lass sie in Ruhe!«

»Aber Oz ...«

»Dad hat dich am meisten lieb gehabt, aber ich sorge für Mom. So wie sie immer für uns gesorgt hat. Ich weiß, dass es Mom eines Tages besser geht, auch wenn du es nicht glaubst.«

»Aber du hast die Flasche mit dem heiligen Wasser nicht angenommen, die Diamond dir geben wollte.«

»Weil Halsketten und heiliges Wasser unserer Mom nicht helfen können. Aber dass ich fest daran glaube, dass sie gesund wird, das wird helfen. Du aber glaubst nicht daran, deshalb lass sie in Ruhe.«

Noch nie hatte er auf diese Weise mit ihr gesprochen. Er stand da und funkelte sie an, während seine dünnen Arme herabhingen wie Nadeln am Ende eines Fadens. Ihr kleiner Bruder war richtig wütend auf sie! Lou konnte es nicht glauben. »Oz!« Er machte kehrt und ging davon. »Oz«, rief sie erneut. »Bitte, sei nicht böse mit mir. Bitte!« Oz drehte sich nicht um. Er ging in sein Zimmer und schloss die Tür hinter sich.

Lou stolperte zur Rückseite des Hauses und hinaus auf die Veranda, wo sie sich auf die Treppe setzte. Die wunderschöne Nacht, der erhabene Anblick der schattenhaften Berge, die Laute der Tiere ringsum – all das machte nicht den geringsten Eindruck auf sie. Sie blickte auf ihre Hände, die von der Sonne

gebräunt waren und deren Innenflächen an rauer Baumrinde erinnerten. Ihre Fingernägel waren scharrig und schmutzig, ihr Haar war verfilzt und mit Seife bleich gewaschen, ihr Körper war völlig erschöpft, und ihr Mut war der Verzweiflung gewichen, nachdem sie fast alles verloren hatte, woran ihr Herz hing. Und nun liebte auch ihr kostbarer Oz sie nicht mehr.

In diesem Moment heulte die verhasste Bergwerkssirene im Tal. Es war, als schrien die Berge in Erwartung der kommenden Qualen auf. Der Laut schien Lous Seele zu zerschneiden. Dann ertönte das Donnern der Explosion und raubte ihr auch den letzten Mut. Lou blickte hinüber zum Friedhofshügel der Cardinals und wünschte sich plötzlich, ebenfalls dort zu liegen, wo nichts mehr ihr etwas anhaben konnte.

Lou kauerte sich zusammen und weinte stumm in ihren Schoß. Sie hatte noch nicht lange so dagesessen, als sie hinter sich die Tür knarren hörte. Zuerst dachte sie, es wäre Eugene, der nach ihr schaute, doch die Schritte, die sich näherten, waren viel zu leicht. Arme umschlangen Lou und drückten sie fest.

Lou spürte den warmen Atem ihres Bruders im Nacken. Sie blieb zusammengekauert sitzen, griff jedoch nach hinten und legte eine Hand auf Oz' Rücken. Und in dieser Haltung verharrten Bruder und Schwester lange Zeit.

KAPITEL 35

Sie fuhren den Karren hinunter zu McKenzie's Laden, und Eugene, Lou und Oz gingen hinein. Rollie McKenzie stand hinter einer hüfthohen Theke aus verzogenem Ahorn. Er war ein kleiner, runder Mann mit glänzendem, haarlosem Kopf und einem langen, grauweißen Bart, der auf seine schlaffe Brust fiel. Trotz seiner ziemlich starken Brille musste er blinzeln, um etwas sehen zu können. Der Laden quoll über von Farmbedarf und Baumaterialien aller Art. Der Duft von ledernem Pferdegeschirr, Petroleum und brennendem Holz im Ofen in der Ecke erfüllte den großen Raum. An einer Wand standen gläserne Bonbonbehälter und eine Chero-Cola-Truhe. Ein paar andere Kunden waren anwesend, und alle stutzten und starrten Eugene und die Kinder an, als würden sie Gespenster sehen.

McKenzie blinzelte und nickte Eugene zu, während er an seinem Bart zupfte wie ein Eichhörnchen an einer Nuss.

»Hi, Mr McKenzie«, sagte Lou. Sie war nun schon mehrere Male hier gewesen und hielt den Ladeninhaber für einen zwar rauen, aber herzlichen Mann.

Oz hatte sich die Baseballhandschuhe um den Hals gehängt und hantierte mit seinem Ball. Mittlerweile trug er die Handschuhe fast ständig bei sich; Lou verdächtigte ihn sogar, sie mit ins Bett zu nehmen.

»Tut mir wirklich leid, das mit Louisa«, sagte McKenzie.

»Sie wird schon wieder«, antwortete Lou überzeugt. Oz warf ihr einen überraschten Blick zu und hätte beinahe seinen Baseball fallen lassen.

»Was kann ich denn für euch tun?«, fragte McKenzie.

»Müssen 'ne neue Scheune bauen«, sagte Eugene. »Brauchen ein paar Dinge.«

»Jemand hat unsere Scheune niedergebrannt«, sagte Lou und starrte die umstehenden Leute an.

»Brauchen 'n paar imprägnierte Bretter, Pfosten, Nägel, Beschläge für die Türen und so was alles«, sagte Eugene. »Ich hab mir hier 'ne Liste gemacht.« Er zog einen Zettel aus der Tasche und legte ihn auf den Ladentisch. McKenzie schaute ihn nicht an.

»Ich brauche das Geld im Voraus«, sagte er und ließ endlich seinen Bart zufrieden.

Eugene starnte den Ladenbesitzer an. »Aber wir haben unsere Rechnungen immer beglichen. Alles bezahlt, Sir.«

McKenzie warf einen Blick auf den Zettel, »'ne Menge Zeugs. So viel kann ich euch nicht auslegen.«

»Dann bringen wir Ihnen Getreide. Als Tausch.«

»Nein. Bargeld.«

»Warum bekommen wir keinen Kredit?«, fragte Lou.

»Schwere Zeiten«, entgegnete McKenzie.

Lou schaute sich um und betrachtete die Berge von Waren und Geräten. »Mir scheinen es ziemlich gute Zeiten zu sein.«

McKenzie schob die Liste zurück. »Tut mir leid.«

»Aber wir brauchen dringend 'ne Scheune«, sagte Eugene. »Bald kommt der Winter, und wir können die Tiere nich' draußen lassen. Die sterben.«

»Die Tiere, die wir noch übrig haben«, fügte Lou hinzu und schaute wieder in die noch immer starrenden Gesichter der anderen Kunden.

Ein Mann von der Größe Eugenes näherte sich aus dem hinteren Teil des Ladens. Es war McKenzies Schwiegersohn, der das gut gehende Geschäft irgendwann übernehmen würde –

eines Tages, wenn McKenzie zu blinzeln aufgehört hätte.

»Bist du taub? Verdammt noch mal, nein«, sagte der junge Mann. »Du hast deine Antwort bekommen, Boy.«

Bevor Lou auch nur ein Wort sagen konnte, war Eugene direkt vor den Mann getreten. »So heiß ich nich', und das weißte genau. Ich heiß Eugene Randall. Und ich rate dir, nenn mich nie mehr anders.« Der große Mann wirkte überrascht und wich einen Schritt zurück. Lou und Oz tauschten Blicke und schauten stolz auf ihren Freund.

Eugene sah jedem der Kunden ins Gesicht. Lou vermutete, dass er damit unterstreichen wollte, dass seine Aussage für alle galt.

»Tut mir leid, Eugene«, sagte Rollie McKenzie. »Soll nicht wieder vorkommen.«

Eugene nickte McKenzie zu und bedeutete dann den Kindern, ihm zu folgen. Sie gingen hinaus und kletterten auf den Wagen. Lou zitterte vor Wut. »Das ist dieses Gasunternehmen. Die haben alle eingeschüchtert und gegen uns aufgehetzt.«

Eugene nahm die Zügel auf. »Is' schon gut. Uns wird schon was einfallen.«

»Warte einen Augenblick, Eugene«, rief Oz, sprang vom Wagen und lief zurück in den Laden.

»Mr McKenzie? Mr McKenzie?«, rief er, und der alte Mann kam zurück an die Theke, blinzelte und zupfte an seinem Bart.

Oz knallte seine Handschuhe und den Ball auf die gemaserten Ahornbretter. »Bekommt man dafür eine Scheune?«

McKenzie starrte den Jungen an, und seine Lippen zitterten leicht. Hinter den riesigen Brillengläsern wurden seine Augen feucht. »Geh nach Hause, Junge. Geh jetzt nach Hause.«

Sie beseitigten den Schutt der niedergebrannten Scheune und sammelten sämtliche Nägel, Bolzen und das noch brauchbare Holz der Ruine ein. Cotton, Eugene und die Kinder standen da und blickten auf das armselige Häufchen.

»Viel ist es nicht«, sagte Cotton.

Eugene blickte zum umliegenden Wald. »Na, Holz ha'm wir genug, und es kostet nix – bis auf den Schweiß beim Fällen.«

Lou wies auf die verlassene Baracke, über die ihr Vater geschrieben hatte. »Von da können wir auch noch Zeugs nehmen«, sagte sie, schaute Cotton an und lächelte. Sie hatten seit Lous Wutausbruch noch kein Wort miteinander gewechselt; deshalb fühlte das Mädchen sich unwohl. »Vielleicht schaffen wir 's ja doch«, fügte sie hinzu.

»Also dann, an die Arbeit«, sagte Cotton.

Sie rissen die Baracke nieder und retteten, was zu retten war. Während der nächsten Tage fällten sie Bäume mit einer Axt und einer Schrotsäge, die in der Futterkrippe gelegen hatte und so dem Feuer entgangen war. Die gefällten Bäume zogen sie mit Ketten und den Mulis heran. Zum Glück war Eugene ein erstklassiger Zimmermann, auch wenn er sich alles selbst beigebracht hatte. Sie sägten die Stämme zurecht und zogen die Rinde ab, und mit Hilfe von Winkel und Bandmaß markierte Eugene jene Stellen auf dem Holz, an denen Aussparungen ausgestemmt werden mussten. »Wir ha'm nich' genügend Nägel, aber wir machen trotzdem weiter. Wir zurren die Verbindungsstellen zusammen, so gut es geht, und stopfen Lehm dazwischen. Sobald wir mehr Nägel haben, nageln wir Bretter drauf.«

»Wie sieht es mit den Eckpfeilern aus?«, fragte Cotton. »Wir haben keinen Mörtel, um sie einzusetzen.«

»Brauchen wir auch nich'. Die Löcher müssen nur tief genug

sein, bis unter die Frostgrenze. Das hält. Ich mach das Ganze an den Ecken noch mit Streben fest. Ihr werdet schon sehn.«

»Du bist der Boss«, entgegnete Cotton mit einem aufmunternden Lächeln.

Mit Spitzhacke und Schaufel gruben Cotton und Eugene das erste Loch, was bei dem hart gefrorenen Boden ziemlich schwierig war. Ihr kalter Atem dampfte in der Luft, und ihre behandschuhten Hände schmerzten von der Anstrengung. Währenddessen stemmten und bohrten Oz und Lou die Kerben und Verbindungslöcher in jene Stellen der Balken, an denen sich Zapfen und Fugen treffen sollten. Als sie dann mit Hilfe der Mulis einen der Pfosten zum Loch schleppten, mussten sie feststellen, dass es unmöglich war, diesen ins Loch zu bekommen. Wie sie es auch versuchten, in welchem Winkel und mit jedem erdenklichen Hebel, und so sehr der riesige Eugene sich anstrengte – sie konnten den Pfosten nicht ausreichend anheben. »Wir kümmern uns später drum«, sagte Eugene schließlich, während seine gewaltige Brust vor Anstrengung bebte.

Er und Cotton legten die erste Wand auf dem Boden aus und machten sich daran, die Nägel einzuschlagen, die ihnen jedoch ausgingen, als sie die Arbeit zur Hälfte fertig hatten. Sie sammelten sämtlichen auffindbaren Metallschrott, und Eugene entfachte ein prasselndes Holzkohlefeuer zum Schmieden. Mit Schmiedehammer, Zange und Amboss fertigte er so viele grobe Nägel, wie er nur konnte.

»Was für ein Glück, dass Eisen nicht brennt«, bemerkte Cotton, während er Eugene zuschaute, wie dieser auf den Amboss einschlug, der noch immer in der Mitte der Überreste stand, die einst die Scheune gewesen waren.

Dank Eugenes harter Arbeit bekamen sie genügend Nägel

zusammen, um ein weiteres Drittel der ersten Wand fertig zu stellen; dann aber waren sie am Ende.

Viele Tage hatten sie nun in der Kälte gearbeitet, konnten bis jetzt aber nur ein Loch und einen einzigen fertigen Eckpfosten und eine zu drei Vierteln genagelte Wand vorweisen.

Eines frühen Morgens versammelten sich alle um den Pfosten und das Loch, um ihre Lage zu besprechen. Sie waren sich einig, dass ihre Situation nicht gerade die beste war. Ein harter Winter stand bevor, und sie hatten keine Scheune. Sue, die Kühe und sogar die Maulesel zeigten bereits erste Anzeichen, dass sie unter der nächtlichen Kälte littten. Sie konnten es sich nicht leisten, noch mehr Tiere zu verlieren.

Doch so groß diese Last auch schien – sie war ihr kleinstes Problem. Denn obwohl Louisa von Zeit zu Zeit das Bewusstsein wiedererlangte, hatte sie noch kein Wort gesprochen, und ihre Augen wirkten leblos. Travis Barnes war sehr besorgt und sprach wieder davon, sie nach Roanoke zu verlegen. Auf der anderen Seite befürchtete er, dass Louisa den Transport nicht überleben würde; außerdem konnte man auch in Roanoke nur wenig mehr für sie tun. Immerhin hatte Louisa ein wenig gegessen und getrunken, und wenngleich es nicht viel war, gab es Lou doch neuen Mut. Mehr schaffte ihre Mutter auch nicht. Zumindest waren beide noch am Leben.

Lou blickte auf ihre kleine, bedrückte Gruppe und schaute dann zu den kahlen Bäumen auf den steilen Hängen hinüber. Sie wünschte sich, der Winter würde wie durch ein Wunder in die Wärme des Sommers übergehen und Louisa würde sich gesund und munter vom Krankenbett erheben.

Die Geräusche heranrollender Wagen veranlassten alle, sich umzudrehen. Eine lange Reihe von Karren näherte sich, die von Maultieren, Pferden und Ochsen gezogen wurden. Sie

waren mit geschnittenem Holz beladen und großen Pflastersteinen, Kisten voller Nägel, Seilen, Leitern, Flaschenzügen, Bohrern und allerlei anderem Werkzeug, von dem Lou vermutete, dass es zum Teil aus McKenzies Laden stammte. Sie zählte insgesamt dreißig Männer, allesamt kräftig, ruhig und bärig, alle aus den Bergen, alle Farmer. Die Männer trugen grobe Kleidung und Hüte mit breiter Krempe zum Schutz gegen die Wintersonne. Alle hatten große, starke, wettergegerbte und von Jahrzehnten harter Arbeit gezeichnete Hände. Sie wurden von einem halben Dutzend Frauen begleitet. Die Männer luden das Material von den Karren, und während die Frauen Tücher ausbreiteten und Louisas Kochstelle und den Kamin zur Zubereitung des Essens in Beschlag nahmen, begannen die Männer mit dem Bau der Scheune.

Unter Eugenes Anleitung fertigten sie als Erstes ein Gerüst für die Flaschenzüge. Vor dem Einsetzen der Pfosten entschieden sie sich, die großen, flachen Pflastersteine als Fundament zu benutzen. Sie gruben flache Findlinge ein, verlegten und begradigten die Steine und schoben dann schwere Balken als Schwellen darüber, die sie rings um das Fundament miteinander verbanden. Zusätzliche Balken wurden durch die Mitte der Scheune verlegt und an den Grundschwellen befestigt. Später sollten hier weitere Pfosten angebracht werden, um das Dachgerüst und den Heuboden zu tragen. Mithilfe der Flaschenzüge zogen die Maultiere die gewaltigen Eckpfosten hinauf auf die Schwellen. Dicke Strebehölzer wurden angenagelt und schließlich mit den Querbalken verbunden.

Nach Fertigstellung des Grundgerüstes wurden die Rahmen für die Wände gezimmert, und Eugene vermaß und markierte und gab Anweisungen für deren Platzierung. Leitern wurden an die Eckpfosten gelehnt und Löcher hineingehobt, und mittels

Flaschenzügen wurden weitere Balken als Querstreben in die Höhe transportiert. Auch durch diese Balken hatten die Männer Löcher gebohrt und brachten sie nun mit langen Metallbolzen an den Eckpfosten an.

Jedes Mal, wenn sie eine Wand aufgestellt hatten, brachen sie in Jubel aus. Dann wurde das Dach ummantelt, und als schließlich die Pferdestallungen ausgebaut wurden, nahm das Hämmern kein Ende mehr.

Zweimal wurde zum Essen gerufen, und die Männer ließen ihr Werkzeug fallen und langten ordentlich zu. Lou und Oz bedienten die müden Arbeiter mit Tellern voll warmem Essen und Bechern voll Malzkaffee. Cotton saß mit dem Rücken an den Drahtzaun gelehnt, ließ seine schmerzenden Muskeln ruhen und schlürfte den Kaffee. Mit einem breiten Grinsen sah er, wie die Scheune durch nichts als den Schweiß und die Nächstenliebe freundlicher Nachbarn aus dem Boden wuchs.

»Ich möchte euch allen für eure Hilfe danken«, sagte Lou, als sie einen Teller mit frischem Brot und Butter vor den Männern abstellte.

Buford Rose griff sich ein Stück Brot und nahm einen riesigen Bissen, auch wenn er kaum noch Zähne hatte. »Nu ja, hier oben müssen wir uns schon gegenseitig helfen, sonst tut's ja keiner. Frag meine Frau, wenn du 's nicht glaubst. Und Gott weiß, dass Louisa schon 'ner Menge Leute hier oben geholfen hat.« Er schaute zu Cotton hinüber, der ihm mit seiner Kaffeetasse zuwinkte. »Ich weiß, dass ich Ihnen vor einiger Zeit gesagt hab, dass es meiner Farm nich' gut geht, Cotton, und dass ich gern verkaufen würd, aber vielen Leuten geht's noch schlechter als mir. Mein Bruder ist Milchbauer unten im Tal. Kann kaum noch laufen vom dauernden Hocken aufm Scheitel, der arme Hund, und seine Finger sind so krumm wie

Wurzeln. Es heißt, es gibt zwei Dinge, die Milchbauern ihr Leben lang nicht brauchen: was Schönes zum Anziehn und 'nen Platz zum Schlafen.« Er riss sich ein weiteres Stück Brot ab.

»Miss Louisa hat mich auf die Welt gebracht«, sagte ein junger Mann. »Meine Ma sagt, ohne sie war ich jetz' nich' hier.« Viele andere Männer nickten oder grinsten. Einer von ihnen blickte zu Eugene hinüber, der am Gerüst stand, ein Stück Huhn kaute und überlegte, wie sie beim Bau der Scheune weiter vorgehen sollten. »Und Eugene hat mir vorletztes Frühjahr geholfen, 'ne neue Scheune zu bauen. Der Mann kann mit Hammer und Säge umgehen, das könnt ihr mir glauben!«

Buford Rose beobachtete Lou unter seinen dichten Augenbrauen. »Kann mich gut an deinen Pa erinnern, Mädel. Kommst ganz nach ihm. Der Bursche hat die Leute ständig mit Fragen genervt. Irgendwann hab ich ihm gesagt, ich hätt' keine Worte mehr im Kopf, damit er mich endlich in Ruhe lässt.« Er grinste zahnlos, und Lou erwiderte das Lächeln.

Die Arbeit ging voran. Eine Gruppe deckte das Dach mit Brettern und verlegte dann die Dachpappe. Angeführt von Eugene machte sich eine weitere Gruppe daran, die Doppeltüren für beide Seiten und die Heuboden türen zu zimmern. Eine dritte Gruppe verschalte und strich die Außenwände. Als es zu dunkel zum Arbeiten wurde, erhelltten Petroleumlampen die Nacht. Das Hämmern und Sägen wurde zu einem fast angenehmen Geräusch. Fast. Denn natürlich beklagte sich keiner der Männer, als schließlich das letzte Brett verlegt und der letzte Nagel eingeschlagen war. Es war ziemlich spät geworden, und die Wagen fuhren heimwärts. Müde trieben Eugene, Cotton und die Kinder die Tiere in ihr neues Heim und legten den Boden mit Heu aus, das sie auf dem Feld und aus

der Futterkrippe zusammengesucht hatten. Zwar mussten Heuboden, Stallungen und Vorratskammern weiter ausgebaut und das Dach möglicherweise mit richtigen Holzschindeln gedeckt werden, aber die Tiere waren drinnen und hatten es warm. Mit einem erleichterten Lächeln verschloss Eugene sorgfältig die Scheunentore.

KAPITEL 36

Die Kinder wollten Louisa besuchen, und Cotton fuhr sie ins Tal. Obwohl der Winter schon fortgeschritten war, hatte es bis auf ein paar Zentimeter weißen Staub noch nicht richtig geschneit. Doch es war nur noch eine Frage der Zeit, bis es losging. Sie kamen an dem Städtchen der Kohlengesellschaft vorbei, wo Diamond den neuen Chrysler Crown Imperial des Direktors mit Pferdemist verschönert hatte. Der Ort war jetzt leer, die Häuser verlassen und der Laden aufgegeben. Die Förderbänder hingen durch, der Eingang zur Grube war vernagelt, und der geliebte, voll geschissene Chrysler des Grubendirektors war lange schon fort.

»Was ist passiert?«, fragte Lou.

»Geschlossen«, entgegnete Cotton verbittert. »Die vierte Grube in vier Monaten. Die Vorkommen gingen schon zur Neige, und dann fand man auch noch raus, dass der Koks, den man hier produziert hat, zu weich für die Stahlherstellung ist, und Amerikas Kriegsindustrie ging anderswo auf die Suche nach Rohmaterial. Hier gibt's jetzt 'ne Menge Arbeitslose. Das letzte Holzunternehmen ist vor zwei Monaten nach Kentucky übergezogen. Doppeltes Pech. Die Farmer in den Bergen hatten ein gutes Jahr, aber den Leuten in den Städten geht's verdammt schlecht. Eine von beiden Gruppen ist immer dran, die in den Bergen oder die in den Städten. Reichtum scheint hier oben immer nur zu der einen Hälfte zu kommen.« Cotton schüttelte den Kopf. »Stimmt. Der großartige Bürgermeister von Dickens hat sein Amt hingeschmissen, seine Anteile noch vor dem Zusammenbruch zu überhöhten Preisen verkauft und

sich nach Pennsylvania abgesetzt, um dort sein Glück zu versuchen. Ist mir schon oft aufgefallen, dass die Leute, die am meisten profitieren, beim ersten Anzeichen von Ärger verschwinden.«

Als sie den Berg hinunterfuhren, bemerkte Lou, dass es immer weniger Kohlenlaster gab und viele Förderbänder am Berg nicht liefen. In Tremont sah sie, dass die Hälfte der Läden dichtgemacht hatte und nur wenige Leute auf den Straßen waren, und sie ahnte, dass der Grund dafür nicht das kalte Wetter war.

Aber als sie nach Dickens kamen, war Lou geschockt. Auch hier waren viele Geschäfte vernagelt, sogar jenes, in dem Diamond einen Schirm geöffnet hatte. Das Unglück hatte sich breit gemacht, und selbst Lou fand es gar nicht mehr komisch. Männer in abgerissener Kleidung saßen auf den Gehwegen und Treppen und starrten ins Leere. Es gab nur wenige Autos, und die Ladenbesitzer standen in den leeren Eingängen ihrer Geschäfte, die Hände untätig in die Hüften gestemmt und mit nervösen Mielen. Nur wenige Leute waren unterwegs, und auf ihren Gesichtern lag eine ängstliche Blässe. Lou sah, wie ein überfüllter Bus langsam aus der Stadt rollte. Wie symbolisch kroch ein leerer Kohlenzug hinter den Häusern über die Schienen, die parallel zur Straße verliefen. Das »Kohle-ist-König«-Banner wehte nicht mehr stolz und machtvoll über der Straße, und Lou vermutete, dass auch »Miss Steinkohle 1940« längst geflüchtet war.

Als sie weiterfuhren, konnte Lou mehrere Leute beobachten, die auf sie zeigten und miteinander tuschelten.

»Die sehen nicht besonders glücklich aus«, meinte Oz nervös, als sie aus Cottons Oldsmobile stiegen und auf der gegenüber liegenden Straßenseite eine weitere Ansammlung von

Männern sahen, von denen sie aufmerksam beobachtet wurden. In vorderster Reihe stand niemand anders als George Davis.

»Komm, Oz«, sagte Cotton. »Wir sind hier, um Louisa zu besuchen, alles andere interessiert uns nicht.«

Er führte sie ins Hospital, wo sie von Travis Barnes erfuhren, dass Louisas Zustand unverändert war. Ihre Augen waren weit geöffnet und glasig. Lou und Oz hielten ihre Hände, doch es war offensichtlich, dass Louisa sie nicht wahrnahm. Hätte sie nicht schwach geatmet, hätte Lou sie für tot gehalten. Voll ängstlicher Anspannung beobachtete sie, wie die Brust der alten Frau sich hob und senkte, und sie betete dafür, dass Louisa wieder gesund wurde, bis Cotton ihr zu verstehen gab, dass es an der Zeit sei, zu gehen, und Lou überrascht feststellte, dass bereits eine Stunde verstrichen war.

Als sie zum Oldsmobile gingen, warteten die Männer bereits auf sie. George Davis hatte eine Hand auf die Tür von Cottons Wagen gelegt.

Cotton trat unerschrocken auf die Gruppe zu. »Was kann ich für euch tun, Leute?«, fragte er höflich, während er Davis' Hand mit leichtem Nachdruck vom Wagen nahm.

»Du kannst die blöde Alte dazu bringen, ihr Land zu verkaufen, das kannst du tun!«, rief Davis.

Cotton besah sich die Männer. Bis auf Davis waren sie aus der Stadt, nicht vom Berg. Doch er wusste nur zu gut, dass sie deshalb nicht weniger verzweifelt waren als jene Menschen, die ihr Leben an Erde und Saat und ein wenig Regen hängten. Die Städter hatten ihre Hoffnungen auf die Kohle gesetzt. Doch Kohle war etwas anderes als Mais; einmal geerntet, wuchs sie nicht mehr nach.

»Darüber haben wir doch schon geredet, George, und die Antwort ist und bleibt Nein. Wenn ihr mich jetzt entschuldigen

würdet, ich muss die Kinder nach Hause bringen.«

»Die ganze Stadt ist zum Teufel«, sagte einer der Männer.

»Und Sie denken, das ist Louisas Schuld?«

»Sie stirbt. Sie braucht ihr Land nicht«, meinte Davis.

»Sie stirbt nicht!«, entgegnete Oz.

»Cotton«, sagte ein gut gekleideter Mann von ungefähr fünfzig Jahren, dem die Automobilhandlung in Dickens gehörte. Er hatte schmale Schultern, dünne Arme und weiche Handflächen, die erkennen ließen, dass er noch nie einen Heuballen gehoben, eine Sense geschwungen oder ein Feld gepflügt hatte. »Ich werde mein Geschäft verlieren. Ich werde alles verlieren, wenn die Kohle nicht durch etwas anderes ersetzt wird. Und ich bin nicht der Einzige, dem es so geht. Schauen Sie sich um. Es geht uns wirklich mies.«

»Und was ist, wenn es kein Erdgas mehr gibt?«, konterte Cotton. »Was soll Sie dann retten?«

»So weit muss man nich' nach vorn blicken. Wir müssen jetzt Geschäfte machen, und das können wir nur mit Gas«, sagte Davis verärgert. »Wir werden alle reich. Ich hätt kein Problem damit, mein Land zu verkaufen und meinem Nachbarn zu helfen.«

»Ach, wirklich?«, erwiderte Lou. »Beim Bau der Scheune hab ich Sie aber nicht gesehen, Mister Davis. Seit Louisa Sie vom Hof gejagt hat, waren Sie überhaupt nicht mehr bei uns. Es sei denn, Sie hatten etwas mit dem Abbrennen der Scheune zu tun.«

Davis spuckte aus, wischte sich den Mund ab und zog seine Hemdsärmel zurecht. Ohne Zweifel hätte er das Mädchen erwürgt, hätte Cotton nicht neben ihm gestanden.

»Lou«, sagte er streng, »das reicht.«

»Ich kann es kaum fassen, Cotton, dass Sie uns für eine

dumme Frau aus den Bergen hängen lassen«, meinte der gut gekleidete Mann. »Glauben Sie denn, Sie hätten als Anwalt noch irgendwas zu tun, wenn die Stadt stirbt?«

Cotton lächelte. »Machen Sie sich um mich mal keine Sorgen. Sie würden sich wundern, wie anspruchslos ich bin. Und was Miss Cardinal betrifft – hören Sie gut zu, denn ich sage es zum letzten Mal: Sie will ihr Land nicht an die Southern Valley verkaufen. Das ist ihr gutes Recht, und das sollten Sie akzeptieren, verdammt noch mal. Wenn Sie hier ohne das Erdgasunternehmen tatsächlich nicht überleben können, schlage ich vor, dass Sie verschwinden. Denn Miss Cardinal hat dieses Problem nicht, wissen Sie. Jedes bisschen Kohle oder Gas könnte morgen von dieser Erde verschwinden, ebenso der Strom und sämtliche Telefone – ihr würde es noch immer gut gehen.« Er starrte den elegant gekleideten Mann an. »Jetzt sagen Sie mir, wer ist hier der Dumme?«

Als die Männer näher kamen und Cotton bedrängten, bedeutete er den Kindern, in den Wagen zu steigen, und setzte sich selbst auf den Fahrersitz. Einige Kerle wichen zurück und verstellten die Rückfront des Oldsmobile. Cotton ließ den Motor an, kurbelte das Fenster herunter und musterte die Männer. »Hört mal, die Kupplung ist ziemlich empfindlich. Manchmal springt sie raus, und das gute alte Mädchen macht 'nen Riesensatz. Einmal hätte sie beinahe einen umgebracht. Los geht's, passt auf!«

Ruckartig ließ er die Kupplung kommen, und der Wagen machte einen Sprung nach hinten – genau wie die Männer. Der Weg wurde frei. Cotton setzte zurück, und sie fuhren davon. Als der Stein gegen den Gepäckraum des Wagens schlug, trat Cotton das Gaspedal durch und befahl Lou und Oz, sich zu ducken und unten zu bleiben. Noch mehrere Steine trafen den

Wagen, dann waren sie in Sicherheit. Cotton holte tief Luft und fuhr weiter.

»Was ist mit Louisa?«, fragte Lou.

»Ihr wird nichts passieren. Travis ist fast die ganze Zeit bei ihr, und den schüchtert man auch mit einer Schrotflinte nicht ein. Und wenn er nicht da ist – seine Krankenschwester ist genauso tüchtig. Außerdem habe ich dem Sheriff Bescheid gesagt, dass die Leute ein wenig ungemütlich werden. Macht euch um Louisa keine Sorgen. Zumal diese Typen einer Frau, die hilflos im Bett liegt, niemals etwas zuleide tun würden. Es sind miese Burschen, aber so was würden sie nicht tun.«

»Werden sie jetzt jedes Mal Steine nach uns werfen, wenn wir zu Louisa wollen?«, fragte Oz ängstlich.

Cotton legte dem Jungen den Arm um die Schultern. »Wenn sie es tun, gehen denen eher die Steine aus, bevor wir aufhören, Louisa zu besuchen.«

Am Farmhaus kam ihnen ein aufgeregter Eugene entgegen, der einen Zettel in der Hand hielt.

»Ein Mann aus der Stadt hat das gebracht, Mr. Cotton. Keine Ahnung, was es is'. Er sagte, ich soll's Ihnen schnell geben.«

Cotton faltete den Zettel auseinander und las ihn. Es war eine Steuermahnung. Er hatte ganz vergessen, dass Louisa in den letzten drei Jahren keine Steuern bezahlt hatte, weil es keine Ernte und somit auch kein Geld gab. Der Bezirk hatte für sie gebürgt, wie für alle Farmer in ähnlicher Lage. Natürlich wurde von ihnen erwartet, dass sie die Steuern nachzahlten, doch man gewährte ihnen Zeit. Dieser Brief allerdings forderte die sofortige Zahlung der vollständigen Summe. Zweihundert Dollar Steuern. Und da Louisa so lange im Rückstand war, konnte man ihr jeglichen Rechtsanspruch streichen und das Land viel schneller veräußern als üblich. Cotton spürte, dass

dieser Brief die Handschrift der Southern Valley trug.

»Irgendetwas nicht in Ordnung?«, fragte Lou.

Cotton schaute das Mädchen an und lächelte. »Ich kümmere mich schon darum, Lou. Ist nur Papierkram, mein Schatz.«

Cotton zahlte dem Gerichtsbeamten zweihundert Dollar aus und bekam eine gestempelte Quittung. Er stapfte zurück zu seiner Wohnung und packte den letzten Stapel Bücher ein. Als er ein paar Minuten später aufblickte, stand Lou in der Türöffnung.

»Wie kommst du denn hierher?«, fragte er.

»Buford Rose hat mich in seinem alten Packard mitgenommen. Das Ding hat nicht mal Türen, sodass man 'n tollen Ausblick hat, aber man kann auch jeden Augenblick rausfliegen. Außerdem ist es ziemlich kalt.« Sie schaute sich in dem leeren Raum um. »Wo sind Ihre ganzen Bücher, Cotton?«

Er grinste. »Die nahmen zu viel Platz weg.« Er tippte sich an die Stirn. »Eigentlich habe ich alles hier oben drin.«

Lou schüttelte den Kopf. »Ich bin beim Gericht vorbeigegangen. Ich dachte mir schon, dass es mit dem Brief mehr auf sich hatte, als Sie gesagt haben. Zweihundert Dollar für all Ihre Bücher – das hätten Sie nicht tun dürfen.«

Cotton schloss den Karton. »Ich habe immer noch welche. Und ich möchte, dass du sie bekommst.«

Lou trat in den Raum. »Warum?«

»Weil es die Werke deines Vaters sind. Ich kann mir niemand Besseren vorstellen, der sich ihrer annimmt.«

Lou schwieg, während Cotton den Karton zuklebte.

»Lass uns jetzt rübergehen und nach Louisa sehen«, sagte Cotton.

»Ich hab Angst, Cotton. Es haben noch mehr Geschäfte ge-

schlossen. Und gerade ist wieder ein voll besetzter Bus abgefahren. Und dann diese Blicke, die mir die Leute auf der Straße zuwerfen ... die sind wirklich böse. Oz hat sich in der Schule mit einem Jungen geschlagen, weil der gesagt hat, wir würden das Leben der Menschen hier zerstören, wenn wir nicht verkaufen.«

»Geht es Oz gut?«

Lou lächelte schwach. »Er hat den Kampf gewonnen. Ich glaube, das hat ihn selbst mehr überrascht als irgendjemand sonst. Er hat ein blaues Auge, aber er ist mächtig stolz.«

»Das kommt alles in Ordnung, Lou. Die Dinge werden sich einrenken. Wir kriegen das schon hin.«

Sie kam noch einen Schritt näher, einen ernsten Ausdruck im Gesicht. »Die Dinge renken sich nicht ein. Nicht, seitdem wir hergekommen sind. Vielleicht sollten wir verkaufen und fortgehen. Vielleicht wäre das besser für uns alle. Die richtige Pflege für Mom und Louisa.« Sie hielt inne, konnte Cotton nicht mehr anschauen, als sie hinzufügte: »Irgendwo anders hin.«

»Willst du das wirklich?«

Lou blickte müde ins Leere. »Manchmal will ich nur noch auf den kleinen Hügel hinter unserem Haus steigen, mich auf den Boden legen und nie wieder aufstehen.«

Cotton dachte kurz darüber nach und sagte dann: »Auf dem großen Schlachtfeld der Zeiten, / In des Lebens Lager im Feld, / Sei nicht wie das Vieh auf den Weiden! / Sei allzeit im Kampfe ein Held! / Vertrau nicht des Morgens Geläute! / Lass das Gestern begraben, was tot! / Handle jetzt im glorreichen Heute! / Herz in dir, und über dir Gott! / Das Leben der Großen will meinen, / Dass zur Größe auch wir sind bereit, / Und wenn wir einst gehen, erscheinen / Unsere Spuren im Sand der

Zeit.««

»Ein Psalm des Lebens«. Henry Wadsworth Longfellow«, sagte Lou ohne große Begeisterung.

»Es geht noch weiter, aber ich habe diese Zeilen immer für die Wichtigsten gehalten.«

»Gedichte sind was Schönes, Cotton, aber ich bin mir nicht sicher, ob sie im wirklichen Leben etwas bewirken können.«

»Gedichte müssen im wirklichen Leben nichts bewirken, Lou, sie müssen einfach nur da sein. Das Bewirken bleibt uns überlassen. Und auf dem Boden liegen und nie wieder aufstehen oder vor Unannehmlichkeiten davonlaufen ... das ist nicht die Lou Cardinal, die ich kenne.«

»Höchst interessant«, sagte Hugh Miller, der im Türrahmen stand. »Ich habe in Ihrem Büro nach Ihnen gesucht, Longfellow. Ich hörte, Sie waren am Gericht und haben anderer Leute Schulden bezahlt.« Er zeigte ein boshaftes Grinsen.

»Sehr ehrenwert von Ihnen, wenn auch fehlgeleitet.«

»Was wollen Sie, Miller?«, fragte Cotton.

Der kleine Mann trat ins Zimmer und blickte Lou an. »Nun, zunächst wollte ich sagen, wie leid es mir wegen Miss Cardinal tut.«

Lou verschränkte die Arme und schaute weg.

»Ist das alles?«, fragte Cotton schroff.

»Ich bin auch vorbeigekommen, um ein weiteres Angebot für das Stück Land zu machen.«

»Ich bin nicht befugt, dieses Land zu verkaufen.«

»Aber Miss Cardinal ist nicht in der Lage, das Angebot zu überdenken.«

»Sie hat schon einmal abgelehnt, Miller.«

»Das ist genau der Grund, warum ich dranbleibe und mein Angebot auf fünfhunderttausend Dollar erhöhe.«

Cotton und Lou tauschten überraschte Blicke. »Noch einmal«, sagte Cotton dann. »Ich bin nicht befugt, das Land zu verkaufen.«

»Ich ging davon aus, Sie hätten die Vollmacht eines Anwalts, in ihrem Namen zu handeln.«

»Nein. Selbst wenn ich eine solche Vollmacht hätte, ich würde trotzdem nicht an Sie verkaufen. Gibt es sonst noch etwas, das ich nicht für Sie tun kann?«

»Nein, Sie haben mir alles gesagt, was ich wissen muss.« Miller reichte Cotton ein Päckchen Papiere. »Gehen Sie davon aus, dass ich bedient bin.«

Miller verließ den Raum mit einem Lächeln. Während Lou nervös neben ihm stand, las Cotton rasch die Papiere durch.

»Was ist damit, Cotton?«

»Das sieht nicht gut aus, Lou.«

Plötzlich ergriff Cotton Lous Arm, und sie stürmten die Treppen hinunter und zum Hospital. Cotton stieß die Tür zu Louisas Zimmer auf. Das Blitzlicht erstrahlte genau in dem Moment, als sie den Raum betraten. Der Mann blickte zu ihnen hinüber und machte dann ein weiteres Foto von Louisa in ihrem Krankenbett. Es war noch ein Mann bei ihm – ein großer, kräftig gebauter Bursche. Beide waren mit schmucken Anzügen bekleidet und trugen Hüte mit Kniff.

»Raus hier!«, rief Cotton.

Er versuchte, dem einen Mann die Kamera zu entreißen, aber der Kräftige hielt ihn zurück, was seinem Partner genügend Zeit verschaffte, aus der Tür zu schlüpfen. Dann ging auch der große Kerl rückwärts aus dem Zimmer, ein Lächeln auf den Lippen.

Cotton konnte nichts tun, als schwer atmend dazustehen und zwischen Lou und Louisa hin und her zu blicken.

KAPITEL 37

Es war ein besonders kalter, wolkenloser Tag, als Cotton den Gerichtssaal betrat. Er blieb stehen, als er Miller mit einem großen, stattlichen, gut gekleideten Mann sah, dessen feines, silbriges Haar ordentlich über einen beinahe unnatürlich großen Kopf gekämmt war.

»Ich war mir ziemlich sicher, Sie heute zu treffen«, sagte Cotton zu Miller.

Miller deutete mit dem Kopf zu dem anderen Mann. »Sie haben wahrscheinlich schon von Thurston Goode gehört, dem Bundesstaatsanwalt in Richmond?«

»Allerdings. Sie haben kürzlich einen Fall vor dem Obersten Gerichtshof der Vereinigten Staaten verhandelt, wenn ich mich recht entsinne.«

»Um genau zu sein«, erwiderte Goode mit tiefer, gesetzter Bassstimme, »ich habe den Prozess gewonnen, Mr Longfellow.«

»Meinen Glückwunsch. Sie sind weit fort von zu Hause.«

»Mr. Goode ist hierher entsandt worden, um die Interessen des Staates in dieser Sache zu vertreten«, erklärte Miller.

»Seit wann bedarf es der Mithilfe eines der besten Staatsanwälte von Virginia, um eine Person für geistig unzurechnungsfähig zu erklären?«

Goode lächelte warm. »Als Beamter des Staates Virginia bin ich Ihnen keine Erklärung schuldig, warum ich hier bin, Mr Longfellow. Es genügt festzuhalten, dass ich hier bin.«

Cotton rieb sich das Kinn und tat so, als würde er nachdenken. »Wie war das doch? Die Bundesstaatsanwälte von Virgi-

nia werden in ihr Amt gewählt, nicht wahr? Darf ich fragen, ob die Southern Valley eine Spende zu Ihrer Wahlkampagne beigetragen hat, Sir?«

Goode errötete. »Es gefällt mir nicht, was Sie da andeuten.«

»Das war nicht als Andeutung gemeint.«

Fred, der Gerichtsdiener, kam herein und verkündete: »Erheben Sie sich! Es tagt das Gericht des ehrenwerten Henry J. Atkins. Wer ein Anliegen vorzubringen hat, der möge vortreten und soll gehört werden.«

Richter Henry Atkins, ein kleiner, kurzbärtiger Mann mit schütterem, silbrigem Haar und klaren grauen Augen betrat den Saal aus seinem angrenzenden Zimmer und setzte sich an den erhöhten Richtertisch. Bevor Atkins hinaufstieg, wirkte er zu klein für seine schwarze Robe. Oben angelangt, wirkte er zu groß für den Gerichtssaal.

Genau zu diesem Zeitpunkt schllichen sich Lou und Oz ungesehen hinein. Mit Mänteln und übergroßen, mit dicken Socken ausgepolsterten Stiefeln bekleidet, waren sie über die Baumstammbrücke und den Berg hinunter gelaufen und dann per Anhalter mit einem Laster nach Dickens gefahren. Es war ein ziemlich mühseliger Weg bei den eisigen Temperaturen, aber wie Cotton ihnen erklärt hatte, waren die möglichen Auswirkungen dieses Prozesses auf ihrer aller Leben offenkundig. Ihre Köpfe waren hinter den Lehnen der Sitze vor ihnen kaum zu sehen, als sie zusammengesunken in der letzten Reihe des Saals saßen.

»Rufen Sie den nächsten Fall auf«, sagte Atkins. Es war sein einziger Fall am heutigen Tag, aber am Gerichtshof gab es nun einmal gewisse Rituale.

Fred kündigte den zu verhandelnden Fall an: *Der Staat Virginia gegen Louisa Mae Cardinal.*

Atkins lächelte von seinem richterlichen Sitz herunter. »Mr Goode, es ist mir eine Ehre, Sie in meinem Gerichtssaal zu haben, Sir. Bitte legen Sie den Fall aus Sicht des Staates dar.«

Goode erhob sich und hakte die Daumen in sein Revers. »Das ist zugegeben keine angenehme Aufgabe, dennoch muss der Staat sich ihrer annehmen. Die Southern Valley Coal & Gas hat ein Kaufgebot für das Grundstück gemacht, das sich im alleinigen Besitz von Miss Cardinal befindet. Wir sind der Meinung, dass sie aufgrund ihres kürzlich erlittenen Schlaganfalls nicht imstande ist, dieses Angebot zu überdenken. Ihre einzigen Verwandten sind beide minderjährig und somit nicht in der Lage, in ihrem Namen zu handeln. Uns ist ebenfalls bekannt, dass der noch lebende Elternteil dieser Kinder geistig ernsthaft eingeschränkt ist. Zudem gilt es als gesichert, dass Miss Cardinal keinerlei Schriftstück unterzeichnet hat, das Dritte berechtigt, ihre Interessen zu vertreten.«

In diesem Augenblick warf Cotton einen Blick zu Miller hinüber, der in seiner überheblichen Art geradeaus blickte.

»Um in dieser Angelegenheit die Rechte von Miss Cardinal zu wahren«, fuhr Goode fort, »beantragen wir, sie für unzurechnungsfähig zu erklären und einen Vormund zu benennen, der sich ordnungsgemäß ihrer Angelegenheiten annimmt und zudem das äußerst großzügige Angebot der Southern Valley abwägt.«

Atkins nickte, als Goode sich setzte. »Vielen Dank, Mr Goode. Cotton?«

Cotton erhob sich und trat vor den Richtertisch. »Euer Ehren, was wir hier erleben, ist eher ein Versuch, die Wünsche von Miss Cardinal zu umgehen, als ihnen gerecht zu werden. Sie hat bereits ein Angebot der Southern Valley abgelehnt, ihr Land zu erwerben.«

»Entspricht das der Wahrheit, Mr Goode?«, fragte der Richter.

Goode sah zufrieden aus. »Ja, Miss Cardinal hat ein Angebot abgelehnt. Allerdings geht es bei dem vorliegenden Gebot um bedeutend mehr Geld, was eine erneute Abwägung erfordert.«

»Miss Cardinal hat sehr deutlich gemacht, dass sie ihr Land für keine Summe an die Southern Valley verkaufen würde«, entgegnete Cotton. Genau wie Goode hakte er die Daumen in sein Revers, überlegte es sich dann aber anders und zog die Hände wieder zurück.

»Haben Sie dafür irgendwelche Zeugen?«

»Äh ... nur mich selbst.«

Goode schlug sofort in die Kerbe. »Nun, wenn Mr Longfellow sich selbst in den Zeugenstand erheben will, bestehe ich darauf, ihn von seinem Amt als Rechtsvertreter Miss Cardinals zu entbinden.«

Atkins schaute Cotton an. »Entspricht das Ihren Wünschen?«

»Nein. Ich will Louisas Interessen vertreten, bis es ihr wieder besser geht.«

Goode lächelte. »Euer Ehren, Mr Longfellow hat vor diesem Gericht meinem Mandanten gegenüber eindeutig ein Vorurteil geäußert. Mr Longfellow kann schwerlich als unvoreingenommen genug betrachtet werden, um die Interessen von Miss Cardinal objektiv zu vertreten.«

»In diesem Punkt würde ich mit ihm übereinstimmen, Cotton«, meinte Atkins.

»Nun, dann plädieren wir, dass Miss Cardinal keineswegs unzurechnungsfähig ist«, konterte Cotton.

»Damit haben wir hier einen Disput, meine Herren«, sagte Atkins. »Die Hauptverhandlung wird auf heute in einer Woche angesetzt.«

Cotton war überrascht. »Das ist nicht genügend Zeit.«

»Eine Woche reicht für uns völlig aus«, sagte Goode. »Die Angelegenheiten von Miss Cardinal sollten mit angemessener Eile und Rücksicht behandelt werden.«

Atkins hob seinen Hammer. »Cotton, ich war im Hospital, um nach Louisa zu sehen. Ob sie nun noch bei Sinnen ist oder nicht, zumindest brauchen die Kinder jemanden, der sich um sie kümmert. Wir sollten die Sache hinter uns bringen, so schnell es geht.«

»Wir können für uns selbst sorgen.«

Alles blickte in den hinteren Teil des Gerichtssaals, wo Lou jetzt aufgestanden war. »Wir können für uns selbst sorgen«, wiederholte sie. »Bis es Louisa wieder besser geht.«

»Lou«, sagte Cotton, »das ist weder die Zeit noch der Ort ...«

Goode lächelte sie an. »Nun, ihr zwei seid sicher bewundernswerte Kinder. Mein Name ist Thurston Goode. Wie geht es euch?«

Weder Lou noch Oz antworteten.

»Junge Dame«, sagte Atkins, »tritt einmal nach vorn.«

Lou schluckte den Kloß in ihrem Hals hinunter und ging zum Richtertisch, von dem Atkins auf sie hinunterblickte wie Zeus auf eine Sterbliche.

»Bist du ein Mitglied der Anwaltschaft, junge Dame?«

»Nein. Ich meine ... nein.«

»Weißt du nicht, dass ausschließlich Mitglieder der Anwaltschaft sich an das Gericht wenden dürfen, es sei denn, die Umstände sind höchst außergewöhnlich?«

»Nun ja, da die Sache mich und meinen Bruder betrifft, sind die Umstände wohl außergewöhnlich.«

Atkins warf Cotton einen Blick zu und lächelte, bevor er Lou

wieder anschaute. »Du bist aufgeweckt, das merkt man gleich. Und schnell. Aber Gesetz ist nun mal Gesetz, und Kinder in eurem Alter können nicht auf sich allein gestellt leben.«

»Wir haben Eugene.«

»Er ist kein Blutsverwandter.«

»Diamond Skinner hat ganz allein gelebt. Er hatte überhaupt keinen Menschen.«

Atkins blickte zu Cotton hinüber. »Cotton, würden Sie es ihr bitte erklären?«

»Der Richter hat Recht, Lou. Ihr seid noch nicht alt genug, um allein zu leben. Ihr braucht einen Erwachsenen.«

Lous Augen füllten sich plötzlich mit Tränen. »Aber von denen haben wir immer weniger.« Sie drehte sich um und rannte den Gang entlang, stieß die Doppeltüren auf und war fort. Oz rannte ihr nach.

Cotton blickte wieder zu Richter Atkins hinauf.

»Eine Woche«, sagte der Richter. Er ließ den Hammer auf den Tisch knallen und zog sich zurück wie ein Zauberer, der einen besonders schwierigen Trick vollführt hatte und sich jetzt ausruhen musste.

Vor dem Gerichtssaal warteten Goode und Miller auf Cotton. Goode beugte sich zu Cotton vor. »Wissen Sie, Mr Longfellow, Sie könnten es für alle wesentlich einfacher machen, würden Sie kooperieren. Wir wissen doch, was die Untersuchung ergeben wird. Warum soll Miss Cardinal diese entwürdigende Verhandlung über sich ergehen lassen?«

Cotton beugte sich Goode noch ein Stück weiter entgegen. »Es schert Sie doch einen Dreck, Mr Goode, ob Louisas Angelegenheiten mit dem nötigen Respekt behandelt werden. Sie sind doch nur von Southern Valley angeheuert worden, um das Gesetz so zu beugen, dass dieses Unternehmen ein Stück

Land bekommt, das es unbedingt haben will.«

Goode lächelte nur. »Wir sehen uns vor Gericht.«

Die Nacht darauf verbrachte Cotton hinter seinem überladenen Schreibtisch. Er murmelte vor sich hin, machte Notizen, strich sie wieder durch und ging auf und ab wie ein nervöser werdender Vater. Die Tür knarrte, und zu Cottons Überraschung kam Lou mit einem Korb voll Essen und einem Becher Kaffee ins Zimmer.

»Eugene wollte Louisa besuchen und hat mich im Wagen mitgenommen«, erklärte sie. »Ich hab das drüben im New York Restaurant geholt. Dachte mir, dass Sie wahrscheinlich Ihr Abendessen verpasst haben.«

Cotton schaute zu Boden. Lou schaffte ein wenig Platz, packte das Essen aus und schenkte ihm Kaffee ein. Als sie fertig war, machte sie keinerlei Anstalten, wieder zu gehen. »Ich habe ziemlich viel zu tun, Lou. Danke für das Essen.« Cotton ging zum Schreibtisch und setzte sich, berührte jedoch kein einziges Blatt Papier und schlug kein Buch auf.

»Tut mir leid, was ich da im Gericht gesagt habe.«

»Schon gut. Ich hätte an deiner Stelle wahrscheinlich das Gleiche getan.«

»Sie haben sich richtig gut angehört.«

»Ganz im Gegenteil, ich habe völlig versagt.«

»Aber die Verhandlung hat doch noch gar nicht angefangen.«

Cotton nahm die Brille ab und putzte sie mit seiner Krawatte. »Nun, Lou ... Übrigens, du darfst mich ruhig duzen. Um die Wahrheit zu sagen ... ich habe seit Jahren keinen Fall mehr vor Gericht verhandelt, und selbst damals war ich nicht allzu erfolgreich. Ich habe mich mehr mit Verträgen, Testamenten und dergleichen beschäftigt. Und gegen einen Anwalt wie

Goode bin ich noch nie angetreten.« Er setzte die Brille wieder auf und konnte vielleicht zum ersten Mal an diesem Tag klar sehen. »Und ich will dir nichts versprechen, was ich später nicht halten kann.«

Dieser Satz stand wie eine Wand aus Feuer zwischen ihnen.

»Ich glaub an dich, Cotton. Was auch immer geschieht, ich glaube an dich. Das sollst du wissen.«

»Warum, in aller Welt, glaubst du an mich? Bisher habe ich dich doch nur enttäuscht. Ich habe miserable Gedichte zitiert, die sowieso nichts ändern.«

»Nein, du hast nur versucht, uns zu helfen.«

»Ich werde nie der Mann sein, der dein Vater war, Lou. Es scheint, als wäre ich nicht für allzu viel zu gebrauchen.«

Lou stand neben ihm. »Versprichst du mir etwas, Cotton? Versprichst du mir, uns niemals im Stich zu lassen?«

Nach einem langen Augenblick legte Cotton ihr die Hände auf die Wangen. Stockend, aber mit einer Stimme, in der die alte Kraft zu spüren war, sagte er: »Ich werde so lange bleiben, wie ihr mich haben wollt.«

KAPITEL 38

Vor dem Gerichtsgebäude standen schräg geparkte Fords, Chevys und Chrysler neben von Mulis und Pferden gezogenen Kutschwagen. Pulverschnee hatte alles in adrettes Weiß getaucht, doch niemand schenkte dem Beachtung. Alles beeilte sich, ins Gerichtsgebäude zu kommen, um ein viel größeres Schauspiel zu sehen.

Noch nie waren so viele Menschen im Gerichtssaal gewesen. Jeder Sitz im Hauptverhandlungsraum war belegt. Die Leute standen sogar an der Rückwand und quetschten sich in fünf Reihen auf dem Balkon im ersten Stock. Männer aus der Stadt hatten sich in Anzug und Krawatte gekleidet, Frauen hatten ihre Kirchenkleider an und trugen große Hüte mit Schleieren, künstlichen Blumen oder herabhängenden Früchten. Gleich daneben standen Farmer in sauberen Overalls und mit Filzhüten in den Händen, den Kautabak in den Taschen verstaut. Ihre Frauen standen neben ihnen, in geblümten Kleidern, die bis zu den Knöcheln reichten, und mit schlichten Brillen auf den gegerbten, faltigen Gesichtern. Sie blickten so aufgereggt im Saal umher, als würde jeden Moment eine Königin oder ein Filmstar hereinkommen.

Da und dort standen Kinder eingeklemmt zwischen den Erwachsenen, wie Mörtel zwischen den Backsteinen. Um besser sehen zu können, war ein Junge auf das Geländer des Balkons geklettert und hielt sich an einer Stützsäule fest. Ein Mann zog ihn herunter und erteilte ihm den strengen Verweis, dies hier sei ein Gerichtssaal und man habe sich hier nicht närrisch, sondern würdevoll zu verhalten. Der Zurechtgewiesene

trollte sich. Und dann kletterte der Mann selbst auf das Geländer, um besser sehen zu können.

Cotton, Lou und Oz stiegen gerade die Stufen zum Gerichtsgebäude hinauf, als ein ordentlich gekleideter Junge in Jacke, Freizeithosen und glänzenden schwarzen Schuhen zu ihnen gerannt kam.

»Mein Pa meint, Sie täten der ganzen Stadt wegen einer einzigen Frau Unrecht. Er sagt, wir müssen diese Gasleute hierher bekommen, egal wie.« Der kleine Junge schaute Cotton an, als hätte der seine Mutter angespuckt und dann darüber gelacht.

»Wirklich?«, fragte Cotton. »Nun, ich achte die Meinung deines Daddys, auch wenn ich nicht damit übereinstimme. Sag ihm, wenn er später mit mir darüber sprechen möchte, werde ich das gerne tun.« Cotton schaute sich um und bemerkte einen Mann, bei dem er sich sicher war, dass es sich um den Vater des Jungen handelte, denn er ähnelte ihm. Der Mann hatte sie angestarrt, dann aber schnell weggeschaut.

Cotton blickte zu den vielen Autos und Droschken und sagte zu dem Jungen: »Du und dein Daddy, ihr geht wohl besser rein und seht zu, dass ihr einen Platz bekommt. Das Gericht scheint heute ein beliebter Ort zu sein.«

Als sie den Gerichtssaal betraten, staunte Cotton noch immer über die große Zuschauermenge. Allerdings war der größte Teil der Farmarbeit in diesen Wochen bereits getan, und die Leute hatten ein wenig Zeit für andere Dinge. Und für die Stadtbewohner bot sich eine großartige Show zu einem fairen Preis. Sie wollten offenbar nicht die kleinste Kleinigkeit verpassen, sich nicht das kleinste Wortgefecht entgehen lassen. Für viele würde es wohl eines der aufregendsten Ereignisse ihres Lebens werden. Und war das nicht traurig, dachte Cotton.

Er wusste, dass einiges auf dem Spiel stand. Ein sterbender

Ort, der vielleicht von einem schwerreichen Unternehmen zu neuem Leben erweckt würde. Dem entgegenhalten konnte er nur eine alte, bettlägerige Frau, die offenbar nicht mehr bei Sinnen war. Und da waren zwei verängstigte Kinder, die auf ihn zählten. Und in einem anderen Bett lag eine andere Frau, an die er sein Herz verlieren würde, wenn sie nur wieder aufwachte. O Herr im Himmel, wie sollte er das alles jemals überstehen?

»Sucht euch einen Sitzplatz«, sagte Cotton zu den Kindern. »Und verhaltet euch ruhig.«

Lou gab ihm einen Kuss auf die Wange. »Viel Glück.« Sie überkreuzte ihre Finger für ihn. Ein Farmer, den sie kannten, machte in einer Sitzreihe Platz für sie.

Cotton ging den Gang hinauf und nickte den Leuten zu, die er kannte. In der ersten Reihe saßen Miller und Wheeler.

Goode saß am Beratungstisch; er wirkte so glücklich wie ein Hungriger beim Kirchenmahl. Er betrachtete die Menge, die sich danach zu verzehren schien, seinem Kampf beizuwohnen.

»Sind Sie bereit?«, fragte Goode.

»Genauso bereit wie Sie«, spielte Cotton mit.

Goode grinste. »Bei allem gebotenen Respekt, aber da habe ich so meine Zweifel.«

Gerichtsdiener Fred erschien und sagte seinen üblichen Spruch; alle standen auf, und das Gericht des ehrenwerten Henry J. Atkins konnte tagen.

»Schicken Sie die Geschworenen herein«, forderte der Richter Fred auf, und die Geschworenen traten ein. Cotton schaute sich jeden genau an. Es traf ihn wie ein Schlag ins Gesicht, als er George Davis unter den Erwählten entdeckte.

»Herr Richter!«, donnerte er. »George Davis gehört nicht zu den von uns gewählten Geschworenen. Er hat eigene Interes-

sen, was den Ausgang dieser Verhandlung angeht.«

Atkins beugte sich vor. »Cotton, Sie wissen genau, wie schwierig es für uns ist, genügend Geschworene zu bekommen. Ich musste Leroy Jenkins entlassen, da seine Frau erkrankt ist, und Garcie Burns ist von seinem Muli getreten worden. Ich weiß, George Davis ist nicht gerade beliebt, aber er hat das gleiche Recht wie jeder andere auch, dem Gericht zu dienen. George, wirst du dich mit diesem Fall fair und unvoreingenommen auseinander setzen können?«

Davis trug seinen Sonntagsanzug und sah ganz respektabel aus. »Jawohl, Sir«, antwortete er höflich und schaute sich um. »Sie wissen doch alle, dass ich direkt neben Louisa wohne. Wir kommen gut miteinander aus.« Er lächelte, wobei er seine faulen Zähne zeigte. Überhaupt schien er mit dem Lächeln Schwierigkeiten zu haben, ganz so, als hätte er es noch nie versucht.

»Ich bin sicher, Mr Davis wird einen hervorragenden Geschworenen abgeben, Euer Ehren«, sagte Goode. »Keinerlei Bedenken meinerseits.«

Cotton sah zu Atkins, und der seltsame Ausdruck auf dem Gesicht des Richters ließ die Frage in ihm aufsteigen, was hier wirklich vor sich ging.

Lou saß auf ihrem Sitz und kochte innerlich vor Zorn. Es war nicht richtig. Sie wollte aufstehen und hinausschreien, dass es falsch war, doch zum ersten Mal in ihrem Leben war sie zu eingeschüchtert. Immerhin war dies ein Gericht.

»Er lügt!«, gellte eine Stimme, und im ganzen Saal fuhren die Köpfe herum, hielten die Leute nach dem Rufer Ausschau.

Lou sah, dass Oz neben ihr auf seinem Sitz stand und damit alle im Gerichtssaal überragte. Seine Augen glühten, und sein Finger deutete starr auf George Davis. »Er lügt«, rief Oz noch

einmal mit einer so tiefen Stimme, dass Lou sie beinahe nicht als die ihres Bruders wiedererkannt hätte. »Er hasst Louisa. Es ist nicht richtig, dass er da sitzt.«

Wie alle anderen war auch Cotton völlig überfahren. Er ließ den Blick durch den Saal schweifen. Richter Atkins starnte den Jungen nicht gerade freundlich an. Goode schien aufspringen zu wollen. Und Davis' Blick war so böse, dass Cotton froh war, dass sich keine Waffe in erreichbarer Nähe befand. Er lief zu Oz und packte den Jungen.

»Die Neigung zu öffentlichen Ausbrüchen liegt der Familie Cardinal offenbar im Blut«, rief Richter Atkins. »Cotton, so geht das nicht.«

»Ich weiß, Herr Richter. Ich weiß.«

»Das ist nicht in Ordnung! Der Mann ist ein Lügner!«, schrie Oz.

Lou hatte Angst. »Oz, bitte. Alles okay.«

»Nichts ist okay, Lou. Der Mann ist grausam. Er lässt seine Familie verhungern. Er ist böse!«

»Cotton, schaffen Sie das Kind raus!«, donnerte der Richter.
»Auf der Stelle!«

Cotton trug Oz hinaus. Lou folgte ihnen.

Sie setzten sich auf die kalte Treppe des Gerichtsgebäudes. Oz weinte nicht. Er saß nur da und schlug die Fäuste gegen seine schlanken Oberschenkel. Lou spürte, dass ihr Tränen über die Wangen liefen, als sie ihn anschaute. Cotton legte einen Arm um Oz' schmale Schultern.

»Es ist nicht gerecht, Cotton«, sagte Oz. »Es ist einfach nicht gerecht.« Der Junge schlug weiter auf seine Beine ein.

»Ich weiß, Kleiner, ich weiß. Aber das geht schon klar. Vielleicht ist es sogar gut für uns, dass George Davis einer der Geschworenen ist.«

Oz hielt inne. »Wieso denn das?«

»Nun, das ist eines der Geheimnisse des Gesetzes, Oz. Du musst mir da einfach vertrauen. Also, ihr wollt doch bestimmt immer noch die Verhandlung sehen, oder?«

Beide Kinder nickten.

Cotton schaute sich um und sah, dass Hilfssheriff Howard Walker neben der Tür stand. »Howard, für die Kinder ist es ziemlich kalt hier draußen. Wenn ich für keine weiteren Ausbrüche garantiere, könntest du vielleicht 'ne Möglichkeit finden, sie wieder in den Saal zu bekommen? Ich muss nämlich rein, verstehst du?«

Walker lächelte und griff in seinen Pistolengurt. »Ihr kommt mit mir, Kinder. Lasst Cotton gehen und seine Wunder wirken.«

»Danke, Howard«, sagte Cotton. »Aber wenn du uns hilfst, könntest du in der Stadt einiges an Beliebtheit einbüßen.«

»Mein Pa und mein Bruder sind in den Gruben gestorben. Die Southern Valley soll zur Hölle fahren! Also, Cotton, jetzt geh da rein und zeig denen, was für ein großartiger Anwalt du bist.«

Nachdem Cotton wieder im Saal verschwunden war, führte Walker die Kinder durch einen Hintereingang ins Gebäude und setzte sie auf einen Platz auf dem Balkon, der für besondere Besucher reserviert war, aber nicht, ohne Oz zuvor das Versprechen abgenommen zu haben, dass er nicht mehr unangenehm auffallen werde.

Lou schaute ihren Bruder an und flüsterte: »Das war ganz schön mutig von dir, Oz. Ich hatte Angst.« Er lächelte sie an. Dann bemerkte sie, dass irgendetwas fehlte. »Wo ist der Bär, den ich dir geschenkt habe?«

»Schitte, Lou, ich bin zu alt für Bären und Daumenlutschen!«

Lou blickte ihren Bruder an und erkannte, dass er Recht hatte. Und ihre Augen schimmerten feucht, als sie sich ihren Bruder als erwachsenen Mann vorstellte – einen Mann, der nicht mehr auf seine ältere Schwester angewiesen war.

Unten im Saal führten Cotton und Goode ein hitziges Gespräch mit Richter Atkins.

»Hören Sie, Cotton«, meinte Atkins. »Ich nehme sehr wohl zur Kenntnis, was Sie über George Davis sagen, und Ihr Einspruch wird zu Protokoll genommen, aber Louisa hat immerhin vier dieser Geschworenen auf die Welt gebracht, und der Staat hat dagegen keinerlei Einspruch erhoben.« Er schaute Goode an. »Würden Sie uns für einen Moment entschuldigen?«

Goode schaute überrascht drein. »Ein Gespräch unter vier Augen mit einem Anwalt, Euer Ehren? So etwas ist in Richmond nicht üblich.«

»Wir sind hier nicht in Richmond. Würden Sie jetzt bitte für einen Moment dort hinüber gehen?« Atkins fuchtelte mit der Hand, als wolle er Fliegen verscheuchen, und Goode zog sich zögernd an seinen Tisch zurück.

»Cotton«, sagte Atkins, »wir wissen beide, dass es ein großes Interesse an diesem Fall gibt, und wir kennen beide den Grund dafür: Geld. Louisa liegt ein paar Minuten zu Fuß von hier im Krankenhaus, und die meisten Leute sind ohnehin der Meinung, dass sie es nicht schafft. Und dann haben wir das Geld von Southern Valley, das den Leuten ins Gesicht scheint.«

Cotton nickte. »Sie glauben also, dass die Geschworenen sich gegen uns wenden, wie der Fall auch liegt?«

»Nun, was soll ich sagen? Aber wenn Sie diesen Prozess verlieren ...«

»Wird Davis als Geschworener mir einen guten Grund ge-

ben, in Revision zu gehen«, beendete Cotton den Satz.

Atkins schien zufrieden, dass Cotton so bereitwillig auf seine Strategie einlenkte. »Sieh mal an, auf den Gedanken bin ich noch gar nicht gekommen. Gut, dass Sie es bedacht haben. Dann lassen Sie uns mal loslegen.«

Cotton ging an seinen Platz zurück, und Atkins schlug mit dem Hammer auf den Richtertisch und verkündete: »Hiermit sind die Geschworenen ernannt. Setzen Sie sich.«

Die Geschworenen nahmen Platz.

Atkins ließ den Blick über sie schweifen und schaute dann Davis an. »Eine Sache noch, bevor wir beginnen. Ich wetze jetzt seit vierunddreißig Jahren meinen richterlichen Hintern auf dieser Bank, und nie hat es irgendwelche Ungereimtheiten oder Manipulationsversuche gegeben, was die Geschworenen angeht. Und das wird auch nie der Fall sein, denn wenn es so wäre, dann wäre ein Leben in den Kohlengruben ein Kindergeburtstag verglichen mit dem, was ich mit den Verantwortlichen anstelle.« Er starrte Davis an, feuerte ähnliche Breitseiten in Richtung Goode und Miller und sagte dann: »Herr Staatsanwalt, rufen Sie Ihren ersten Zeugen auf.«

»Der Staat ruft Dr. Luther Ross in den Zeugenstand«, sagte Goode.

Der schwerfällige Dr. Ross erhob sich und ging in den Zeugenstand. Er hatte jene Gesetztheit, die Anwälte liebten, sofern der Betreffende auf ihrer Seite ist; andernfalls war er lediglich ein gut bezahlter Lügner.

Fred vereidigte ihn. »Erheben Sie die rechte Hand, legen Sie die linke auf die Bibel. Schwören Sie, die Wahrheit zu sagen, die ganze Wahrheit und nichts als die Wahrheit, so wahr Ihnen Gott helfe?«

Ross erklärte, dass er die Wahrheit und nichts als die Wahr-

heit sagen werde, und hievte sich auf den Zeugenstuhl.

Fred zog sich zurück, und Goode trat heran.

»Doktor Ross, wären Sie bitte so freundlich, sich vor den Geschworenen auszuweisen?« Goode sprach in gepflegtestem Südstaatendialekt.

»Ich bin Direktor der Anstalt drüben in Roanoke. Ich habe am Medical College in Richmond und an der Universität von Virginia Seminare über die Bewertung geistiger Fähigkeiten veranstaltet. Und ich habe über zweitausend Fälle wie den vorliegenden persönlich behandelt.«

»Nun, dann bin ich sicher, dass Mr Longfellow und dieses Gericht darin übereinstimmen, dass Sie unbestreitbar ein Experte auf Ihrem Gebiet sind. Es ist sogar so, dass Sie der *führende* Experte auf Ihrem Gebiet sind, und meiner Meinung nach sollten die Geschworenen in diesem Fall auch keinem Geringeren ihre Aufmerksamkeit schenken.«

»Einspruch, Euer Ehren!«, sagte Cotton. »Es dürfte keinerlei Beweise dafür geben, dass Mr Goode ein Experte im Bewerten von Experten ist.«

»Stattgegeben, Cotton. Fahren Sie fort, Mr Goode.«

»Nun, Mr Ross«, fuhr Goode mit einem Seitenblick auf Cotton fort, »hatten Sie bereits Gelegenheit, Louisa Mae Cardinal zu untersuchen?«

»Die hatte ich.«

»Und was ist Ihre fachkundige Meinung bezüglich ihrer geistigen Zurechnungsfähigkeit?«

Ross schlug eine seiner weichen Hände auf den Rahmen des Zeugenstands. »Sie ist geistig nicht zurechnungsfähig. Meiner Meinung nach sollte sie in eine geschlossene Anstalt eingewiesen werden.«

Lautes Raunen ging durch die Menge, und Atkins schlug

ungeduldig mit dem Hammer auf den Richtertisch. »Ruhe im Gerichtssaal.«

»Eingewiesen?«, fuhr Goode fort. »Gott im Himmel, das ist eine ernsthafte Angelegenheit. Sie würden also sagen, sie ist nicht in der Verfassung, sich um ihre Angelegenheiten zu kümmern? Zum Beispiel um den Verkauf ihres Grundstücks?«

»Auf gar keinen Fall. Ihre derzeitige Situation könnte leicht ausgenutzt werden. Die Ärmste kann ja noch nicht einmal mit ihrem eigenen Namen unterschreiben. Wahrscheinlich weiß sie ihn nicht einmal mehr.« Er warf den Geschworenen einen äußerst strengen Blick zu. »In eine geschlossene Anstalt«, sagte er noch einmal.

Goode stellte eine Reihe vorsichtig formulierter Fragen und bekam auf jede genau die Antwort, die er haben wollte: Dem angesehenen Dr. Luther Ross zufolge war Louisa Mae ohne Zweifel geistig nicht zurechnungsfähig.

»Keine weiteren Fragen«, beendete Goode schließlich die Befragung.

»Mr Longfellow?«, sagte Atkins. »Sie möchten fortfahren, nehme ich an.«

Cotton stand auf, nahm die Brille ab und ließ sie herabbaumeln, während er sich dem Zeugen widmete.

»Sie behaupten, über zweitausend Personen untersucht zu haben. Stimmt das?«

»Das stimmt«, sagte Ross, und seine Brust hob sich.

»Und wie viele dieser Personen haben Sie für unzurechnungsfähig befunden?«

Sofort senkte sich Ross' Brust wieder; mit dieser Frage hatte er offensichtlich nicht gerechnet. »Äh ... schwer zu sagen.«

Cotton blickte kurz zu den Geschworenen und ging dann auf den Zeugen zu.

»Wieso? Sie müssen es nur sagen. Lassen Sie mich Ihnen ein wenig helfen. Waren es hundert Prozent? Fünfzig Prozent?«

»Keine hundert Prozent.«

»Aber auch keine fünfzig?«

»Nein.«

»Dann gehen wir mal hoch. Achtzig? Neunzig? Fünfundneunzig?«

Ross dachte kurz nach. »Fünfundneunzig könnte ungefähr hinkommen.«

»Also gut. Lassen Sie mich mal sehen. Das sind dann also neunzehnhundert von zweitausend. Eine Menge Verrückter, Dr. Ross.«

Die Zuschauer lachten, und Atkins schlug mit dem Hammer auf den Richtertisch, konnte sich ein kleines Lächeln aber auch nicht verkneifen.

Ross funkelte Cotton wütend an. »Ich beurteile die Leute so, wie ich sie zu sehen bekomme, Herr Anwalt.«

»Wie viele Opfer von Schlaganfällen haben Sie hinsichtlich ihrer geistigen Zurechnungsfähigkeit untersucht, Dr. Ross?«

»Äh ... nun ja, nicht, dass ich mich jetzt konkret an einen Fall erinnern könnte ...«

Cotton schritt vor dem Zeugen auf und ab, der seinen Blick auf den Anwalt geheftet ließ. Eine gerade Reihe Schweißperlen erschien auf Ross' Stirn. »Ich nehme mal an, die meisten Leute, die Sie zu sehen bekamen, haben unter irgendeiner Geisteskrankheit gelitten. Im vorliegenden Fall aber geht es um das Opfer eines Schlaganfalls, dessen körperliches Unvermögen den Anschein erweckt, als wäre die betreffende Person geistig nicht zurechnungsfähig, auch wenn das vielleicht gar nicht der Fall ist.« Cotton suchte und fand Lou auf dem Balkon. »Ich will damit sagen, bloß weil eine Person weder reden noch sich

bewegen kann, lässt sich daraus nicht schlussfolgern, dass sie nicht mitbekommt, was um sie herum vor sich geht. Es ist sehr gut möglich, dass sie alles sieht, hört und versteht. Alles!«

Cotton schwenkte herum und blickte seinen Zeugen an. »Und bei ausreichend langer Genesungszeit wird sie sich möglicherweise völlig erholen.«

»Bei der von mir untersuchten Frau halte ich eine Genesung für sehr unwahrscheinlich.«

»Sind Sie medizinischer Experte für Schlaganfälle?«, fragte Cotton mit scharfer Stimme.

»Äh ... nein. Aber ...«

»Dann verlange ich die richterliche Anweisung, diese Aussage nicht zur Kenntnis zu nehmen.«

Atkins wandte sich an die Geschworenen. »Ich weise Sie hiermit an, die von Dr. Ross gemachte Aussage, nach der sich Miss Cardinal nicht mehr erholen wird, in keiner Weise in Ihre Überlegungen mit einzubeziehen, da er nachweislich nicht die fachliche Kompetenz hat, eine solche Diagnose zu stellen.«

Atkins und Ross warfen sich aufgrund der Wortwahl des Richters scharfe Blicke zu, während Cotton eine Hand vors Gesicht nahm, um sein Grinsen zu verbergen.

»Dr. Ross«, fuhr Cotton fort, »Sie können uns also nicht mit Sicherheit sagen, dass Louisa Mae Cardinal nicht doch heute, morgen oder übermorgen wieder in der Lage sein wird, ihre Angelegenheiten selbst zu regeln?«

»Die Frau, die ich untersucht habe ...«

»Bitte beantworten Sie die Frage, Sir.«

»Nein.«

»Was nein?« Freundlich fügte er hinzu: »Bitte drücken Sie sich klar aus, auch im Interesse der Geschworenen.«

Frustriert verschränkte Ross die Arme. »Nein. Ich kann nicht

mit Sicherheit ausschließen, dass Miss Cardinal sich heute, morgen oder übermorgen erholen wird.«

Goode erhob sich. »Euer Ehren, ich sehe, wohin diese Befragung führt, und ich glaube, ich habe eine Lösung. Dr. Ross' Diagnose zufolge ist Miss Cardinal momentan nicht zurechnungsfähig. Sollte sie sich erholen – und wir alle hoffen, dass dies der Fall sein wird –, kann der vom Gericht einberufene Verwalter entlassen werden, und Miss Cardinal kann sich wieder selbst um ihre Angelegenheiten kümmern.«

»Bis dahin wird Miss Cardinal kein Land mehr verblieben sein«, entgegnete Cotton.

Goode spannte zum Beginn seiner Rede einen Bogen. »Nun, dann kann Miss Cardinal die Annehmlichkeiten einer halben Million Dollar genießen, die ihr von der Southern Valley für ihr Land geboten wurde.«

Bei der Erwähnung dieser unchristlichen Summe durchlief ein lautes Raunen die Menge. Ein Mann wäre fast über die Brüstung des Balkons gefallen, hätten seine Nachbarn ihn nicht zurück in Sicherheit gezogen. Sowohl schmutzige als auch saubere Kinder schauten einander mit staunenden Augen an, und ihre Eltern taten es ihnen gleich. Selbst die Geschworenen warfen sich erstaunte Blicke zu. Lediglich George Davis saß bewegungslos da und starrte vor sich hin. Seinem Gesicht war keinerlei Regung zu entnehmen.

»Genau wie auch andere sich freuen könnten, wenn ihnen ein ähnliches Angebot unterbreitet würde«, fuhr Goode rasch fort.

Cotton schaute sich um und wünschte Goode in die finsterste Hölle. Sowohl die Bergbewohner als auch die Städter starrten ihn an; für sie war er der Mann, der ihrem Glück im Weg stand. Doch trotz der immensen Last, die auf seinen Schultern ruhte, riss Cotton sich zusammen und rief: »Herr Richter, mit

dieser Strategie hat Mr Goode die Geschworenen so gut wie bestochen. Ich fordere eine Verlegung des Verhandlungsortes. Meine Mandantin kann keine faire Verhandlung erwarten, wenn die Leute nur noch die Dollars der Southern Valley im Kopf haben.«

Goode lächelte die Geschworenen an. »Ich ziehe meine Aussage zurück. Tut mir leid, Mr Longfellow. War nicht böse gemeint.«

Atkins lehnte sich im Stuhl zurück. »Eine Verlegung ist unmöglich, Cotton. Wo wollen Sie die Sache denn verhandeln lassen? Fast jeder Bewohner aus einem Umkreis von fünfzig Meilen sitzt hier im Gerichtssaal, und das nächste Gericht ist eine Tagesreise mit dem Zug entfernt. Und der Richter dort ist nicht annähernd so nett wie ich.« Er wandte sich den Geschworenen zu. »Jetzt hört mir mal zu, Leute. Ihr werdet die Aussage von Mr Goode bezüglich des Kaufangebots für Miss Cardinals Land nicht beachten. Er hätte das nicht sagen sollen, und ihr werdet es vergessen. Und glaubt mir – ich meine, was ich sage.«

Atkins schaute nun Goode an. »Mir ist klar, dass Sie einen hervorragenden Ruf haben, Sir, den ich nur ungern beschmutze. Aber wenn Sie sich so etwas noch einmal erlauben – ich habe da eine nette kleine Zelle in diesem Gebäude, in der Sie ein Weilchen verbringen können, und dann kann es durchaus passieren, dass ich Sie für einige Zeit vergesse. Haben Sie mich verstanden?«

Goode nickte. »Ja, Euer Ehren«, sagte er unterwürfig.

»Haben Sie noch weitere Fragen an Dr. Ross, Cotton?«

»Nein, Herr Richter.« Cotton nahm wieder auf seinem Stuhl Platz.

Goode rief Travis Barnes in den Zeugenstand. Er gab zwar

sein Bestes, doch unter Goodes geschickter Befragung fiel seine Prognose für Louisa eher düster aus. Schließlich schwenkte Goode ein Foto vor ihm hin und her.

»Ist das Ihre Patientin Louisa Mae Cardinal?«

Barnes schaute sich das Bild an. »Ja.«

»Ich bitte um die Erlaubnis, den Geschworenen dieses Foto zeigen zu dürfen.«

»Also gut, aber machen Sie schnell«, meinte Atkins.

Goode legte einen Abzug des Fotos vor Cotton auf den Schreibtisch, aber der schaute nicht einmal hin. Er riss das Bild in zwei Hälften und warf es in den Spucknapf neben seinem Tisch, während Goode mit dem Original vor den Gesichtern der Geschworenen auf und ab schritt. Angesichts des Räusperns, der getuschelten Bemerkungen und des Kopfschütteins schien das Bild seine gewünschte Wirkung zu erzielen. Lediglich George Davis schien es nicht zu berühren. Er schaute sich das Foto besonders lange an, und Cotton hatte den Eindruck, dass er nur mit größter Mühe seine Erleichterung verbergen konnte. Goode nahm wieder Platz. Er hatte den beabsichtigten Schaden angerichtet.

»Travis«, sagte Cotton, erhob sich und stellte sich neben seinen Freund, »haben Sie Louisa Cardinal je zuvor aufgrund irgendwelcher Krankheiten behandelt?«

»Ja. Ein paar Mal.«

»Könnten Sie uns bitte etwas darüber erzählen?«

»Vor ungefähr zehn Jahren ist sie von einer Klapperschlange gebissen worden. Sie hat das Biest eigenhändig mit einer Hacke erschlagen und ist dann zu Pferde den Berg hinunter. Als sie zu mir kam, war ihr Arm schon ungefähr auf die Dicke meines Beines angeschwollen. Sie wurde schwer krank und bekam höheres Fieber, als ich es je zuvor gesehen hatte. Tage-

lang verlor sie immer wieder das Bewusstsein. Aber als wir schon dachten, sie würde nicht durchkommen, schaffte sie es doch. Wie ein verdammtes Maultier hat sie gekämpft.«

»Gab es noch andere Krankheiten?«

»Lungenentzündung. In dem Winter vor vier Jahren, als wir hier mehr Schnee hatten als am Südpol. Daran erinnern sich bestimmt noch alle.« Er wandte sich an die Zuschauer im Gerichtssaal, und diese nickten ihm zu.

»Damals gab es keine Möglichkeit, den Berg rauf oder runter zu kommen. Es dauerte vier Tage, bis Miss Lousia mich benachrichtigen konnte. Sobald der Sturm abflaute, ging ich hinauf und behandelte sie, aber sie hatte schon aus eigener Kraft das Schlimmste hinter sich. Einen jungen Menschen hätte die Krankheit selbst mit medizinischer Hilfe umgebracht, doch Louisa Cardinal hatte die Lungenentzündung mit nichts als ihrem eisernen Überlebenswillen besiegt, obwohl sie in den Siebzigern war. So etwas habe ich noch nie gesehen.«

Cotton ging zu den Geschworenen und baute sich vor ihnen auf. »Sie haben es gehört. Eine Frau mit unverwüstlichem Lebenswillen. Einem Willen, der sich nichts und niemandem beugt.«

»Einspruch, Euer Ehren«, rief Goode. »Ist das eine Frage oder eine göttliche Verkündigung Ihrerseits, Mr Longfellow?«

»Beides, hoffe ich, Mr Goode.«

»Nun, drücken wir es mal so aus«, sagte Barnes. »Würde ich wetten, dann auf keinen Fall *gegen* Miss Louisa.«

Cotton blickte zu den Geschworenen hinüber. »Ich ebenso wenig. Keine weiteren Fragen.«

»Mr Goode, wen rufen Sie als nächsten Zeugen auf?«, fragte Atkins.

Der Staatsanwalt erhob sich und sah sich im Saal um. Er

schaute und schaute, bis sein Blick auf den Balkon fiel, dessen Ränder entlangwanderte und dann auf Lou und Oz hängen blieb. Schließlich blickte er Oz an.

»Junger Mann, warum kommst du nicht hier herunter und sprichst mit uns?«

Cotton sprang auf. »Euer Ehren, ich sehe keinen Grund ...«

»Herr Richter«, wurde er von Goode unterbrochen, »es sind die Kinder, die den Vormund bekommen sollen. Deshalb halte ich es für vernünftig, eins von ihnen anzuhören. Und für einen kleinen Mann hat er eine prächtige Stimme, was inzwischen wohl jeder in diesem Saal bestätigen kann.«

Die Menge lachte unterdrückt, und Atkins schlug nachdenklich mit dem Hammer auf den Tisch, während er sich für eine Zeitspanne, die sechs Herzschläge Cottons in Anspruch nahm, den Wunsch des Anwalts durch den Kopf gehen ließ. »Also gut. Aber denken Sie daran, Goode, er ist ein kleiner Junge.«

Lou nahm Oz an der Hand, und sie stiegen langsam die Treppen hinunter, vorbei an den Sitzreihen. Alle Augen im Saal waren auf sie gerichtet. Oz legte die Hand auf die Bibel und wurde vereidigt, während Lou zurück zu ihrem Platz ging. Oz kauerte auf dem Stuhl und wirkte so klein und hilflos, dass Cotton das Herz schwer wurde. Goode trat näher an den Jungen heran.

»Also, Mr Oscar Cardinal ...«, begann er.

»Mein Name ist Oz, und meine Schwester heißt Lou. Sagen Sie bloß nicht Louisa Mae zu ihr, sonst wird sie sauer und haut Ihnen eine rein.«

Goode lächelte. »Mach dir darum mal keine Sorgen. Oz und Lou also.« Er lehnte sich gegen den Zeugenstand. »Weißt du, es tut dem Gericht sehr leid, dass es deiner Mom so schlecht geht.«

»Bald geht's ihr wieder besser.«

»Ach ja? Sagen das die Ärzte?«

Oz blickte zu Lou hinauf, doch Goode berührte seine Wange und drehte seinen Kopf zurück.

»Nein, nein, mein Junge. Hier im Zeugenstand musst du die Wahrheit sagen. Du kannst nicht zu deiner Schwester schauen und sie um Antworten bitten. Du hast bei Gott geschworen, die Wahrheit zu sagen.«

»Ich sag immer die Wahrheit. Großes Ehrenwort.«

»Du bist ein braver Junge. Also, noch einmal – haben die Ärzte gesagt, dass es deiner Mutter bald besser geht?«

»Nein. Die sind nicht sicher.«

»Woher weißt *du* es dann?«

»Weil ... weil ich 's mir gewünscht habe. Am Wunschbrunnen.«

»Am Wunschbrunnen?«, fragte Goode mit einem Gesichtsausdruck, der den Geschworenen nur allzu deutlich zeigte, was er von der Antwort hielt. »Gibt es hier in der Gegend einen Wunschbrunnen? Ich wünschte, wir hätten einen zu Hause in Richmond.«

Die Menge lachte, und Oz' Gesicht verfärbte sich rosa. Unruhig rutschte er auf dem Stuhl herum. »Es gibt einen Wunschbrunnen«, sagte er. »Mein Freund Diamond Skinner hat uns davon erzählt. Du wünschst dir was und lässt das Wertvollste zurück, was du hast. Dann geht der Wunsch in Erfüllung.«

»Hört sich ja toll an. Du hast es dir also gewünscht?«

»Ja, Sir.«

»Und du hast das Wertvollste dagelassen, das du hattest? Was war es denn?« Oz blickte nervös durch den Saal. »Die Wahrheit, Oz. Denk daran, was du Gott versprochen hast, Junge.«

Oz holte tief Luft. »Mein Bär. Ich hab meinen Bär hergegeben.«

Wieder kicherten die Zuschauer unterdrückt, bis sie die Tränen sahen, die das Gesicht des kleinen Jungen hinunterkullerten. Das Kichern erstarb.

»Ist dein Wunsch denn schon in Erfüllung gegangen?«, fragte Goode.

Oz schüttelte den Kopf. »Nein.«

»Ist schon ein Weilchen her mit dem Wunschbrunnen?«

»Ja«, antwortete Oz leise.

»Und deine Mom ist immer noch ziemlich krank, oder?«

Oz senkte den Kopf. »Ja«, sagte er mit ganz zarter Stimme.

Goode steckte die Hände in die Taschen. »Nun, so traurig das auch ist, mein Junge, die Dinge werden nicht einfach wahr, weil man sich 's wünscht. So geht das nicht im richtigen Leben. Du weißt, dass deine Urgroßmutter schwer krank ist, oder?«

»Ja, Sir.«

»Und für sie wünschst du auch etwas?«

Cotton erhob sich. »Goode, hören Sie auf damit.«

»Gut, gut. Oz, du weißt, dass du nicht ganz allein leben kannst, nicht wahr? Wenn es deiner Urgroßmutter nicht besser geht, musst du nach dem Gesetz bei einem Erwachsenen wohnen. Oder du gehst in ein Waisenhaus. Aber du willst sicher nicht in ein altes Waisenhaus, oder?«

Wieder sprang Cotton auf. »Waisenhaus? Seit wann steht das zur Debatte?«

»Nun, wenn Miss Cardinals Land nicht verkauft und sie nicht auf wundersame Weise wieder gesund wird – wie bei der Klapperschlange und der Lungenentzündung –, müssen die Kinder irgendwo bleiben. Und sofern sie kein Geld haben,

wovon mir nichts bekannt ist, gehen sie in ein Waisenhaus, denn dorthin kommen nun mal Kinder, wenn sie keine Verwandten haben, die sich um sie kümmern könnten, oder andere geeignete Personen, die sie adoptieren.«

»Sie können bei mir leben«, meinte Cotton.

Goode sah aus, als wolle er jeden Moment loslachen. »Bei Ihnen? Einem unverheirateten Mann? Einem Anwalt in einer sterbenden Stadt? Sie sind wohl der Letzte, dem ein Gericht die Kinder zusprechen würde.« Goode drehte sich wieder zu Oz um. »Also, würdest du nicht gern in deinem eigenen Haus wohnen? Mit jemandem, der es gut mit euch meint? Das würde dir doch gefallen, oder?«

»Ich weiß nicht.«

»Natürlich hättest du das gern. Waisenhäuser sind nicht gerade die schönsten Orte auf der Welt. Manche Kinder müssen für immer dort bleiben.«

»Euer Ehren«, sagte Cotton, »hat das alles noch einen anderen Sinn, als den Zeugen zu verängstigen?«

»Das wollte ich Mr Goode auch gerade fragen«, erklärte Atkins.

Oz meldete sich zu Wort. »Darf Lou auch mitkommen? Ich meine, nicht ins Waisenhaus, sondern zu jemand anders?«

»Sicher, Junge, sicher«, sagte Goode schnell. »Man sollte Bruder und Schwester niemals trennen.« Leise fügte er hinzu: »Aber in einem Waisenhaus gibt es dafür keine Garantie.« Er legte eine Pause ein. »Du wärst also damit einverstanden, Oz?«

Oz zögerte und versuchte, zu Lou hinauf zu blicken, doch Goode war schneller und verstellte ihm die Sicht. »Ich glaub schon«, murmelte Oz schließlich.

Cotton schaute hinauf zum Balkon. Lou stand da, die Finger um das Geländer geschlossen, den ängstlichen Blick auf ihren Bruder gerichtet.

Goode ging zu den Geschworenen und tat so, als würde er sich die Augen reiben. »Ein braver Junge. Keine weiteren Fragen.«

»Cotton?«, fragte Atkins.

Goode setzte sich, und Cotton wollte aufstehen, hielt dann aber inne. Seine Finger umkrampften die Tischkante, während er den verängstigten kleinen Jungen auf dem großen Zeugensuhl betrachtete – ein kleiner Junge, der, wie Cotton wusste, nichts lieber wollte als zurück zu seiner Schwester und der eine Todesangst vor Waisenhäusern und fetten Anwälten mit großen Worten und peinlichen Fragen und Sälen voller Fremder hatte, die ihn anstarnten.

»Keine Fragen«, sagte Cotton leise, und Oz flüchtete zurück zu Lou.

Nachdem weitere Zeugen befragt worden waren, die alle bestätigten, dass Louisa zu keiner klaren Entscheidung fähig sei, und bei denen Cotton immer nur Bruchstücke ihrer Aussagen angreifen konnte, wurde die Verhandlung vertagt, und Cotton und die Kinder verließen den Gerichtssaal. Draußen wurden sie von Goode und Miller abgefangen.

»Sie kämpfen wirklich gut, Mr Longfellow«, meinte Goode. »Aber wir wissen wohl alle, wie die Sache ausgehen wird. Was halten Sie davon, wenn wir dem Ganzen einfach jetzt ein Ende machen? Das würde den Leuten viele weitere Peinlichkeiten ersparen.« Er schaute Lou und Oz an und wollte Oz übers Haar streicheln, aber der Junge warf Goode einen so bösen Blick zu, dass dieser rasch die Hand zurückzog, als hätte er Angst, er könne sie verlieren.

»Hören Sie, Longfellow«, sagte Miller, während er ein Schriftstück aus seiner Tasche nahm, »ich habe hier einen Scheck über eine halbe Million Dollar. Sie müssen diesem

Unsinn nur ein Ende machen, und das Geld gehört Ihnen.«

Cotton blickte Oz und Lou an. »Wissen Sie was, Miller?«, erwiderte er. »Ich überlasse es den Kindern. Was sie auch sagen, ich werde es tun.«

Miller hockte sich hin und lächelte Lou und Oz zu.

»Dieses Geld geht jetzt an euch. Kauft euch, was ihr wollt. Lebt in einem riesigen Haus mit einem tollen Auto und bezahltem Personal, das sich um euch kümmert. Ein richtig schönes Leben. Was sagt ihr dazu, Kinder?«

»Wir haben schon ein Zuhause«, meinte Lou.

»Okay, wie steht's denn dann mit eurer Mom? Wer so krank ist, braucht viel Pflege, und die ist nicht gerade billig.« Er schwenkte den Scheck vor dem Mädchen. »Das hier löst all eure Probleme, junge Dame.«

Goode hockte sich ebenfalls hin und blickte Oz an. »Und diese schrecklichen Waisenhäuser hält es euch auch vom Leib. Du willst doch mit deiner Schwester zusammenbleiben, oder?«

»Behalten Sie Ihr olles Geld«, sagte Oz, »wir brauchen's nicht, und wir wollen's nicht. Und Lou und ich werden immer zusammen sein, Waisenhaus hin oder her.«

Oz nahm seine Schwester bei der Hand, und sie gingen davon.

Als die Männer sich wieder erhoben, schaute Cotton sie an, und Miller stopfte den Scheck wütend zurück in die Tasche. »Und das aus dem Mund von Kindern«, sagte Cotton. »Wenn wir doch alle so klug wären!«

Dann ging auch er.

Als sie wieder auf der Farm waren, sprach Cotton die Sache mit Lou und Oz durch. »Tut mir leid, aber wenn Louisa morgen nicht auf eigenen Füßen in den Gerichtssaal gelaufen

kommt, wird sie wohl ihr Land verlieren.« Er schaute beide an. »Aber ihr sollt wissen, dass ich immer für euch da bin, was auch geschehen mag. Ich werde mich um euch alle kümmern, macht euch keine Sorgen. Ihr werdet nie in ein Waisenhaus kommen, und ihr werdet niemals getrennt. Das schwöre ich.« Lou und Oz umarmten Cotton so fest sie konnten und ließen ihn dann allein, damit er den letzten Tag im Gericht vorbereiten konnte. Vielleicht würde es ihr letzter Tag auf dem Berg sein.

Lou bereitete das Abendbrot für Oz und Eugene und fütterte dann ihre Mutter. Anschließend setzte sie sich lange ans Kaminfeuer und dachte nach. Trotz der bitteren Kälte führte sie schließlich Sue aus der Scheune und ritt mit ihr auf den Hügel hinter dem Haus. Vor jedem Grab sprach sie ein Gebet. Die Sterne strahlten hell in jener Nacht, und Lou sah, wie die Berge ringsum weiß schimmerten, wie das Glitzern von Eis auf Ästen tausendfach verstärkt wurde und somit beinahe magisch wirkte. Das Land konnte Lou jetzt nicht helfen. Aber da gab es etwas, das sie ganz allein tun konnte. Lou wusste, sie hätte es schon längst tun sollen. Doch ein Fehler blieb nur dann ein Fehler, wenn man ihn nicht korrigierte.

Sie ritt auf Sue zurück, stellte das Pferd in die Scheune und ging ins Zimmer ihrer Mutter. Sie setzte sich aufs Bett, nahm Amandas Hand und rührte sich nicht. Als ihr schließlich Tränen übers Gesicht liefen, beugte sie sich vor und küsste ihre Mutter auf die Wange. »Was auch geschieht, wir bleiben für immer zusammen. Das verspreche ich dir. Oz und ich werden immer bei dir sein. Immer.« Sie wischte ihre Tränen fort. »Du fehlst mir so.« Lou küsste sie noch einmal. »Ich liebe dich, Mom.« Sie verließ das Zimmer und sah nicht die Träne, die ihrer Mutter über die Wange lief.

Als Oz hereinkam, lag Lou auf ihrem Bett und schluchzte

leise. Sie machte nicht den geringsten Versuch, sich gegen die Tränen zu wehren, als ihr Bruder erschien. Oz kroch auf ihr Bett und nahm sie in den Arm.

»Es kommt schon in Ordnung, Lou. Wirst schon sehen.«

Lou setzte sich auf, wischte sich das Gesicht ab und schaute ihren Bruder an. »Ich glaube, wir brauchen ein Wunder.«

»Ich könnte es noch mal mit dem Wunschbrunnen versuchen«, schlug Oz vor.

Lou schüttelte den Kopf. »Was sollten wir für den Wunsch noch hergeben? Wir haben doch schon alles verloren.«

Schweigend saßen sie einige Minuten da, bis Oz den Stapel Briefe auf Lous Schreibtisch entdeckte. »Hast du die alle gelesen?« Lou nickte. »Haben sie dir gefallen?«, fragte er.

Lou erweckte den Eindruck, als würde sie gleich wieder in Tränen ausbrechen. »Sie sind wunderbar, Oz. Dad war nicht der einzige Schriftsteller in der Familie.«

»Kannst du mir aus den Briefen was vorlesen? Bitte!«

Lou stimmte schließlich zu, und Oz kuschelte sich an sie und schloss die Augen.

»Warum tust du das?«, fragte Lou.

»Wenn ich die Augen schließe, während du mir Moms Briefe vorliest, ist es so, als würde Mom neben mir sitzen und sprechen.«

Lou betrachtete die Briefe, als wären sie aus Gold.

»Oz, du bist genial!«

»Was? Was hab ich denn gemacht?«

»Du hast gerade unser Wunder entdeckt.«

Dichte Wolken senkten sich über die Berge. Es sah nicht so aus, als würden sie bald weiterziehen. Im eisigen Regen gingen Lou, Oz und Jeb zu der Lichtung, wo sich der alte Brunnen

befand. Als sie ihn erreichten, spürten sie die Kälte bis in die Knochen.

Oz' Bär und das Foto lagen noch immer dort, voll gesogen mit Regenwasser und schmuddelig. Oz blickte auf das Bild und lächelte seine Schwester an. Sie bückte sich, nahm den Bär und gab ihn Oz.

»Nimm deinen Bär zurück«, sagte sie sanft. »Auch wenn du schon erwachsen bist.«

Sie steckte das Foto in eine Tasche, aus der sie dann die Briefe nahm. »Okay, Diamond hat gesagt, wir müssten das Wertvollste opfern, das wir besitzen, damit der Brunnen unsere Wünsche erfüllt. Wir können nicht Mom nehmen, aber wir haben das Nächstbeste, die Briefe.«

Lou legte das Bündel vorsichtig auf den Rand des Brunnens und beschwerte es mit einem großen Stein, damit der Wind es nicht davonwehen konnte.

»Jetzt müssen wir uns etwas wünschen.«

»Dass Mom zurückkommt?«

Lou drehte langsam den Kopf. »Oz, wir müssen uns wünschen, dass Louisa ins Gerichtsgebäude kommt. Genau wie Cotton es gesagt hat. Nur so kann sie ihr Land behalten.«

Oz schien überrascht. »Aber was ist mit Mom? Wir haben bestimmt nur einen Wunsch frei.«

Lou umarmte ihn. »Nach allem, was Louisa für uns getan hat, müssen wir das jetzt für sie tun.«

Schließlich nickte Oz zustimmend. »Sag du 's.«

Lou hielt Oz' Hand, und sie schlossen die Augen. »Wir wünschen, dass Louisa Mae Cardinal aus ihrem Bett aufsteht und allen Leuten zeigt, dass es ihr gut geht.«

Zusammen sagten sie: »Amen, Jesus.« Dann liefen sie davon, so schnell sie konnten, und hofften beide von ganzem Herzen,

dass in diesem alten Gebilde aus Ziegeln und abgestandenem Wasser noch ein Wunsch übrig gewesen war.

Die Hände tief in den Taschen vergraben, schlenderte Cotton spät in dieser Nacht durch die Straßen von Dickens. Er fühlte sich wie der einsamste Mann der Welt. Den unablässigen, eiskalten Regen nahm er kaum wahr. Er setzte sich auf eine überdachte Bank und betrachtete das Flackern einer Gaslaterne am Straßenrand. Das Namensschild am Lampenpfosten war deutlich zu lesen: »Southern Valley Coal & Gas«. Ein leerer Kohlenlaster kam die Straße herunter. Eine Fehlzündung knallte aus seinem Auspuffrohr, eine kleine Explosion, welche die Stille der Nacht gewaltsam zerriss.

Cotton beobachtete, wie der Laster vorbeifuhr, und richtete den Blick dann wieder auf die flackernde Gaslaterne. Plötzlich kam ihm ein Gedanke. Er setzte sich auf, sah dem Kohlenlaster nach, blickte dann wieder zur Laterne. Der Gedanke verfestigte sich zu einer Idee. Und dann stand ein vom Regen durchnässter Cotton plötzlich auf und klatschte die Hände zusammen, und es hörte sich an wie das Krachen des Donners. Die Idee hatte sich zu einem Wunder ganz eigener Art entwickelt.

Minuten später trat Cotton in Louisas Zimmer. Er stellte sich ans Bett und nahm die Hand der bewusstlosen Frau. »Ich schwöre dir, Louisa Mae Cardinal, du wirst dein Land nicht verlieren.«

KAPITEL 39

Die Türen des Gerichtssaals schwangen auf, und ein zielstrebiger Cotton schritt herein. Das Dreigestirn Goode, Miller und Wheeler war bereits anwesend. Der Saal war zum Bersten gefüllt; die gesamte Bevölkerung vom Berg und aus der Stadt schien es geschafft zu haben, sich in den Saal zu pferchen. Eine halbe Million Dollar stand auf dem Spiel, und das hatte bei den Leuten lange vergessene Gefühle wachgerufen. Selbst ein Tattergreis, der von sich behauptete, der älteste überlebende Soldat des Bürgerkriegs zu sein, war erschienen, um sich die letzte Runde dieser Gerichtsschlacht anzusehen. Er humpelte auf einem alten Holzbein herein, sein rechter Arm war verstümmelt, und sein schneeweißer Bart reichte fast bis zu seinem Gürtel hinunter. Er trug die ruhmreichen Farben der konföderierten Armee. Die Leute in der vordersten Reihe machten ihm respektvoll Platz.

Auch wenn die Berge den Regen offenbar satt hatten, die Wolken aufgerissen waren und weiterzogen, war es draußen noch feucht und kalt. Drinnen im Gerichtssaal hingegen war es der vielen Menschen wegen sehr warm, und die hohe Luftfeuchtigkeit ließ die Fenster beschlagen. Die Zuschauer saßen dicht aneinander oder drängten sich an den Wänden.

»Ich schätze, es wird Zeit, den Vorhang dieser Show fallen zu lassen«, sagte Goode mit aufgesetzter Freundlichkeit zu Cotton. Doch der ließ sich nicht täuschen: Goode erschien ihm wie ein professioneller Killer, der soeben den Rauch von der Mündung seines Revolvers bläst und dann der Leiche zuzwinkert, die vor ihm auf der Straße liegt.

»Ich glaube, es fängt gerade erst an«, lautete Cottons kühle Antwort.

Sobald der Richter und die Geschworenen den Saal betreten hatten, erhob sich Cotton. »Euer Ehren, ich möchte dem Staatsanwalt ein Angebot unterbreiten.«

»Ein Angebot? Was haben Sie vor, Cotton?«, fragte Atkins.

»Wir alle wissen, warum wir hier sind. Es geht nicht darum, ob Louisa Mae Cardinal zurechnungsfähig ist oder nicht. Es geht hier um Erdgas.«

Goode sprang auf. »Der Staat hat ein begründetes Interesse daran, dass die Angelegenheiten von Miss Cardinal ...«

Cotton unterbrach ihn. »Für Miss Cardinal gibt es nur eine Angelegenheit, nämlich zu entscheiden, ob sie ihr Land verkauft.«

Atkins sah verwirrt aus. »Und wie lautet Ihr Angebot, Cotton?«

»Ich bin bereit einzuräumen, dass Miss Cardinal geistig nicht in der Lage ist, ihre Interessen zu artikulieren.«

Goode lächelte. »Aha, endlich kommen wir voran.«

»Im Gegenzug jedoch möchte ich feststellen lassen, ob die Southern Valley überhaupt ein geeigneter Käufer für Louisa Cardinals Land ist.«

»Du lieber Himmel, die Southern Valley ist eines der finanziertesten Unternehmen des ganzen Landes.« Goode schien überrascht.

»Ich rede hier nicht über Geld. Ich rede über Moral.«

»Euer Ehren!«, stieß Goode entrüstet hervor.

»Kommen Sie bitte zu mir an den Richtertisch, meine Herren Anwälte«, sagte Atkins.

Cotton und Goode traten nach vorn.

»Herr Richter«, meinte Cotton, »es gibt eine Vielzahl von

Entscheidungen bei Streitfällen juristischer oder privater Personen gegen den Staat Virginia, die besagen, dass wer Unrecht verursacht, nicht im Nachhinein davon profitieren darf.«

»Das ist doch Unsinn«, warf Goode ein.

Cotton trat noch näher an seinen Gegner heran. »Goode, wenn Sie sich nicht damit einverstanden erklären, lasse ich meinen eigenen Experten in den Zeugenstand rufen, und der wird allem widersprechen, was Dr. Ross geäußert hat. Und wenn ich an diesem Gericht verliere, gehe ich in Berufung. Den ganzen Weg bis zum Obersten Gerichtshof, wenn es sein muss. Und dann liegen wir alle längst unter der Erde, bis Ihr Mandant endlich an sein Erdgas kommt, da können Sie sicher sein.«

»Aber ich bin Anwalt des Staates Virginia. Ich bin nicht befugt, ein Privatunternehmen zu vertreten.«

»Das ist die ironischste Bemerkung, die ich je gehört habe«, sagte Cotton. »Aber ich werde sämtliche Einwände fallen lassen und mich völlig der Entscheidung dieses Gerichts unterwerfen, selbst wenn ihm armselige Subjekte wie George Davis angehören.« Goode blickte Hilfe suchend zu Miller, und Cotton ermunterte ihn: »Los, Goode, gehen Sie rüber und sprechen Sie mit Ihrem Mandanten, aber verschwenden Sie nicht länger unsere Zeit.«

Goode schlich mit einem dümmlichen Gesichtsausdruck davon und begann eine hitzige Diskussion mit Miller, der mehrere Male zu Cotton hinüberschaute. Schließlich nickte Miller, und Goode kam zurück.

»Keine Einwände.«

Der Richter nickte. »Fahren Sie fort, Cotton.«

Lou war mit Eugene im Hudson zum Krankenhaus gefahren. Oz war zu Hause geblieben; er wolle mit Gerichten und dem Gesetz nichts mehr zu tun haben, erklärte er. Die Frau vom alten Buford Rose war zur Farm gekommen, um nach Oz und seiner Mutter zu sehen. Nun saß Lou auf einem Stuhl im Krankenzimmer, starrte Louisa an und wartete darauf, dass das Wunder endlich geschah. Das Zimmer war kalt und steril; es schien nicht dazu geeignet, jemanden gesund werden zu lassen. Doch Lou glaubte ohnehin nicht, dass die Medizin ihrer Urgroßmutter helfen konnte. Ihre Hoffnungen stützten sich vielmehr auf einen alten Brunnen aus brüchigen Ziegelsteinen, der auf einer einsamen Lichtung stand und auf dessen Rand ein Packen Briefe lag, welche womöglich die letzten Worte ihrer Mutter enthielten, die sie jemals besitzen würde.

Lou erhob sich und ging zum Fenster. Von hier aus konnte sie das Kino sehen, in dem noch immer *Der Zauberer von Oz* gezeigt wurde. Allerdings hatte Lou ihre geliebte Vogelscheuche verloren, und der ängstliche Löwe hatte keine Angst mehr. Und was war mit dem Zinnmann? Hatte er letztendlich doch sein Herz gefunden? Vielleicht hatte er es ja nie verloren.

Lou drehte sich um, schaute auf ihre Urgroßmutter und erstarnte, als Louisa plötzlich die Augen aufschlug und das Mädchen anschauten. Es schien, als würde sie Lou wiedererkennen; die Andeutung eines Lächelns spielte um ihre Lippen, und Lous Hoffnungen schnellten in die Höhe. Eine Träne rann die Wangen beider Louisas hinab, ganz so, als wären nicht nur ihre Namen, sondern auch ihre Seelen ein und dieselben. Lou ging zu ihr, nahm ihre Hand und küsste sie.

»Ich liebe dich, Louisa«, sagte Lou und hatte das Gefühl, ihr Herz würde zerspringen, denn sie konnte sich nicht erinnern, diese Worte schon einmal gesagt zu haben. Louisas Lippen

bewegten sich, und wenn Lou auch keinen Laut hören konnte – an den Lippen war abzulesen, was die alte Frau erwiderte: Ich liebe dich, Lou.

Dann schlossen sich Louisas Augen und öffneten sich nicht mehr, und Lou fragte sich, ob dies schon ihr Wunder gewesen sein sollte.

»Miss Lou, die brauchen uns unten im Gericht.«

Sie drehte sich um und sah Eugene mit großen Augen im Türrahmen stehen. »Mr Cotton will uns beide als Zeugen aufrufen.«

Lou ließ langsam Louisas Hand los und ging.

Eine Minute später öffneten Louisas Augen sich erneut. Sie blickte sich im Zimmer um. Zuerst schaute sie ängstlich, beruhigte sich dann aber und wollte sich aufsetzen. Zunächst wunderte sie sich, warum ihre linke Körperhälfte nicht gehorchte. Während sie sich abmühte, hielt sie den Blick auf das Fenster gerichtet. Zentimeter für Zentimeter kam sie voran, bis sie schließlich halb aufrecht saß, den Blick noch immer auf das Fenster gerichtet. Louisa atmete jetzt schwer; die wenigen Bewegungen hatten fast all ihre Kräfte aufgezehrt. Und doch lehnte sie sich zurück gegen ihr Kissen und lächelte. Draußen vor dem Fenster war ihr Berg nun klar und deutlich zu sehen. Auch wenn der Winter ihm einen Großteil seiner Farbe genommen hatte, war er doch ein wunderbarer Anblick für die alte Frau. Im nächsten Frühjahr würde mit Sicherheit alles zurückkehren. So war es immer. Wie eine Familie, die einen niemals wirklich verließ. Und genau das war der Berg für sie. Auch als Louisa Mae Cardinal schließlich ganz still wurde, blieb ihr Blick auf die altvertraute Erhebung von Fels und Bäumen gerichtet.

Cotton stand vor dem Richtertisch und sagte mit fester Stimme:
»Ich rufe Miss Louisa Mae Cardinal in den Zeugenstand.«

Der Menge stockte der Atem. Die Tür öffnete sich, und Lou und Eugene traten herein. Als Miller und Goode sahen, dass es sich nur um das Mädchen handelte, schauten sie selbstgefällig drein. Eugene setzte sich, und Lou ging zum Zeugenstand.

Fred trat an sie heran. »Heben Sie die rechte Hand, und legen Sie die linke auf die Bibel. Schwören Sie, die Wahrheit zu sagen, die ganze Wahrheit und nichts als die Wahrheit, so wahr Ihnen Gott helfe.«

»Ich schwöre«, sagte Lou leise und sah, wie jeder im Saal sie anstarre. Cotton lächelte zuversichtlich. So, dass niemand es sehen konnte, zeigte er ihr, dass er die Finger gekreuzt hatte und ihr Glück wünschte.

»Lou, meine Fragen werden sicherlich schmerhaft sein, aber du musst sie beantworten. In Ordnung?«

»In Ordnung.«

»Also ... an dem Tag, an dem Jimmy Skinner ums Leben kam, warst du bei ihm, nicht wahr?«

Miller und Goode warfen sich einen besorgten Blick zu. Goode stand auf.

»Euer Ehren, was hat das mit der Streitsache zu tun?«

»Der Herr Staatsanwalt hat mir zugestanden, meine Theorie zu erläutern«, meinte Cotton.

»Na schön«, sagte der Richter. »Aber nehmen Sie nicht den ganzen Tag in Anspruch.«

Cotton wandte sich wieder Lou zu. »Warst du am Eingang der Grube, als die Explosion geschah?«

»Ja.«

»Könntest du uns schildern, was geschehen ist?«

Lou schluckte, und ihre Augen wurden feucht.

»Eugene brachte das Dynamit an und kam aus dem Stollen. Wir warteten gerade darauf, dass es losging. Diamond – ich meine, Jimmy – rannte in die Grube, um Jeb herauszuholen, seinen Hund, der einem Eichhörnchen in den Stollen hinterhergerannt war. Ich stand vor dem Eingang, als das Dynamit hochging.«

»War es eine laute Explosion?«

»Das lauteste Geräusch, das ich je im Leben gehört habe.«

»Hast du vielleicht zwei Explosionen gehört?«

Lou blickte ihn verwirrt an. »Nein, kann ich nicht sagen.«

»Also eher unwahrscheinlich. Was passierte dann?«

»Dann ... da kam eine große Wolke Luft und Rauch heraus und hat mich umgeworfen.«

»War wohl sehr stark?«

»O ja, sehr.«

»Danke, Lou, keine weiteren Fragen.«

»Mr Goode?«, fragte Atkins.

»Keine Fragen, Euer Ehren. Im Gegensatz zu Mr Longfellow habe ich nicht vor, die kostbare Zeit der Geschworenen mit diesem Unsinn zu verschwenden.«

»Ich rufe Eugene Randall auf«, sagte Cotton.

Ein nervöser Eugene betrat den Zeugenstand. Den Hut, den er von Lou bekommen hatte, hielt er fest in den Händen. Alle Blicke waren auf ihn gerichtet.

»Also, Eugene ... An dem Tag, als Jimmy Skinner ums Leben kam, sind Sie zur Grube gegangen, um Kohle zu holen, ja?«

»Ja, Sir.«

»Sie haben Dynamit benutzt, um die Kohle herauszubekommen?«

»Jawohl, so machen's die meisten. Kohle ist gut zum Heizen.

Viel besser als Holz.«

»Was schätzen Sie, wie oft haben Sie in dieser Grube Dynamit benutzt?«

Eugene dachte nach. »In den ganzen Jahren ... dreißig Mal oder mehr.«

»Das macht Sie zum Experten, nehme ich an.«

Eugene lächelte über diese Bezeichnung. »Ich glaub schon.«

»Wie gehen Sie vor, wenn Sie Dynamit verwenden?«

»Also, ich steck die Stange in ein Loch in der Wand, mach sie scharf, roll die Zündschnur aus und steck sie dann mit dem Feuer von meiner Laterne an.«

»Und was tun Sie dann?«

»Der Schacht macht 'n paar Kurven, sodass ich manchmal hinter 'ner Ecke warte, wenn ich nicht so viel Dynamit genommen hab. Manchmal geh ich auch raus. Der Krach tut mir allmählich in den Ohren weh. Und der Knall wirbelt ziemlich viel Kohlenstaub auf.«

»Das glaube ich gern. An dem fraglichen Tag gingen Sie also nach draußen vor den Stollen?«

»Ja, Sir.«

»Und dann eilten Sie wieder hinein, um Jimmy zu holen, aber es gelang Ihnen nicht.«

»Ja, Sir«, antwortete Eugene und schaute zu Boden.

»War das seit längerem das erste Mal, dass Sie in der Grube waren?«

»Ja, Sir. Das erste Mal seit Anfang des Jahres. Der letzte Winter war ja nich' so schlimm gewesen.«

»Hm. Also, wo waren Sie, als das Dynamit explodierte?«

»So um die fünfundzwanzig, dreißig Meter im Schacht. Noch nicht an der ersten Kurve. Ich hab 'n schlimmes Bein, kann nich' so schnell laufen.«

»Was ist bei der Explosion mit Ihnen passiert?«

»Bin drei Meter weit durch die Luft geflogen und gegen die Wand geknallt. Dachte, ich wär tot. Meine Laterne hab ich aber festgehalten. Weiß auch nicht, wie.«

»Gütiger Himmel, drei Meter? Ein großer Mann wie Sie? Wissen Sie denn noch, wohin Sie die Dynamitladung gesteckt haben?«

»Das vergess ich nie, Mr Cotton. Hinter der zweiten Kurve. Neunzig Meter tief drinnen. Ziemlich gute Kohleader da.«

Cotton tat, als wäre er verwirrt. »Ich verstehe da etwas nicht, Eugene. Also, Sie sagen aus, dass Sie manchmal in der Grube bleiben, wenn das Dynamit hochgeht. Und dabei sind Sie nie verletzt worden. Und doch sind Sie dieses Mal von der Explosion drei Meter durch die Luft geschleudert worden, obwohl Sie gut sechzig Meter und nicht eine, sondern zwei Kurven von der Ladung Dynamit entfernt waren? Wären Sie noch näher dran gewesen, wären Sie sicher ums Leben gekommen. Wie erklären Sie sich das?«

Eugene war jetzt völlig verwirrt. »Kann ich nich' erklären, Mr Cotton. Aber so war's. Ich schwöre.«

»Ich glaube Ihnen. Sie haben ja gehört, dass Lou ausgesagt hat, sie sei umgerissen worden, als sie draußen vor der Grube stand. Ist Ihnen das je passiert, als Sie vor dem Schacht darauf gewartet haben, dass der Sprengstoff hochgeht?«

Noch bevor Cotton die Frage ausgesprochen hatte, schüttelte Eugene den Kopf. »Die kleine Menge Dynamit, die ich genommen hab, hatte auf keinen Fall so 'nen Bums. Ich hab mir doch nur was für 'n Eimer geholt. Im Winter nehm ich mehr, wenn ich den Schlitten und die Mulis mit runternehme, aber selbst dann kommt nicht so 'n Schlag aus der Grube raus. Himmel, an dem Tag war das Zeug neunzig Meter tief im

Schacht und um zwei Kurven herum.«

»Sie haben Jimmys Leiche gefunden. Waren Fels und Steine auf ihm? War die Grube eingebrochen?«

»Nein, Sir. Aber ich wusste sofort, er war tot. Er hatte keine Laterne, wissen Sie. Und in der Grube ohne Licht, da wissen Sie nich', wo 's rein oder raus geht. Da spielt einem der Kopf Streiche. Diamond hat Jeb wahrscheinlich noch nicht mal gesehn, wie er an ihm vorbei aus dem Schacht gerannt ist.«

»Können Sie uns sagen, wo genau Sie Jimmy gefunden haben?«

»Ungefähr dreißig Meter weiter drinnen. Hinter der ersten Kurve, aber nicht hinter der zweiten.«

Farmer und Kaufleute standen Seite an Seite, während sie Cotton und Eugene zuschauten. Miller befiingerte seinen Hut, beugte sich vor und flüsterte Goode etwas ins Ohr. Goode nickte, schaute zu Eugene, lächelte und nickte wieder.

»Lassen Sie uns mal annehmen«, fuhr Cotton fort, »dass Jimmy ganz nah bei der Dynamitladung war, als sie losging. Die Explosion könnte ihn ein ganzes Stück weit zurückgeschleudert haben, nicht wahr?«

»Wenn er nah dran war, sicher.«

»Aber seine Leiche lag nicht hinter der zweiten Kurve?«

Goode stand auf. »Das ist leicht zu erklären. Die Explosion könnte ihn hinter die zweite Kurve geschleudert haben.«

Cotton blickte die Geschworenen an. »Ich kann nicht nachvollziehen, wie jemand durch eine Kurve von neunzig Grad fliegen kann, bevor er zu Boden fällt. Es sei denn, Mr Goode besteht auf der Behauptung, dass Jimmy Skinner fliegen konnte.«

Gelächter wogte durch den Gerichtssaal. Richter Atkins lehnte sich im Stuhl zurück, schlug aber nicht mit dem Hammer,

um für Ruhe zu sorgen. »Machen Sie weiter, Cotton. Das wird allmählich interessant.«

»Eugene, erinnern Sie sich, dass Sie sich an jenem Tag in der Grube nicht wohlfühlten?«

Eugene dachte darüber nach. »Is' so lange her. Hatte was Kopfschmerzen, glaub ich.«

»Na schön. Dann sagen Sie uns: Kann Ihre Dynamitladung allein dafür verantwortlich sein, dass Jimmy Skinners Körper dort auf den Boden prallte, wo er gefunden wurde?«

Eugene blickte zu den Geschworenen hinüber und nahm sich die Zeit, jeden einzelnen anzuschauen. »Nein, Sir!«

»Vielen Dank, Eugene. Keine weiteren Fragen.«

Goode trat näher, legte die Handflächen auf den Zeugenstand und beugte sich zu Eugene hinab.

»Du wohnst bei Miss Cardinal in ihrem Haus, Boy, nicht wahr?«

Eugene lehnte sich leicht zurück und richtete den Blick auf den Mann. »Ja, Sir.«

Goode warf den Geschworenen einen vielsagenden Blick zu. »Ein farbiger Mann und eine weiße Frau in ein und demselben Haus?«

Cotton war aufgesprungen, noch bevor Goode die Frage beendet hatte. »Herr Richter, das können Sie nicht durchgehen lassen!«

»Mr Goode«, sagte Atkins, »so etwas können Sie vielleicht in Richmond machen, aber nicht in meinem Gerichtssaal. Wenn Sie diesen Mann über den Fall befragen wollen, tun Sie das. Andernfalls setzen Sie sich hin. Und als ich das letzte Mal in den Unterlagen nachschaute, war der Name des Zeugen Mr Eugene Randall und nicht ›Boy‹.«

»Gewiss, Euer Ehren, natürlich.« Goode räusperte sich, trat

einen Schritt zurück und schob die Hände in die Taschen. »Also, Mister Eugene Randall, Ihrer Expertenaussage zufolge waren Sie fünfzig Meter von der Ladung entfernt, und Mr Skinner befand sich etwa halb so weit vom Dynamit weg. Sie erinnern sich doch noch, das ausgesagt zu haben?«

»Nein, Sir. Ich hab gesagt, dass ich fünfundzwanzig Meter tief in der Grube war und somit mehr als sechzig Meter von der Ladung entfernt. Und dann hab ich gesagt, dass ich Diamond gut dreißig Meter von der Stelle fand, an der ich zuvor war. Das bedeutet, er war dreißig Meter von der Stelle entfernt, an die ich das Dynamit gelegt habe. Ich kann unmöglich sagen, wie weit er geschleudert wurde.«

»Stimmt, stimmt. Nun, haben Sie jemals eine Schule besucht?«

»Nein.«

»Niemals?«

»No, Sir.«

»Sie haben also nie Unterricht im Rechnen gehabt, im Addieren oder Subtrahieren. Und jetzt sitzen Sie hier und beschwören, das seien die genauen Entfernungen?«

»Yep, Sir.«

»Wie soll das bei einem ungebildeten Schwarzen wie Ihnen möglich sein? Bei einem Mann, dem nie von einem Lehrer beigebracht wurde, wie man eins und eins zusammenzählt? Wieso sollten die Geschworenen Ihnen Glauben schenken, wo es um so große Zahlen geht?«

Eugenies Blick blieb starr auf das zufrieden dreinschauende Gesicht Goodes gerichtet.

»Ich kenn mich mit Zahlen ziemlich gut aus. Mit Ziffern und so. Zusammenzählen und abziehen. Miss Louisa hat's mir beigebracht. Und mit Hammer und Säge kann ich auch um-

gehn. Hab vielen Leuten in den Bergen geholfen, Scheunen zu bauen. Wenn man schreinert, muss man sich mit Zahlen auskennen. Sägt man ein Neunzig-Zentimeter-Brett für 'ne Lücke von einem Meter, steht man ziemlich blöd da.«

Wieder Gelächter im Saal. Wieder ließ Atkins es durchgehen. »Schön«, meinte Goode, »Sie können also Bretter zurechtsägen. Aber wie können Sie sich Ihrer Aussage sicher sein, wo es hier um einen stockdunklen, gewundenen Stollen geht? Na? Also, Mr Eugene Randall, erklären Sie uns das mal.« Goode blickte bei diesen Worten zu den Geschworenen, und ein Lächeln spielte um seine Lippen.

»Weil's an den Wänden steht.«

Goode starrte ihn an. »Wie bitte?«

»Ich hab die Wände im Stollen mit weißer Farbe in Abschnitten von fünf Metern auf ungefähr hundertzwanzig Meter Länge markiert. Das tun hier oben viele. Wenn man 'ne Grube aussprengt, sollte man sich lieber sicher sein, wie weit man laufen muss, um rauszukommen. Ich hab das wegen meinem schlimmen Bein getan. Außerdem kann ich mir so merken, wo die guten Kohlenadern sind. Gehen Sie ruhig mal runter in die Grube, Mister Anwalt, und nehmen Sie 'ne Laterne mit, dann können Sie da ganz deutlich die Markierungen sehn. Dann können Sie bestätigen, was ich hier im Namen des Herrn gesagt hab.«

Cotton blickte zu Goode hinüber. Der Staatsanwalt kam ihm vor wie jemand, dem man gerade eröffnet hat, dass Mitglieder der Anwaltschaft nicht in den Himmel kommen.

»Weitere Fragen?«, wandte Atkins sich an Goode. Der Staatsanwalt gab keine Antwort; stattdessen schwebte er wie eine verirrte Wolke zurück zum Tisch, wo er auf seinem Stuhl zusammensank.

»Mr Randall«, sagte Atkins zu Eugene, »Sie sind entlassen, Sir. Das Gericht dankt Ihnen für Ihre fachkundige Aussage.«

Eugene erhob sich und ging zurück zu seinem Stuhl. Oben vom Balkon beobachtete Lou, dass sein Humpeln kaum noch zu bemerken war.

Cotton rief als Nächsten Travis Barnes in den Zeugenstand.

»Dr. Barnes, auf meine Anfrage hin haben Sie die Eintragungen bezüglich des Todes von Jimmy Skinner durchgesehen, nicht wahr? Einschließlich einem Foto, das außerhalb der Grube aufgenommen wurde.«

»Ja, allerdings.«

»Können Sie uns die Todesursache nennen?«

»Schwerste Verletzungen an Kopf und Körper.«

»Wie war der Zustand der Leiche?«

»Sie war buchstäblich auseinander gerissen.«

»Haben Sie schon mal jemanden behandelt, der bei einer Dynamitexplosion verletzt wurde?«

»Im Land der Kohlengruben? Das will ich meinen.«

»Sie haben Eugenes Aussage gehört. Die Verletzungen, die Sie bei Jimmy Skinner festgestellt haben – kann man sie unter den geschilderten Umständen auf die Dynamitladung zurückführen?«

Goode machte sich nicht einmal die Mühe, aufzustehen und Einspruch zu erheben. »Sie fordern den Zeugen zu Vermutungen auf«, rief er mürrisch.

»Herr Richter, Dr. Barnes dürfte voll und ganz in der Lage sein, diese Frage zu beantworten«, erwiderte Cotton.

Atkins nickte. »Fahren Sie fort, Travis.«

Travis Barnes musterte Goode zufrieden. »Ich kenne die Dynamitladungen, die von den Leuten hier oben benutzt werden, um einen Eimer Kohle zu bekommen. Bei diesem

Abstand von der Sprengladung, noch dazu um eine Kurve des Stollens herum ... ich kann mir nicht vorstellen, wie das Dynamit Verletzungen verursacht haben könnte, wie ich sie an dieser Leiche gesehen habe. Ich verstehe gar nicht, weshalb diese Frage erst jetzt aufgeworfen wird.«

»Nun, wenn jemand in einer Grube ist, in der Dynamit explodiert, geht jeder wohl davon aus, die Explosion hätte ihn umgebracht. Haben Sie derartige Verletzungen zuvor schon einmal gesehen?«

»Ja. Bei einer Explosion in einer Fabrikanlage. Ein Dutzend Männer kam dabei um. Genauso wie Jimmy, buchstäblich auseinander gerissen.«

»Was war der Grund für diese Explosion?«

»Ein Erdgasleck.«

Cotton drehte sich um und blickte Hugh Miller an.

»Mr Goode, falls Sie keine Fragen haben sollten, rufe ich jetzt Mr Judd Wheeler in den Zeugenstand.«

Goode warf Miller einen verlorenen Blick zu. »Keine Fragen.«

Ein nervöser Wheeler zappelte im Zeugenstand, als Cotton zu ihm trat.

»Sie sind der Chefgeologe der Southern Valley?«

»Der bin ich.«

»Und Sie führten das Team, das Miss Cardinals Land auf mögliche Gasvorkommen hin untersucht hat?«

»Ja.«

»Ohne Miss Cardinals Erlaubnis und ohne ihr Wissen?«

»Nun ja, ich weiß darüber nicht ...«

»Hatten Sie eine Genehmigung oder nicht, Mr Wheeler?«, fragte Cotton scharf.

»Nein.«

»Sie haben Erdgas gefunden, nicht wahr?«

»Das ist richtig.«

»Und Ihr Unternehmen hat großes Interesse daran?«

»Nun ja, Erdgas wird als Brennstoff zunehmend wichtiger.

Wir benutzen zumeist industriell produziertes Gas, Stadtgas, wie man es nennt. Man gewinnt es beim Erhitzen von Kohle. Die Straßenlaternen dieser Stadt, zum Beispiel, werden mit Stadtgas betrieben. Aber mit diesem Gas kann man keine großen Gewinne erzielen. Es gibt jetzt nahtlose Stahlrohre, die es uns erlauben, das Gas über weite Entfernung durch Pipelines zu schicken. Ja, wir haben Interesse am Erdgas.«

»Erdgas ist explosiv, nicht wahr?«

»Wenn man es richtig verwendet, dann ...«

»Ist es explosiv oder nicht?«

»Ja.«

»Was genau haben Sie in der Grube getan?«

»Wir haben Auswertungen gemacht, einige Untersuchungen vorgenommen und ein größeres Gasfeld in einer Kammer nicht weit unter der Oberfläche des Minenschachts vermutet, ungefähr einhundertachtzig Meter tief im Stollen. Kohle, Öl und Gas finden sich oft zusammen, da diese drei Stoffe ja durch ähnliche natürliche Prozesse entstehen. Da Gas leichter ist, befindet es sich immer oben. Wir haben eine Probebohrung angesetzt und sind auf das Gasfeld gestoßen.«

»Drang Gas in den Minenschacht hinauf?«

»Ja.«

»Wann sind Sie auf das Gasfeld getroffen?«

Wheeler nannte ihm das Datum, und Cotton drehte sich zu den Geschworenen um. »Eine Woche vor Jimmy Skinners Tod!«, sagte er laut. »Hätte man das Gas riechen können?«

»Nein. Im natürlichen Zustand ist Gas farb- und geruchlos.

Wenn die Firmen es verarbeiten, fügen sie einen bestimmten Geruchsstoff hinzu, sodass man das Gas bei einem Leck riechen kann, bevor es zu spät ist.«

»Oder bevor es durch irgendetwas entzündet wird?«

»Genau.«

»Was würde passieren, wenn jemand eine Ladung Dynamit in einem Minenschacht zündet, in dem sich Erdgas befindet?«

»Das Gas würde explodieren.« Miller sah aus, als würde er am liebsten das Gleiche tun.

Cotton wandte sich an die Geschworenen. »Ich glaube, Eugene hatte großes Glück, dass er so weit von dem Loch entfernt war, aus dem das Gas austrat. Und er hatte noch *viel mehr* Glück, dass er kein Streichholz benutzt hat, um die Zündschnur anzustecken. Aber das explodierende Dynamit hat es dann vollbracht.« Er drehte sich wieder zu Wheeler um. »Was für eine Art Explosion wäre das? Stark genug, um Jimmy Skinners Tod in der von Dr. Barnes beschriebenen Weise zu verursachen?«

»Ja«, räumte Wheeler ein.

Cotton legte die Hände auf den Rand des Zeugenstands und beugte sich zu Miller vor. »Haben Sie je daran gedacht, Warnschilder aufzustellen, um die Leute zu warnen, dass Erdgas im Stollen ist?«

»Ich hatte keine Ahnung, dass da drinnen mit Dynamit gearbeitet wurde. Ich wusste nicht, dass diese alte Grube überhaupt noch für irgendetwas benutzt wurde.«

Cotton war nicht sicher, glaubte aber gesehen zu haben, wie Wheeler George Davis einen verärgerten Blick zuwarf.

»Aber wenn jemand in den Stollen gegangen wäre, hätte das Gas ihn auch so getötet. Wollten Sie denn die Leute nicht warnen?«

Wheeler sprach jetzt sehr schnell. »Die Decken dieses Minenschachts sind sehr hoch, und es gibt eine natürliche Ventilation durch den Fels, also wäre die Ansammlung von explosivem Methan nicht so schlimm gewesen. Und wir wollten das Loch ohnehin verschließen, warteten nur noch auf die nötige Ausrüstung. Wir wollten nicht, dass jemand verletzt wird. Das ist die Wahrheit.«

»Tatsache ist, Sie haben keine Warnschilder aufgestellt, weil Sie ohne Erlaubnis dort gebohrt haben. Das stimmt doch, oder?«

»Ich habe nur meine Anweisungen befolgt.«

»Sie haben aber einige Anstrengungen unternommen, um zu vertuschen, dass Sie in der Grube gearbeitet haben?«

»Wir haben nur nachts gearbeitet. Und was wir an Ausrüstung mit hineinnahmen, haben wir auch wieder mit herausgenommen.«

»So hätte also nie jemand erfahren, dass Sie dort waren?«

»Stimmt.«

»Denn die Southern Valley hat darauf spekuliert, die Farm von Miss Cardinal zu einem wesentlich geringeren Preis erwerben zu können, wenn die Besitzerin nicht wusste, dass sie auf einem Meer von Gas saß.«

»Einspruch!«, rief Goode.

Doch Cotton war jetzt nicht mehr zu bremsen. »Mr Wheeler, Sie hatten Kenntnis davon, dass Jimmy Skinner bei der Grubenexplosion ums Leben gekommen ist. Und Sie mussten auch wissen, dass das Gas dabei eine Rolle gespielt hat. Warum haben Sie sich dann nicht gemeldet und die Wahrheit ans Licht gebracht?«

Wheeler befiingerte seinen Hut. »Man hat mir Anweisung gegeben, es nicht zu tun.«

»Wer? Wer hat Ihnen die Anweisung gegeben?«

»Mr Hugh Miller, der Vizepräsident des Unternehmens.«

Jeder im Gerichtssaal starrte auf Miller. Auch Cotton blickte zu ihm hinüber, als er seine nächsten Fragen stellte.

»Haben Sie Kinder, Mr Wheeler?«

Wheeler schaute überrascht auf. »Drei«, antwortete er.

»Geht es ihnen gut? Sind sie gesund?«

Wheeler senkte den Blick, bevor er antwortete. »Ja.«

»Dann sind Sie ein glücklicher Mann.«

Mit seinem Schlusspläoyer richtete Goode sich an die Geschworenen.

»Nun, wir haben weit mehr Beweise als nötig dafür erhalten, dass Louisa Mae Cardinal nicht zurechnungsfähig ist. Sogar ihr eigener Anwalt, Mr Longfellow, hat dies eingestanden. Und was all dieses Gerede über Gas und Explosionen angeht – was hat das eigentlich mit diesem Fall zu tun? Sollte die Southern Valley in irgendeiner Weise mitschuldig sein am Tod von Mr Skinner, haben seine Hinterbliebenen möglicherweise ein Recht auf Schadensersatz.«

»Er hat keine Hinterbliebenen«, warf Cotton ein.

Goode überging ihn. »Mr Longfellow hat die Frage aufgeworfen, ob mein Mandant ein geeigneter Käufer für dieses Land hier sei. Nun, Leute, es ist doch eine Tatsache, dass die Southern Valley große Pläne für eure Stadt hat. Gute Jobs werden euch allen den Wohlstand zurückbringen.«

Er trat nahe an die Geschworenen heran, wie ihr bester Freund. »Stellt sich die Frage, ob es der Southern Valley gestattet werden soll, euer aller Leben zu bereichern – natürlich auch das Leben von Miss Cardinal. Ich glaube, die Antwort liegt auf der Hand.«

Goode nahm Platz, und Cotton trat zu den Geschworenen. Er bewegte sich langsam und wirkte zuversichtlich, die Hände in den Taschen, und setzte einen seiner abgenutzten Schuhe auf einen Vorsprung der Geschworenenbank. Er sprach im Südstaatendialekt, und alle Geschworenen bis auf George Davis beugten sich vor, um ja nichts zu verpassen. Sie hatten erlebt, wie Cotton Longfellow einen der besten Staatsanwälte Richmonds fertig gemacht und ein Unternehmen gedemütigt hatte, das einen beinahe königlichen Status und eine Machtfülle besaß, wie sie in einer Demokratie gerade noch zu vertreten war. Zweifellos wollten die Geschworenen jetzt sehen, ob dieser Mann seine Sache zu Ende bringen konnte.

»Ich will euch, Freunde, erst mal die rechtliche Seite des Falles darlegen, denn die ist nicht so kompliziert, wie man meinen könnte. Eigentlich verhält sich der Fall wie ein guter Spürhund – er weist in eine Richtung, und zwar nur in eine.« Cotton nahm eine Hand aus der Tasche und zeigte direkt auf Hugh Miller, als er fortfuhr: »Die ruchlosen Taten der Southern Valley sind der Grund für Jimmy Skinners Tod, daran dürftet ihr wohl keinen Zweifel haben. Die Southern Valley bestreitet ja nicht einmal, dass sie sich illegal auf Louisa Maes Grund und Boden aufgehalten hat. Es wurden keine Warnschilder aufgestellt, die darauf hinwiesen, dass die Grube mit explosivem Gas gefüllt war, und deshalb haben unschuldige Menschen diesen Stollen betreten, von dem die Southern Valley genau wusste, dass er eine tödliche Gefahr darstellte. Es hätte jeden von euch treffen können. Und weil das Unternehmen wusste, dass es im Unrecht ist, kam es mit der Wahrheit nicht ans Licht. Und nun will es Louisa Maes tragischen Schlaganfall dazu nutzen, an ihr Land zu kommen. Das Gesetz besagt eindeutig, dass niemand von seinem verübten Unrecht profitieren

darf. Und wenn das, was die Southern Valley getan hat, kein Unrecht war, dann weiß ich es nicht!« Bis zu diesem Punkt war Cottons Stimme bedächtig und ruhig gewesen. Nun hob er sie ein wenig, während sein Finger noch immer auf Hugh Miller gerichtet war. »Eines Tages wird Gott diese Leute für den Tod dieses jungen Mannes zur Rechenschaft ziehen. Doch ihr müsst dafür sorgen, dass sie *heute* bestraft werden.«

Cotton betrachtete jeden der Geschworenen und hielt bei George Davis inne. Dann sprach er ihn direkt an. »Kommen wir nun zum anderen Teil dieser ganzen Angelegenheit. Die Southern Valley kam in dieses Gericht, schwenkte Säcke voll Geld vor eurer Nase und stellte sich als Retter der ganzen Stadt dar. Doch auch die Holzunternehmen haben euch versprochen, dass sie für immer hier bleiben. Erinnert ihr euch? Warum aber waren dann alle Holzfällerunterkünfte auf Schienen gebaut? Wie, bitte sehr, kann man noch deutlicher *auf Zeit* bauen? Und wo sind die Holzleute jetzt? In Kentucky!«

Er blickte zu Miller. »Und die Kohleunternehmen haben euch das Gleiche erzählt. Und was haben sie getan? Sie kamen her, haben alles an sich gerafft, was sie gebrauchen konnten, und haben euch mit kahlen Bergen, Staublungen und Träumen zurückgelassen, die sich in Albträume verwandelten. Und jetzt kommt die Southern Valley mit denselben leeren Versprechungen, nur dass es ihr um Gas geht. Dabei ist es bloß ein weiterer Aderlass des Berges. Bloß ein weiterer Rohstoff, der ausbeutet werden soll, bis am Ende nichts zurückbleibt.« Cotton drehte sich um und wandte sich an den gesamten Gerichtssaal.

»Aber hier geht es nicht wirklich um Southern Valley oder um Erdgas. Es geht hier vielmehr um Sie alle. Sicher, dieses Unternehmen kann mit Leichtigkeit den Berg abtragen, das Gas aus dem Boden holen und es durch seine wunderbare

Stahlpipeline schicken. Und das alles kann zehn, fünfzehn oder gar zwanzig Jahre so gehen. Aber dann wird *wieder* alles fort sein. Diese Pipeline bringt das Gas an andere Orte, genau wie die Züge die Kohle und wie der Fluss die Bäume woanders hingebbracht haben. Was glauben Sie, warum das so ist?« Er schaute sich aufmerksam im Saal um. »Ich werde es Ihnen sagen. Denn darin liegt der wirkliche Reichtum, zumindest in den Augen der Southern Valley. Diese Berge bieten genau das, was dieses Unternehmen braucht, um seinen Reichtum zu erhalten und seine Taschen weiterhin zu füllen. Und deshalb kommt die Gesellschaft hierher und nimmt sich, was sie braucht.

Dickens, Virginia, wird nie ein New York City werden, und das ist auch gut so. Wir haben schon genug große Städte und eine verschwindend geringe Anzahl von Orten wie diesen hier. Ihr alle werdet am Fuß dieser Berge nie wirklich reich. Die Southern Valleys der ganzen Welt sind es, die den wahren Reichtum für sich beanspruchen, die von dem Land nehmen und ihm nichts zurückgeben. Ihr wollt einen wirklichen Erlöser, Leute? Dann nehmt die Sache selbst in die Hand! Vertraut einander! Genauso, wie Louisa Mae es ihr Leben lang oben auf dem Berg getan hat. Das Leben der Farmer hängt vom Wetter und vom Boden ab. Mal geht es ihnen ein paar Jahre schlecht, dann wieder einige Jahre gut. Aber was der Berg ihnen bieten kann, wird niemals versiegen, da sie dem Berg nicht seine Seele entreißen. Diese Leute führen ein anständiges, ehrliches Leben. Sie brauchen keine Angst zu haben, dass Geldsäcke, die nichts anderes im Sinn haben, als mit dem Ausbeuten eines Berges einen Haufen Gold zu kassieren, mit großen Versprechen zu ihnen kommen und sie dann im Stich lassen, wenn nichts mehr zu holen ist, und damit unschuldige Menschenle-

ben zerstören.«

Er deutete auf Lou, die im Gerichtssaal saß. »Der Vater dieses Mädchens schrieb viele wundervolle Geschichten über diese Gegend, die Eigenarten dieses Landes und über die Menschen, die hier leben. Mit anderen Worten, Jack Cardinal hat diesen Ort, hat die Berge unsterblich gemacht. Und er hatte eine beispiellose Lehrerin, denn Louisa Mae Cardinal hat ihr Leben so gelebt, wie wir alle es tun sollten. Vielen von euch hat sie irgendwann einmal geholfen, und nie hat sie dafür etwas verlangt.« Cotton blickte zu Buford Rose und einigen anderen Farmern, die ihn anstarrten. »Und ihr habt Louisa geholfen, als sie Hilfe brauchte. Ihr wisst, dass sie ihr Land niemals verkaufen würde, denn dieser Boden ist genauso Teil ihrer Familie wie ihre Urgroßenkel, die nicht wissen, was mit ihnen geschehen wird. Ihr dürft nicht zulassen, dass die Southern Valley dieser Frau die Familie stiehlt. Die Menschen auf dem Berg haben nur sich selbst und ihr Land. Mehr nicht. Denjenigen, die hier unten leben, mag das nicht viel erscheinen, und erst recht nicht jenen, denen es nur darum geht, den Fels und die Bäume zu zerstören. Aber glauben Sie mir – für diejenigen, die den Berg ihre Heimat nennen, bedeutet es alles.«

Cotton stand hoch aufgerichtet vor den Geschworenen, und auch wenn seine Stimme gleich bleibend ruhig blieb, schien der Saal zu klein für die Macht seiner Worte.

»Sie müssen keine Experten in Gesetzesfragen sein, um in diesem Fall die richtige Entscheidung zu fällen. Sie müssen nur auf Ihr Herz hören. Lassen Sie Louisa Mae Cardinal ihr Land behalten.«

KAPITEL 40

Lou blickte aus dem Schlafzimmerfenster auf das weite Land, wie es sich zu den Hügeln und schließlich bis hin zu den Bergen erstreckte, wo alle Blätter verschwunden waren, bis auf die der immergrünen Gewächse. Doch auch wenn die kahlen Bäume immer noch beeindruckend waren, erschienen sie Lou nun wie die Steine auf Tausenden von Gräbern, welche die Trauernden mit leeren Händen zurückließen.

»Du hättest zurückkommen sollen, Dad«, sagte sie zu jenen Bergen, die er mit seinen Worten unsterblich gemacht und dann für den Rest seines Lebens gemieden hatte.

Nachdem die Geschworenen sich zur Beratung zurückgezogen hatten, war Lou mit Eugene zur Farm zurückgekehrt. Sie wollte nicht dabei sein, wenn das Urteil verkündet wurde. Cotton hatte ihnen versprochen, sofort zu kommen und ihnen das Ergebnis mitzuteilen. Seiner Meinung nach würde es nicht lange dauern. Es sagte nichts darüber, ob dies ein gutes oder schlechtes Zeichen war, aber er wirkte nicht gerade hoffnungsvoll. Lou konnte jetzt nur noch warten – und das war hart, denn alles um sie herum könnte schon morgen verschwunden sein, je nachdem, wie eine Gruppe von Fremden entschied. Nun, einer von ihnen war kein Fremder, sondern vielmehr ein Todfeind.

Lou fuhr mit den Fingern die Initialen ihres Vaters auf dem Schreibtisch nach. Sie hatte die Briefe ihrer Mutter für ein Wunder geopfert, das nie eingetreten war, und das schmerzte sie. Sie ging nach unten und blieb vor Louisas Zimmer stehen. Durch die geöffnete Tür konnte sie das alte Bett und die kleine Garderobe mit der Schüssel und der Kanne darauf sehen. Das

Zimmer war klein und karg, genau wie das Leben dieser Frau. Lou verbarg das Gesicht in den Händen. Es war so ungerecht. Sie ging weiter zur Küche, um das Essen zu bereiten.

Als sie einen Topf aus dem Schrank nahm, hörte sie hinter sich ein Geräusch und drehte sich um. Es war Oz. Rasch wischte Lou sich über die Augen, denn für Oz wollte sie immer noch stark wirken. Doch als sie sein Gesicht genauer musterte, erkannte sie, dass sie sich um ihren Bruder keine Sorgen machen musste. Irgendetwas hatte sich seiner bemächtigt, nur wusste Lou nicht, was es war. Doch so wie jetzt hatte Oz nie zuvor ausgesehen. Ohne ein Wort nahm er die Hand seiner Schwester und zog sie den Flur entlang.

Die Geschworenen betraten den Gerichtssaal, ein Dutzend Männer, sowohl aus den Bergen wie auch aus der Stadt. Zumindest bei elf von ihnen hoffte Cotton, dass sie das Richtige getan hatten. Die Geschworenen hatten sich stundenlang beraten, viel länger, als Cotton es für möglich gehalten hatte. Er konnte nicht einschätzen, ob dies ein gutes oder schlechtes Zeichen war. Die wirkliche Trumpfkarte, die man gegen ihn ausspielen konnte, war die Verzweiflung. Sie war ein erbitterter Gegner, der sich leicht jener Menschen bemächtigen konnte, die Tag für Tag fürs nackte Überleben schuften mussten oder die keine Zukunft mehr sahen an einem Ort, der ausgeplündert und beraubt worden war. Sollten die Geschworenen sich gegen ihn wenden, was durchaus im Bereich des Möglichen lag, war ihnen Cottons Verachtung sicher. Doch wenigstens würde bald alles vorbei sein.

»Sind die Geschworenen zu einem Urteil gelangt?«, fragte Atkins.

Der Sprecher erhob sich. Er war aus der Stadt, ein schlichter

Ladenbesitzer, dick und fett von zu reichlichem Essen und zu wenig Bewegung. »Ja, Euer Ehren«, sagte er leise.

Kaum jemand hatte den Gerichtssaal verlassen, seit der Richter die Geschworenen entlassen hatte. Nun beugten alle im Saal sich vor, als wären sie auf einen Schlag schwerhörig geworden.

»Wie lautet Ihr Urteil?«

»Wir sprechen uns ... für Southern Valley aus.« Der Mann blickte zu Boden, als hätte er soeben das Todesurteil über einen der seinen verhängt.

Im Gerichtssaal wurden Schreie laut – einige freudig, andere nicht. Der Balkon schien vom Einsturz bedroht, so gewaltig lastete das Gewicht der Entscheidung darauf. Hugh Miller und George Davis tauschten ein kurzes Kopfnicken, und ihre Lippen verzogen sich zu einem sieghaften Lächeln.

Cotton setzte sich zurück. Dem Gesetz war Genüge getan – nur nicht der Gerechtigkeit.

Miller und Goode schüttelten einander die Hände. Miller wollte auch Wheeler gratulieren, doch der große Mann ging angewidert davon.

»Ruhe! Ruhe, oder ich lasse den Saal räumen!« Atkins knallte den Hammer mehrere Male auf den Richtertisch. Allmählich kehrte Stille ein.

»Die Geschworenen können gehen«, sagte Atkins nicht gerade freundlich. »Vielen Dank für Ihre Dienste.« Ein Mann betrat den Gerichtssaal, erblickte Cotton und flüsterte ihm etwas ins Ohr. Cottons Verzweiflung wurde merklich größer.

»Euer Ehren«, meldete Goode sich zu Wort. »Nun bleibt nur noch, jemanden zu bestimmen, der Miss Cardinals Interessen vertritt und die Vormundschaft der Kinder übernimmt.«

»Herr Richter, ich habe gerade Neuigkeiten erfahren, die ich dem Gericht mitteilen muss.« Cotton erhob sich langsam. Er

hatte den Kopf gesenkt und eine Hand in die Seite gepresst.
»Louisa Mae Cardinal ist soeben verstorben.«

Wieder explodierte Lärm im Gerichtssaal, diesmal aber machte der Richter keine Anstalten, für Ruhe zu sorgen. Davis' Grinsen wurde breiter, und er ging zu Cotton hinüber. »Ver-dammt«, sagte er. »Dieser Tag wird ja immer besser.«

Cotton verlor die Beherrschung. Er packte Davis, holte aus und wollte ihn mit der rechten Faust in den nächsten Bundesstaat befördern, hielt dann aber inne und schob den Mann aus dem Weg, ganz so, wie man einen Haufen Dung von der Straße schiebt.

»Euer Ehren«, rief Goode, »ich weiß, dass es allen hier sehr leid tut um Miss Cardinal, und auch ich bedaure ihr Ableben. Nun, ich habe hier eine Liste angesehener Personen, die diese Kinder beim Verkauf des Landes vertreten könnten, das nun an sie übergegangen ist.«

»Und ich hoffe, dass Sie dafür in der Hölle schmoren«, rief Cotton. Er ging zur Richterbank, und Goode folgte ihm.

Cotton schlug mit der Faust so fest auf den Richtertisch, dass der Gerichtsdiener nervös näher trat.

»George Davis hat sämtliche Geschworenen korrumpiert«, rief Cotton. »Ich weiß, dass ihm die Dollars der Southern Valley ein Loch in die Tasche brennen.«

»Hören Sie auf, Longfellow. Sie haben verloren«, sagte Goode.

Keiner der Männer bemerkte, wie die Türen des Gerichtssaals sich öffneten.

»Niemals, Goode. Niemals!«, brüllte Cotton ihn an.

»Mr Cotton hat sich bereit erklärt, sich der Entscheidung des Gerichts zu fügen.«

»Tut mir leid, aber da hat er wohl Recht«, sagte Atkins.

Triumphierend drehte Goode sich zu Miller um – und bei dem Anblick, der sich ihm bot, wären ihm beinahe die Augen aus dem Kopf gefallen.

»Henry«, wandte Cotton sich flehentlich an Atkins, »die Kinder ... bitte, bestimmen Sie mich zu ihrem Vormund. Ich ...«

Doch Atkins hörte Cotton nicht mehr zu. Auch er starrte in den Gerichtssaal, den Mund weit offen.

Cotton drehte sich langsam um, um zu sehen, was Atkins so verstörte, und ihn schwindelte plötzlich, als wäre gerade Gott selbst durch jene Tür getreten.

Lou und Oz standen vor der Menge.

Und zwischen ihnen, wie von ihren Kindern gehalten, stand Amanda Cardinal.

Lou hatte die Blicke nicht mehr von ihrer Mutter nehmen können, seit Oz sie durch den Flur ins Schlafzimmer geführt hatte, in dem Amanda mit weit geöffneten, tränenerfüllten Augen lag, die zitternden Arme nach ihren Kindern ausgestreckt, ein freudiges Lächeln auf den Lippen.

Langsam drehte Cotton sich zum Richtertisch um.

»Euer Ehren«, sagte er mit stockender Stimme, »ich möchte Ihnen Amanda Cardinal vorstellen, den rechtmäßigen und wahren Vormund der Kinder.«

Die mit einem Mal schweigende Menge bildete eine Gasse, sodass Cotton langsam zu Amanda und ihren Kindern gehen konnte. Er wankte, als hätten seine Beine das Gehen verlernt, und sein Gesicht war tränenüberströmt.

»Miss Cardinal«, begann er, »mein Name ist ...«

Amanda streckte eine Hand aus und berührte ihn an der Schulter. Sie war sehr schwach, und doch hielt sie den Kopf hoch erhoben, und als sie sprach, waren ihre Worte leise, aber

vernehmlich. »Ich weiß, wer Sie sind, Mr Longfellow. Ich habe Ihnen oft zugehört.«

HEUTE

Die große Frau schreitet über ein Feld Rispengras, das sich langsam im Wind wiegt. Im Hintergrund erhebt sich eine Bergkette. Das silberne Haar der Frau reicht ihr bis zu den Hüften. Sie hat einen Stift und ein Klemmbrett dabei. Die Frau setzt sich auf den Boden und schreibt.

Vielleicht war es der Wunschbrunnen, der uns half. Vielleicht war es der unerschütterliche Glaube eines kleinen Jungen. Oder es war das kleine Mädchen, das seiner Mutter sagte, wie sehr es sie liebte. Wichtig war, dass unsere Mutter zu uns zurückkehrte, im gleichen Augenblick, als unsere geliebte Louisa Mae uns verlassen hatte. Nur eine kurze Zeit hatten wir Louisa gekannt, nicht länger als eine Minute, und dass wir sie überhaupt je kennen gelernt hatten, war Zufall, Glück oder Schicksal gewesen.

Die Frau erhebt sich, geht ein Stück weiter und bleibt vor zwei Grabsteinen stehen, auf denen die Namen Cotton Longfellow und Amanda Cardinal Longfellow zu lesen sind. Sie setzt sich wieder und schreibt weiter.

Meine Mutter und Cotton heirateten ein Jahr später. Cotton adoptierte Oz und mich, und wir brachten ihm die gleiche Liebe entgegen wie unserer Mutter. Sie verbrachten mehr als vier wundervolle gemeinsame Jahrzehnte auf dem Berg und starben beide innerhalb einer Woche. Nie werde ich Cottons wundervolle Liebenswürdigkeit vergessen. Wenn ich eines

Tages sterbe, dann in der Gewissheit, dass meine Mutter und ich das Beste aus unserer zweiten Chance gemacht haben.

Mein kleiner Bruder wuchs in seine großen Schuhe hinein und bekam einen noch viel kräftigeren Wurfarm. An einem glorreichen Herbsttag gewannen die New York Yankees dank Oz Cardinal die Baseball-Meisterschaft. Oz arbeitet heute als Lehrer und ist bekannt dafür, dass er ängstlichen Kindern in ihrer Entwicklung hilft. Und sein Enkel hat jenen unsterblichen Bären geerbt. An manchen Tagen wünsche ich mir nichts sehnlicher, als noch einmal den kleinen Jungen im Arm zu halten, ihm mit den Fingern durchs Haar zu fahren und ihn zu streicheln. Mein ängstlicher Löwe. Aber Kinder wachsen heran, und aus meinem kleinen Bruder wurde ein Mann. Und seine Schwester ist sehr stolz auf ihn.

Eugene verließ uns und gründete eine eigene Familie. Er lebt auf seiner Farm ganz in der Nähe. Bis heute ist er einer meiner besten Freunde geblieben. Nach seinem Auftritt in jenem Gerichtssaal vor langer Zeit habe ich nie wieder gehört, dass jemand ihn Hell No nannte.

Und ich? Wie mein Vater verließ ich den Berg. Doch im Gegensatz zu ihm kehrte ich wieder zurück. Ich heiratete und gründete auf dem Land, das Louisa Mae uns hinterließ, eine Familie. Jetzt sind es meine Enkel, die mich jeden Sommer besuchen kommen, und dann erzähle ich ihnen von meiner Jugend hier oben am Berg. Von Louisa Mae und Cotton und meinem lieben Freund Diamond Skinner und auch von den anderen, die in unser Leben traten. Ich erzähle davon, weil ich es für wichtig halte, solche Dinge über die eigene Familie zu wissen.

Im Lauf der Jahre habe ich so viele Bücher gelesen, dass ich schließlich selbst eins zu schreiben begann. Es machte mir viel

Freude, und ich schrieb vierzehn weitere. Ich erzählte Geschichten vom Glück und von Wundern, von Schmerz und Angst, vom Überleben und vom Triumph, vom Land und seinen Bewohnern – genau wie mein Vater es tat. Auch wenn ich nie Ehrungen und Preise bekam wie er, verkauften sich meine Bücher ein bisschen besser als die seinen.

Mein Vater schrieb, dass die Wechselfälle des Lebens den Mut, die Hoffnung und den Geist auf eine harte Probe stellen können. Doch auf dem Berg in Virginia lernte ich, dass es unmöglich ist, jemals ganz allein zu sein, solange man seinen Glauben nicht verliert.

Hier ist der Ort, an den ich gehöre. Und es ist tröstlich zu wissen, dass ich hier, auf diesem hohen Felsen, einst sterben werde. Ich habe keine Angst vor dem Tod. Und das ist ganz und gar verständlich, wissen Sie, denn der Ausblick von hier oben ist wunderschön.

DANKSAGUNGEN

Ich möchte mich bei allen bedanken, die mir bei diesem Projekt geholfen haben. Da sind zunächst die Mitarbeiter von Warner Books, insbesondere meine liebe Freundin Maureen Egen, die mich so wundervoll bei dem Versuch unterstützte, einmal etwas anderes zu versuchen, und die diesen Roman so großartig bearbeitet hat. Vielen Dank auch an Aaron Priest und Lisa Vance für ihre Hilfe und Ermutigung. Beide machen mein Leben weniger kompliziert. Dank auch an Molly Friedrich, die sich trotz ihres engen Terminplans die Zeit nahm, eine frühe Version des Romans zu lesen und mir viele wertvolle Kommentare zu geben. Und Dank an Frances Jalet-Miller, die ihre gewohnt herausragenden Fähigkeiten als Lektorin und ihren Enthusiasmus in die Geschichte einbrachte. Und Dank auch an meinen Vetter Steve, der den Roman vorab gelesen hat, und an Jennifer Steinberg für ihre Hilfe.

Und dir, Michelle, danke ich für alles, was du tust. Jeder weiß, dass ich ohne dich verloren wäre.

Dank an Spencer und Collin, die meine Lou und meinen Oz darstellten.

Auch bei meiner alten Freundin Karen Spiegel möchte ich mich für die Hilfe und Ermunterung bedanken. Du hast sehr dazu beigetragen, diesen Roman noch besser zu machen. Vielleicht sehen wir ihn eines Tages auf der Leinwand.

Mein herzlicher Dank gilt auch den freundlichen Mitarbeitern der Bibliothek von Virginia in Richmond, die mir gestattet haben, ihre Archive zu benutzen, und die mir einen ruhigen Platz zum Arbeiten und Nachdenken zur Verfügung stellten.

Sie haben mich zu vielen Schätzen geführt: niedergeschriebene Erinnerungen der Bergbewohner, mündliche Aufzeichnungen, die in den dreißiger Jahren von der WPA dokumentiert wurden, historische Bildbände der ländlichen Bezirke von Virginia und der ersten staatlichen Veröffentlichung über Geburtshilfe.

Mein besonderer Dank gilt Deborah Hocutt, der Direktorin des Virginia Center for the Book an der Bibliothek von Virginia, für ihre Unterstützung bei diesem Projekt und ihre Hilfe bei den vielen anderen Anlässen, bei denen ich mit den staatlichen Stellen Virginias zu tun habe.